ROLLING STONES: DAS GROSSE INTERVIEW

NOVEMBER 2023
AUSGABE 349

Rolling Stone

GERMANY

Stella Sommer *über* JONI MITCHELL

OLIVIA RODRIGO *über* den Preis des Ruhms

DOLLY PARTON

JORJA SMITH

BOB DYLAN

THE GASLIGHT ANTHEM

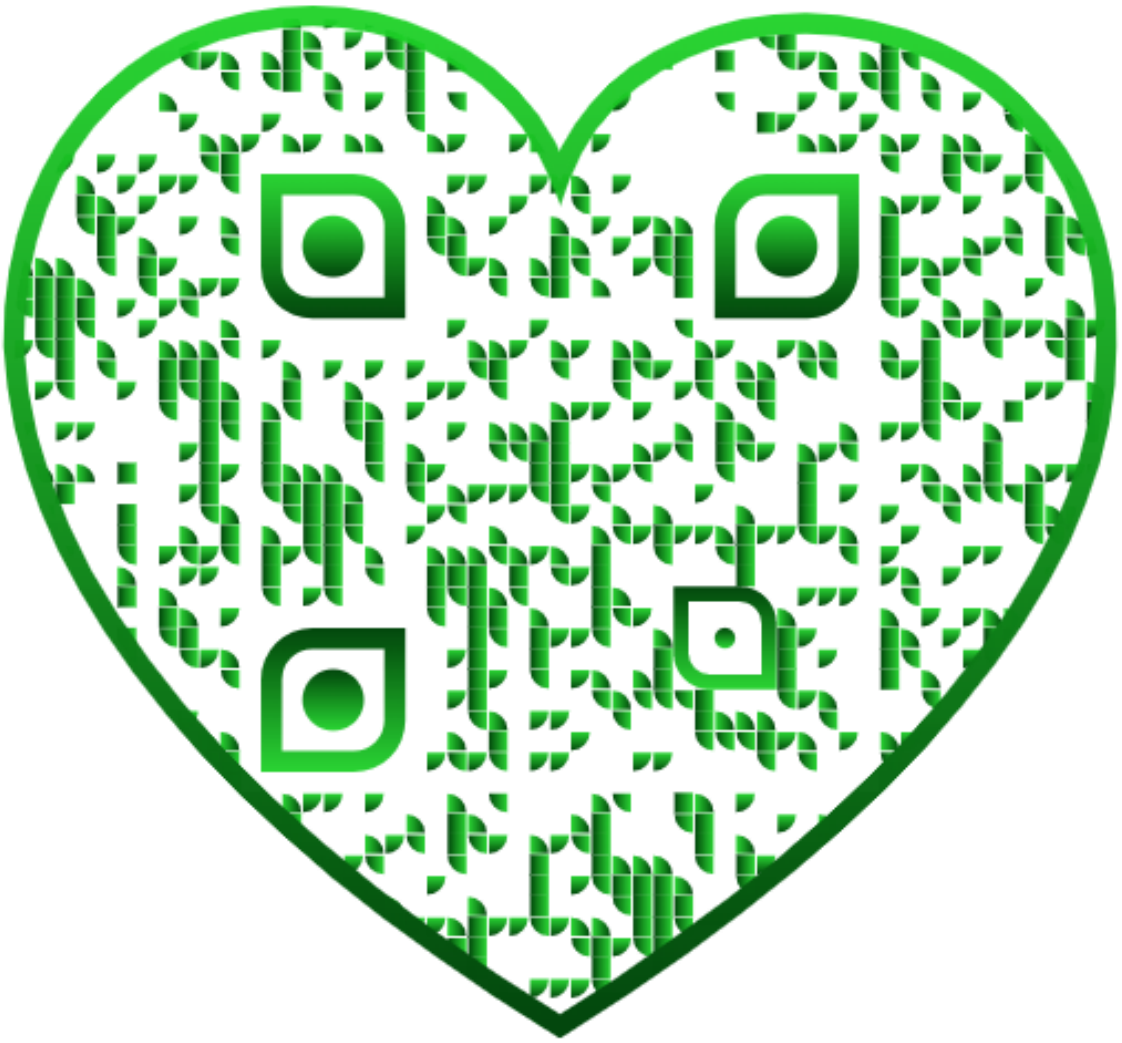
THE STREETS

ZOE WEES

D: 8,90 € - A: 9,70 € - CH: 15 SFR
4 194024 108906 11

THE ROLLING STONES - OLIVIA RODRIGO - THE GASLIGHT ANTHEM - JONI MITCHELL - JORJA SMITH - THE KILLS - THE STREETS - VIJI - DORFDISCOS - BOB DYLAN

AUSGABE 349 NOVEMBER 2023



Hol’ dir neuen Sound ins Leben.

REAL BLUE PRO × Loose Lips

Mit ihrem Mix aus Grunge und Alternative Rock orientieren sich die Loose Lips an den Größen der 90er, geben dem Ganzen aber mit eingängigen Texten und poppigen Einflüssen ihren eigenen Stil. Den Sound der Band hörst du am besten mit unserem REAL BLUE PRO Kopfhörer. Denn das Active Noise Cancelling und die Mimi Sound Personalisierung lassen Musik so erklingen wie von Künstlerinnen und Künstlern erdacht. Mehr Infos auf **teufel.de**

Teufel

Editorial

Mick, Ron und Keith

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

natürlich ist es ein großes Ereignis, dass die Rolling Stones noch einmal ein Studioalbum mit eigenen neuen Songs veröffentlichen, 18 Jahre nach *„A Bigger Bang“*, ihrem bis dato letzten. Die dienstälteste Band der Welt will es noch einmal wissen und kehrt mit *„Hackney Diamonds“* zurück zu ihren Wurzeln, zum Blues natürlich, aber eben auch nach London.

Dort traf ROLLING-STONE-Autor Torsten Groß Mick Jagger, Keith Richards und Ron Wood zum Interview. Die drei Stones im Gespräch – ein ziemlich exklusives Vergnügen. Wie auch das Album selbst, dessen Stream den Musikjournalisten erst kurz vor knapp zum Anhören zur Verfügung gestellt wurde. So knapp, dass Arne Willanders Rezension es nicht mehr in den Oktober-Plattenteil schaffen konnte. Nun ergänzt sie unsere Titelstory. Für diese streifte Torsten Groß durch London, an Orte, die an die berühmten Söhne der Stadt erinnern. Zum Beispiel zum frisch errichteten Denkmal für Mick und Keith in ihrem Home-Turf Dartford, das Letzterer eher amüsant findet. Überhaupt war Keith gut und launig drauf. So bezeichnete er die Aufnahmen für das neue Album als „Blitzkrieg“ und erklärte Paul McCartneys Gastauftritt lapidar so: „Er kam plötzlich ins Studio und verlangte einen Job.“

So wird es gewesen sein.

Die 20-jährige Olivia Rodrigo steht am Anfang dessen, was die Rolling Stones seit Jahrzehnten kennen: eine Weltkarriere. Über den frühen Ruhm und seine Schattenseiten spricht die Popsängerin mit unserer US-Kollegin Angie Martoccio. „Ich schreibe die Songs“, sagt Rodrigo, „es ist nicht meine Aufgabe, sie zu interpretieren.“ Well, das ist unter anderem die Aufgabe von Musikjournalist:innen.

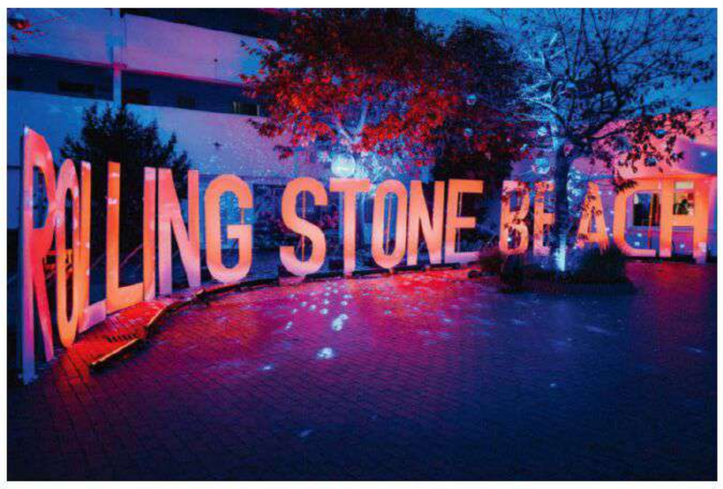
Ich wünsche Ihnen Inspiration und Vergnügen mit Ihrem ROLLING STONE!

SEBASTIAN ZABEL
CHEFREDAKTEUR

SCHREIBEN SIE UNS!

WIE FINDEN SIE DAS HEFT?

Ihre Meinung per E-Mail an post@rollingstone.de



Auf zur Beach-Party!

Am 10. und 11. November sind wir wieder an der Ostsee – beim ROLLING STONE Beach

Ja, es dauerte lange, bis das Line-up für den ROLLING STONE Beach 2023 stand. Doch nun heißt es wieder Koffer packen und ab zum Weissenhäuser Strand. Außer den Konzerten mit Dinosaur Jr., The Notwist, The Lathums, Fehlfarben, Charlotte Brandi, Die Nerven, Jerry Leger, Will Butler, Ida Mae und vielen anderen locken auch Lesungen unserer very own Birgit Fuß und Jens Balzer, die ROLLING-STONE-Talkrunde am Samstagvormittag und das ROLLING-STONE-Quiz, das sich im vergangenen Jahr großer Beliebtheit erfreute. Noch sind letzte Tickets erhältlich unter: rollingstone-beach.de. Wir sehen uns am Strand!

Mit der Disco ums Dorf

Was der Schriftsteller Jan Brandt in der Dorfdisco erlebte – und was unsere Leser

Bereits in seinem Debütroman „Gegen die Welt“ hat Jan Brandt uns in die ostfriesische Provinz mitgenommen, in der er aufwuchs. Für den ROLLING STONE ist er jetzt in die Dorfdisco zurückgekehrt, in der er viele Stunden seiner Jugend verbrachte – und die Tanzfläche ist noch immer voll. Wenn auch Sie in der Provinz aufgewachsen sind und die Disco das Tor zu einer aufregenden anderen Welt war – schreiben Sie uns! Ihre Erinnerungen und Fotos möchten wir gern veröffentlichen.

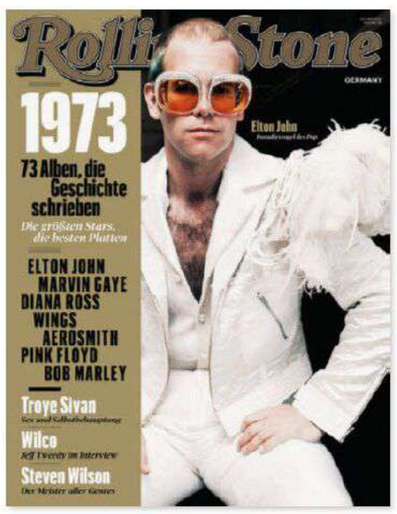
In der Bahn mit Joni Mitchell

Was Songwriterin Stella Sommer von ihr lernte

Erst wollte sie nicht so richtig, dann hat Stella Sommer ein paar längere Bahnfahrten dazu genutzt, um für den deutschen ROLLING STONE über die große Songwriterin Joni Mitchell anlässlich ihres 80. Geburtstages zu schreiben. Aus der Perspektive einer jungen Songwriterin nähert sich Sommer (die bei Die Heiterkeit singt und zuletzt das Soloalbum *„Silence Wore A Silver Coat“* veröffentlichte) Mitchell über deren Gitarrenspiel, über die „offenen Stimmungen“, bei denen die nicht gegriffenen Saiten einen einfachen, „offenen“ Akkord bilden. Auch darin war Mitchell eine Meisterin.

FOTOS: CHRISTOPH EISENMENGER, DANIELA BYSTRON, GLORIA ENDRES DE OLIVEIRA

post@rollingstone.de



„Super Cover! Super Titelthema! Ein Wahnsinn, wie viele herausragende Platten im Jahr 1973 das Licht der Welt erblickt haben! Und im Vergleich ein Armutszeugnis für die jüngere Vergangenheit."

— Peter Stratmann

Hansard

Interessanter Artikel über Glen Hansards neues Album. Nicht viele Songwriter würden Außenstehende so intensiv am Entstehungsprozess von neuen Songs teilhaben lassen.

— Ecki Rothkirch

1973

Schon die 500 besten Alben waren höchst fragwürdig – aber unter den 73 besten Alben von 1973 weder Genesis (*„Selling England By The Pound"*) noch Frank Zappa (*„Over-Nite Sensation"*) zu listen kann ja nur ein Versehen sein. Schaut mal ins „Mint"-Magazin, die haben das Jahr 1973, wie ich finde, deutlich besser aufgearbeitet, wenngleich sie leider, wir Ihr auch, Jim Croce außen vor gelassen haben – unverzeihlich.

— Frank Schinkel

Vielfalt

Nach einer ersten Durchsicht ist diese Ausgabe mit seiner Themenvielfalt eines der besten Hefte des Jahres geworden. Die 1973er-Albumliste enthält so viel Material, bei dem ich kopfnickend die kleinen Essays lese. Ein besseres Alibi für mein Abo habe ich selten.

— Pheebee, im RS-Forum

Entdeckung

Der '73er-Rückblick ist eine schöne Idee, die gern mit ein, zwei ausgewählten Jahrgängen fortgesetzt werden darf. Bisherige Entdeckung: Can, *„Future Days"*, ein faszinierendes, zeitloses Album, das auch 2023 hätte erscheinen können und dann in meiner Alben-Jahresliste ganz weit vorn wäre.

— Ewald's Ghost, im RS-Forum

Wikinger

Zunächst dachte ich beim Lesen der RS-Reportage über die Wikinger in Thailand, dass es sich um einen schlechten Scherz handelt. Doch der Text von Fabian Peltsch hat mich dann doch fasziniert. Gern mehr von solch irren Subkultur-Reportagen! Außerdem habe ich mich sehr gefreut, dass Ihr Jeffrey Lee Pierce noch einmal eine lange Würdigung gewidmet habt. Unter den essenziellen Platten fehlt allerdings *„The Las Vegas Story"* von 1984.

— Jan Kollmeyer

Hippies

Meine seligen Eltern hatten die deutsche Version von „Hair" im Plattenregal stehen, neben Dylan, Gordon Lightfoot, Simon & Garfunkel und den Beatles. Die Melodien und Texte des Musicals sind für mich Teil der sonnigen, glücklichen Welt meiner Kindheit. „Hair" ist wunderbar, mehr als Lebensfreude, wie der RS sagt: amerikanische Freiheit, Leben im Trailer und auf der Straße, unkonventionelle Klamotten, Liebe und Mitmenschlichkeit. Solange es hier bei uns Rassisten und Spießer gibt, die alles Schöne verbieten wollen – so lange brauchen wir Hippies!

— Christiane-Angela Blandow

Rolling Stone online

IN DIESEM MONAT LESEN SIE AUF ROLLINGSTONE.DE:

Unser Podcast Freiwillige Filmkontrolle präsentiert drei neue Gesprächsreihen. Sassan Niasseri und Arne Willander rezensieren die besten Filme der 70er-Jahre, dazu bringen sie alle Werke von Steven Spielberg (Foto) in ein Ranking – und besprechen außerdem wichtige Musik- und Konzertfilme. Den Auftakt bildet „Pink Floyd – Live At Pompeii". +++

FOLGEN SIE UNS JETZT AUF:

Twitter Facebook Instagram Spotify

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 24. November 2023

RollingStone GERMANY

KUND:INNEN- UND ABONNENT:INNEN-SERVICE

Neue Ansprechpartner im Abo!
Kundenservice Musik-Magazine
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Telefon: 0451-4906 740
E-Mail: abo@rollingstone.de

Alle Abos und Produkte künftig unter: www.musik-magazine.de

Verkaufspreis: 8,90 Euro inkl. 7% MwSt.
Printabo: jährlich 98,00 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Abonnement Ausland:
Österreich: 104,00 Euro inkl. MwSt. und Zustellgebühr; Schweiz: 160,00 sfr inkl. MwSt. und Zustellgebühr. Übriges Ausland auf Anfrage.
Bankverbindung:
Mediahouse Berlin GmbH
IBAN: DE95200700000072082101
BIC: DEUTDEHH

mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der
Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/308 81 88-222, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (V. i. S. d. P.)
Executive Editor (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Redaktion: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor)
Redaktionelle Mitarbeit *(fr)*: Jens Balzer, Max Gösche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)
Grafik: Patrick Klose *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Bildredaktion: Nils Stelte *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.), Laura Giesdorf (Social Media/Video), Marc Vetter *(fr)*, Samira Frauwallner (Volontärin)
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Ständige Mitarbeiter:innen *(fr)*: Gunter Blank, Wolfgang Doebeling, Jörg Feyer, Anne Florack, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Jan Jekal, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Fabian Peltsch, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried, Naomi Webster-Grundl, Hella Wittenberg, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter:innen dieser Ausgabe *(fr)*: Ronald Born, Jan Brandt, Hanns-Peter Bushoff, Valentin Goppel, Torsten Groß, Thomas Hummitzsch, Angie Martoccio, Sergio Membrillas, Birgit Schmitz, Stella Sommer, Jan Philip Welchering, Studio Pong

VERLAG
Geschäftsführung: Petra Kalb
Objektleitung: Volker Schadt, volker.schadt@mediahouse-berlin.de
Brand Partnerships und Vermarktung Live Experiences: Tim Huth (Media Impact), tim.huth@mediaimpact.de
Vermarktung Marke: Oliver Horn (Hoflieferant) oliver.horn@hof-lieferant.com, Mobil: 0171-2239119
Objektleitung Marketing und Tonträger Sales: Dirk Laubinger dirk.laubinger@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188213
Manager Disposition und Executive Marketing Assistant: Ninja Hansen (für Anzeigen verantwortlich) ninja.hansen@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188140
Abo-Service: Leserservice Musik-Magazine, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, abo@rollingstone.de, Telefon: 0451/4906740
Objektvertriebsleitung und Vertriebsleitung: Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer (Axel Springer)
Chief Digital Officer – Strategy & New Business: Isabell Dillenkofer
Chief Digital Officer – Product, Tech & Business Development: Remco Meyer
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG
Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
***(fr)*:** Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag. ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.
Unsere Datenschutzerklärung finden Sie unter www.rollingstone.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Mediahouse Berlin GmbH, Mehringdamm 33, 10961 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)
Chairman & CEO: Jay Penske
Chief Operating Officer: George Grobar
Managing Director, International Markets: Debashish Ghosh
Associate Vice President, International Markets: Gurjeet Chima
Associate Director, International Brand & Partnership Operations: Francesca Lawrence
Manager, International Brand Partnerships: Emma Wagner

ROLLING STONE HEADQUARTERS
Chief Executive Officer: Gus Wenner
Editor in Chief: Noah Shachtman
Digital Director: Lisa Tozzi
Creative Director: Joseph Hutchinson
Director of Photography & Deputy Creative Director: Emma Reeves
Publisher, EVP, Head of Global Brand Partnerships: Brian Szejka
Associate Publisher: Jessica Grill

Founder & Editorial Director: Jann S. Wenner

Copyright © 2023 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to Mediahouse Berlin GmbH.

FOTO: GETTY IMAGES

Inhalt

RS
HEFT 349
MUSIK UND MEHR

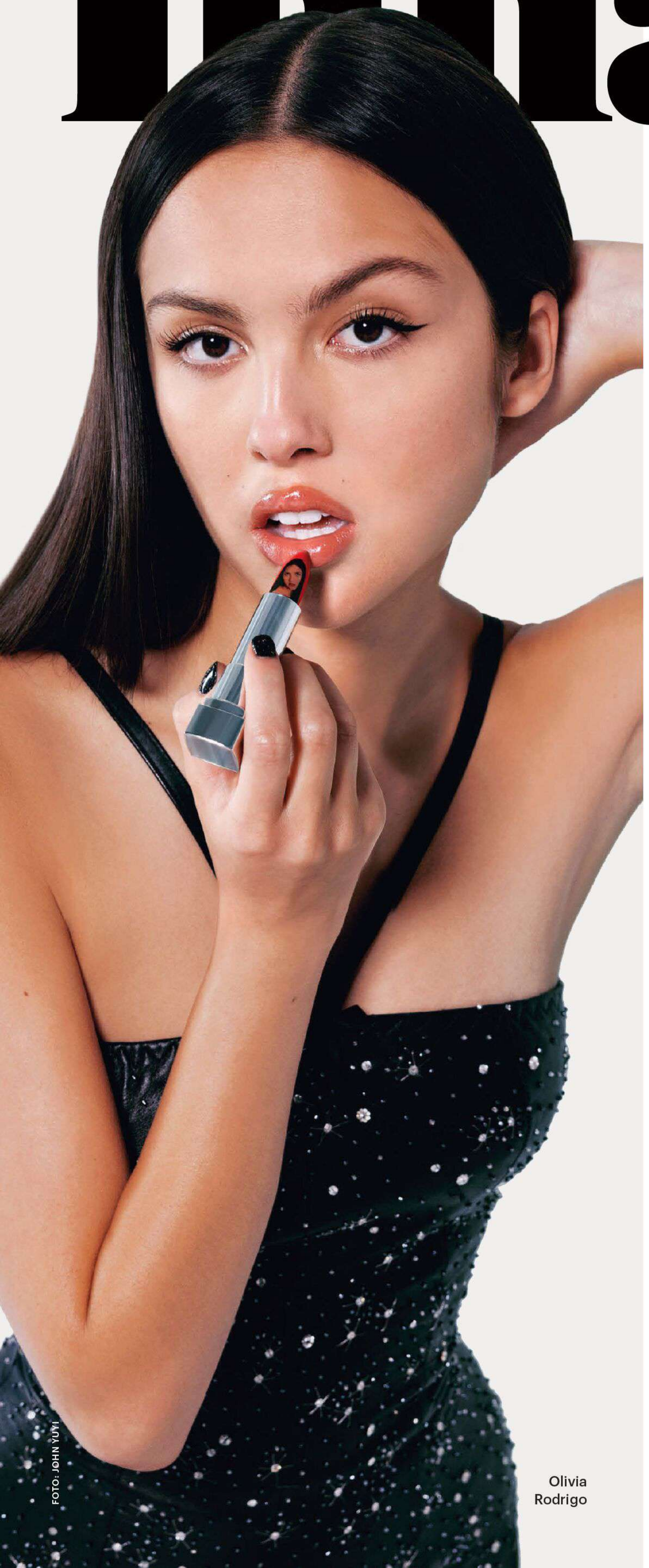


FOTO: JOHN YUYI

Olivia Rodrigo

32
The Rolling Stones
Eine Audienz bei der immer noch größten Rockband der Welt: Mick Jagger, Keith Richards und Ron Wood sprechen über alte Mythen und neue Herausforderungen, den Tod von Charlie Watts und den langen Weg bis zu ihrem neuen Album *„Hackney Diamonds“*
Von Torsten Groß

44
Olivia Rodrigo
Sie lebt an Ost- und Westküste ihr bestes Leben und hat den Herzschmerz hinter sich gelassen. Dank ihres neuen Albums *„Guts“* ist der 20-jährige Superstar noch größer geworden – und die ganze Welt schaut zu
Von Angie Martoccio

52
The Gaslight Anthem
Mehr geht in Sachen amerikanische Rockmusik kaum: Nach neun Jahren Pause hat Brian Fallon ein neues Album mit The Gaslight Anthem aufgenommen – und sein größter Held Bruce Springsteen lud sich selbst zum Mitsingen ein
Von Birgit Fuß

56
Die Magie der Dorfdisco
In einem Dorf in Ostfriesland gibt es eine Disco, in der Indie-Träume immer noch Wirklichkeit werden. Eine Nacht im Limit, eine Nacht wie viele in Deutschland
Von Jan Brandt

66
Joni Mitchell
Zum 80. Geburtstag von Joni Mitchell: Eine Annäherung in offener Stimmung von der Songwriterin und Die-Heiterkeit-Sängerin Stella Sommer, die über die Schönheit des Abgrunds nachdenkt
Von Stella Sommer

The Mix

7 **Jorja Smith**
Vor fünf Jahren war Jorja Smith eines der größten jungen englischen Talente. Mit dem neuen Album hat sie an Selbstvertrauen und Entschlossenheit gewonnen
VON LARISHA PAUL

10 **The Streets**
Nach einer langen Pause veröffentlicht Mike Skinner wieder ein Album von The Streets – es ist auch der Soundtrack zu einem Film, den er selbst gedreht hat
VON NAOMI WEBSTER-GRUNDL

Q&A
16 **The Kills**
Alison Mosshart und Jamie Hince über Vorteile der Pandemie und ihr erstes Album seit sieben Jahren
VON MAX GÖSCHE

HISTORY
24 **Paul Simon**
Vor 40 Jahren erschien das wunderbar fein ziselierte Album *„Hearts And Bones“*
VON ARNE WILLANDER

26 **Sampha**
Schwermütige Klangfarbe in der Stimme und ein neuer Optimismus prägen das zweite Album des gefeierten Ausnahmekünstlers
VON JAN JEKAL

28 **Zoe Wees**
Zoe Wees fiel bei „The Voice Kids“ mit ihrer dunklen Stimme sogar Ed Sheeran auf – und gilt mit 21 als eine der Hoffnungen ihrer Generation
VON SAMIRA JOY FRAUWALLNER

PLUS
Bob Dylan, All diese Gewalt, Elina, Mick Flannery, Kim Frank und einige mehr

Reviews

MUSIK
71 **Neues von Dolly Parton**
und 81 weitere Rezensionen

RS-GUIDE
86 **Joni Mitchell**
Hanns Peter Bushoff und Arne Willander über das Werk der großen Songschreiberin

FILM, SERIEN & LITERATUR
92 **„Anatomie eines Falls“**
und 18 weitere Rezensionen

TITELFOTO: MARK SELIGER

Rolling Stone Beach

GERMANY

• DINOSAUR JR. • THE NOTWIST •

LEE FIELDS • BOB MOULD • ANDY FRASCO AND THE U.N. • THE LATHUMS • FEHLFARBEN
CHARLOTTE BRANDI • GOOSE • DIE NERVEN • TRISTAN BRUSCH • SHRED KELLY
WILL BUTLER & SISTER SQUARES • PILLOW QUEENS • COACH PARTY • STEPH STRINGS
GIRL SCOUT • BEEN STELLAR • IDA MAE • MEDIUM BUILD • EWAN MAINWOOD
GIRL AND GIRL • EAGLE AND THE MEN UND VIELE MEHR

ALLE INFOS UND TICKETS UNTER WWW.ROLLINGSTONE-BEACH.DE SOWIE 01806-853 953*
*0,20/ANRUF AUS DEM FESTNETZ, MOBILFUNK MAX. 0,60/ANRUF

10. & 11. NOVEMBER 2023 – WEISSENHÄUSER STRAND

FKP SCORPIO

ByteFM

Jorja Smith

FOTO: MIKE EXCELL

Zurück aufs Land

Vor fünf Jahren war Jorja Smith eines der vielversprechenden jungen englischen Talente. Mit dem neuen Album hat sie an Selbstvertrauen und Entschlossenheit gewonnen

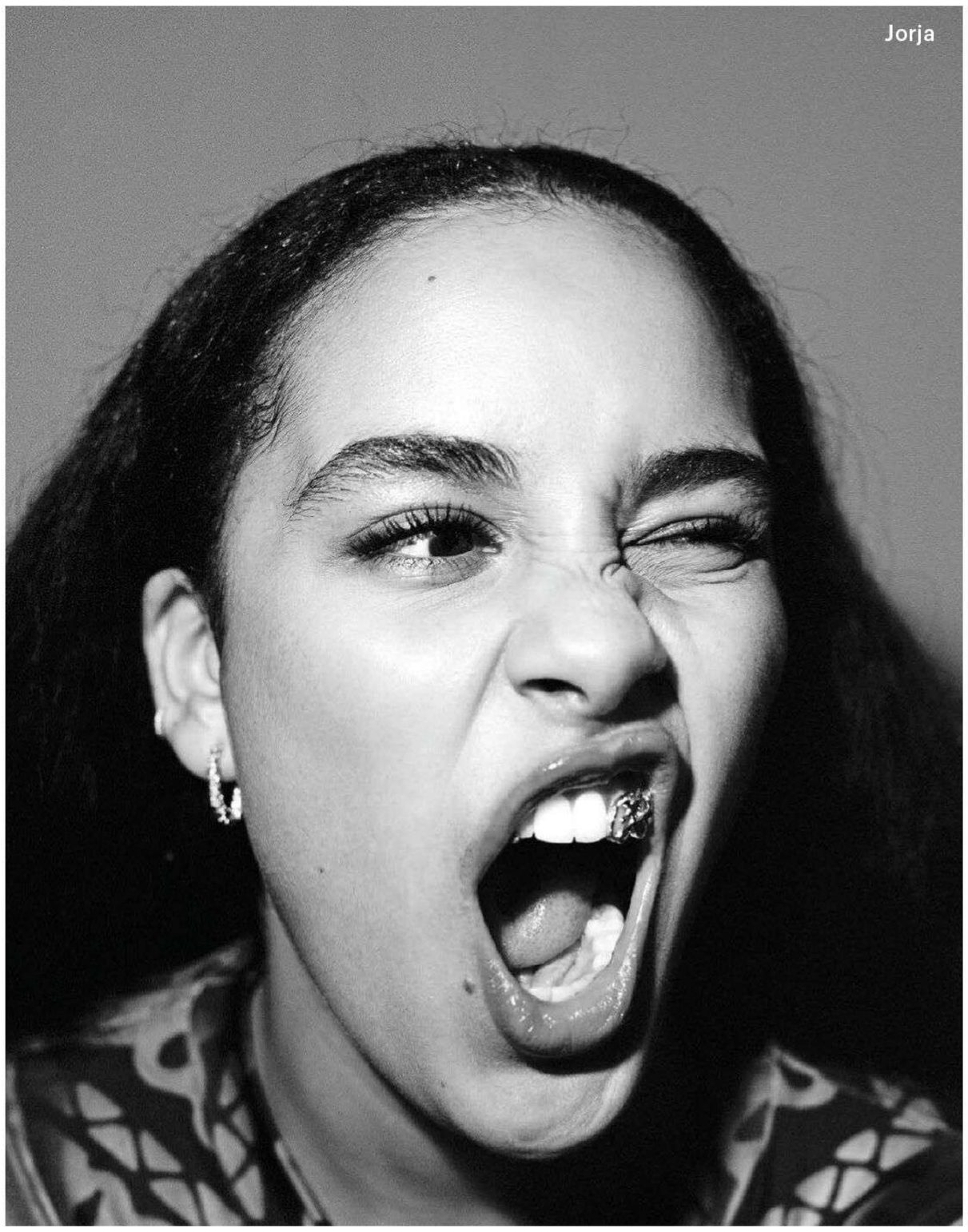
Von LARISHA PAUL

JORJA SMITH IST KEINE, DIE BLIND IHRER Intuition folgt. Sicher, ihr Bauchgefühl hat sie schon zu einigen sehr guten Entscheidungen geführt, wie zum Beispiel 2015, als sie kurz nach ihrem Highschool-Abschluss nach London zog, um eine Musikkarriere zu beginnen. Innerhalb weniger Jahre hatte die britische Sängerin und Songschreiberin Gastauftritte mit Drake und Kendrick Lamar, einen begehrten Platz auf der Shortlist für den Mercury Prize und eine Nominierung als beste neue Künstlerin bei den Grammy Awards 2019 neben Dua Lipa und Luke Combs. Alles deutete darauf hin, dass sie eine der am schnellsten aufsteigenden Künstlerinnen im R&B- und Pop-Bereich sein würde.

Dennoch, so sagt sie, zweifelte sie an sich selbst, vor allem als sie begann, sich in ihrem neuen Leben einsam zu fühlen. „Als ich mein erstes Album herausbrachte und dann auf Tournee ging, war ich nie da“, erinnert sich die 26-Jährige. „Ich war nicht viel mit meiner Familie zusammen, ich war nicht viel mit meinen Freunden zusammen.“ Sie sehnte sich nach den vertrauten Gesichtern und Orten in

Walsall in England, wo sie aufgewachsen war. Zurück in London fragte Smith sich oft: „Warum zum Teufel bin ich hier?“

Sechs Jahre lang verdrängte sie diese Stimme – bis sie 2021 endlich auf ihr Bauchgefühl hörte, nach Walsall zurückkehrte und mit der Arbeit an ihrem lang erwarteten zweiten Album, *„Falling Or Flying“*, begann. Es ist ein Album, auf dem sie einen selbstbewussten Sprung von einer vielversprechenden Newcomerin zu einer Künstlerin macht, die ihren Sound voll und ganz beherrscht. „Eigentlich sollte ich mich einfach immer nach meinem Gefühl richten, denn darauf kann ich mich verlassen, damit liege ich immer richtig“, sagt sie. „Auf wen läuft es am Ende hinaus? Auf mich. Und wenn ich nicht glücklich bin, was passiert dann?“


Jorja

Nach ihrem Umzug zurück nach Walsall nahm das Album Gestalt an, als Smith wieder mit dem französischen Produktionsduo DAMEDAME* zusammenkam. Mit ihm fand sie einen intuitiven Weg, um neu zu entdecken, was verschüttgegangen war – wie ihre Liebe zum Klavierspielen. „Es gibt so viele Dinge, mit denen ich aufgehört habe, weil ich in der Stadt lebte“, sagt Smith. „Sie haben mich wirklich dazu gebracht, wieder das zu machen, was ich früher gern gemacht habe.“ Die Sängerin buchte erst mal keine Studiotermine mehr und hoffte, dass bei einer Schreib-Session etwas herauskommen würde. Die meiste Zeit, sagt sie, hätten sie einfach nur zu dritt geredet und beim Essen Witze gemacht.

Sie lobt die authentische Qualität von DAMEDAME*: „Ich habe das Gefühl, dass sie sich eine gewisse Naivität bewahrt haben und das Kind in sich rauslassen können“, sagt Smith. Sie vergleicht das Duo mit der Musikindustrie in London, „wo es viele Meinungen gibt. Das gibt es bei ihnen nicht, dort gibt es all diesen Begleitlärm nicht. Alles ist einfach rein.“

Smith sagt, sie habe noch nie an einem Projekt wie *„Falling Or Flying“* gearbeitet, an einem, bei dem sie keinen Druck verspürte, sondern einfach im Moment da sein und kontinuierlich kreativ sein konnte. Ihr Debütalbum, *„Lost & Found“* von 2018, war im Wesentlichen eine Zusammenstellung von Songs, die sie im Laufe mehrerer Jahre geschrieben hatte. „Be Right Back“, die EP, die sie 2021 veröffentlichte, um die lange Zeit zu überbrücken, während sie an dem neuen Album arbeitete, bestand aus Songs aus den beiden Jahren zuvor.

Diesmal wollte Smith, dass ihre Musik ihren gegenwärtigen Zustand widerspiegelt – sie wollte nicht in alten Akten suchen, sie musste von vorn anfangen. „Ich bin in die Rolle der Frau geschlüpft, die diese Musik macht“, sagt sie. „Viele Songs handeln von anderen Dingen, und wenn ich sie dann vor dem Spiegel singe, denke ich: Oh, hier geht es um mich!“ In dem beschwingten, von britischem Garage House inspirierten „Little Things“ singt Smith über den Rausch einer neuen Verliebtheit, und in „Feelings“ zeigt sie, dass sie gut mit dem britischen Rapper und Sänger J Hus harmoniert.

Aber der emotionale Kern des Albums kommt noch mehr in Songs wie der kurzen, gefühlvollen Ballade „Try And Fit In“ zum Vorschein, in der sie jemanden berät, der einen Burn-out durchmacht, oder in dem von einer Akustikgitarre begleiteten „Too Many Times“, in dem es um die Notwendigkeit geht, ungesunde Beziehungszyklen zu durchbrechen. „Einige dieser Songs hätte ich vorher nicht schreiben können, weil ich das, worüber ich jetzt schreiben musste, bis letztes Jahr noch nicht erlebt hatte“, erklärt Smith.

„Zu Hause ist man bei Menschen, mit denen man sich wohlfühlt“

Sie weiß die Fähigkeit ihrer neuen Kooperationspartner zu schätzen, sie bei der Arbeit an diesem Album ehrlich zu beraten. „Ich fürchte, du musst diesen Song neu schreiben“, habe ihr das Produzenten-Duo bei einem ihrer Songs nahelegt. „Ich antwortete: ‚Ja, das muss ich, denn ich habe tatsächlich gelogen.‘ Ich musste ihn umschreiben, denn ich wollte nicht, dass jemand den ‚falschen‘, den ursprünglichen Song zu hören bekommt. Aber es musste einige Zeit vergehen, bis ich sagen konnte: Egal, ich werde schreiben, was ich wirklich sagen will.“

Ihren kreativen Durchbruch auf diesem Album führt sie zu einem gewissen Teil auch auf die drei Jahre zurück, in denen sie regelmäßig zur Therapie ging. „Ich habe es geschafft, mich anders zu betrachten“, sagt sie. „Das hat mir geholfen, loszulassen. Ehrlich gesagt habe ich mich früher immer zu sehr mit Dingen beschäftigt oder war besessen von Dingen in meinem Kopf.“

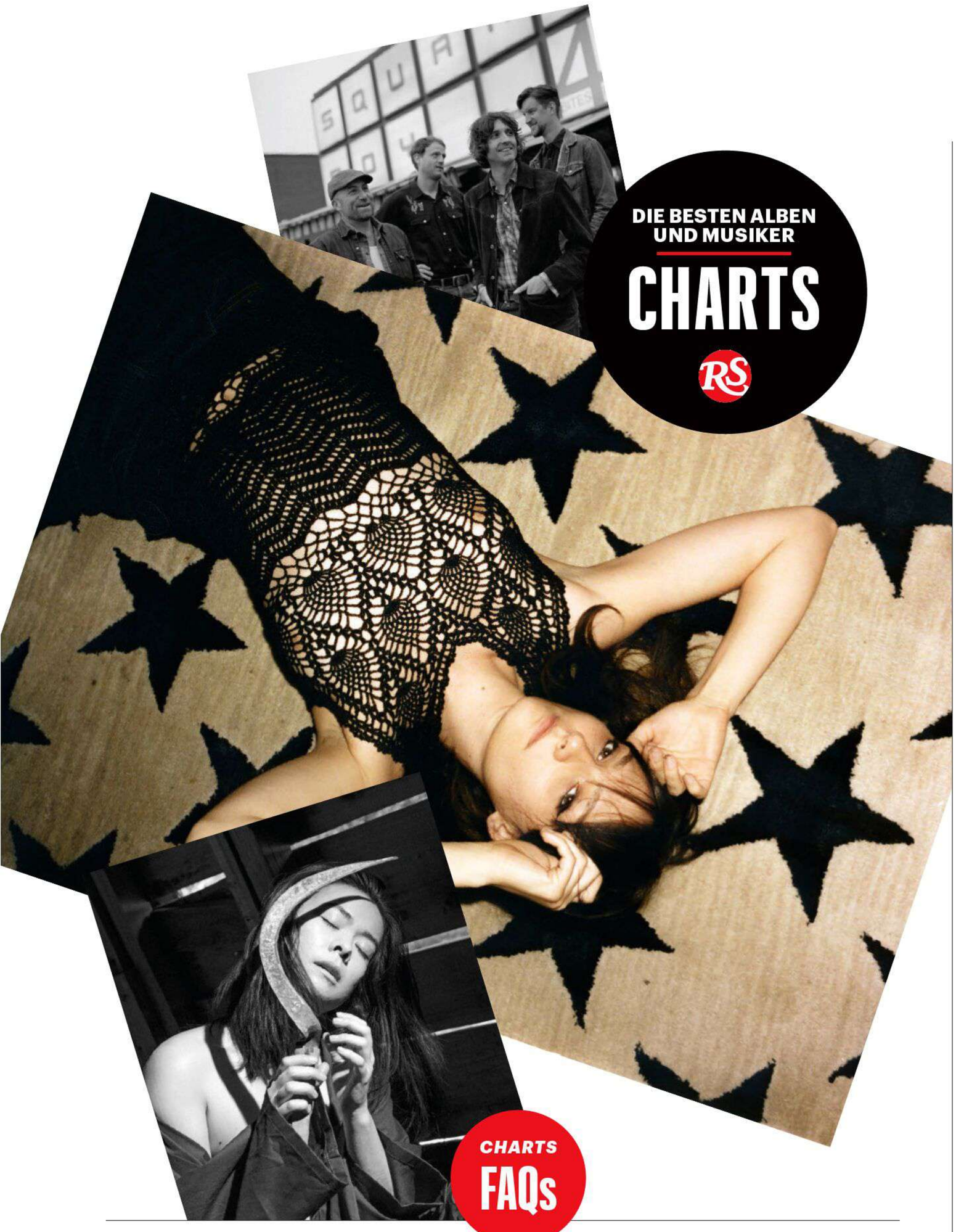
Sie sagt, ihre neu gewonnene Selbsterkenntnis habe ihr geholfen, ihr Leben und die Entscheidungen, die sie trifft, selbst in die Hand zu nehmen. „Was mir in der Vergangenheit aufgefallen ist: dass ich zu bestimmten Dingen bereit war und Ja sagte – sei es zu einem Auftritt oder einer Aufnahme –, während es in meinem Kopf und in meinem Herzen rief: ‚Nein, nein, nein, ich weiß, ich sollte das nicht machen!‘ Dann mache ich es doch, und alles das, was ich fühlte, als ich Nein sagen wollte, fühle ich immer noch.“ Sie geht nicht näher auf diese vergangenen Entscheidungen ein, aber es ist klar, dass Smith durch die Therapie und die Zusammenarbeit mit Menschen, die sie verstehen, ihr Leben verändern konnte, dass sie ihre eigenen Gefühle die Führung übernehmen ließ.

Während sie früher vielleicht von der Frage verfolgt wurde, was sie bei einem Streit hätte sagen sollen oder wie sie für sich selbst hätte eintreten können, fühlt Smith sich jetzt frei, ihrer musikalischen Inspiration zu folgen. „Im Studio zu sein und Songs zu machen ist der beste Ort und die beste Situation der Welt“, sagt sie. „Was die Leute darüber denken, wie ich aussehe und so weiter – das hat keinen Einfluss auf die Musik. Es betrifft nur mich selbst. Was manchmal vielleicht ein Problem ist. Aber ich mache gern weiter!“

Wenn Smith in Walsall ist, fühlt sie sich sicher. Aber sie hat gelernt, dass ihr Zuhause auch anderswo sein kann, wenn die Bedingungen stimmen. „Zu Hause ist man nur bei Menschen, bei denen man sich wohlfühlt“, sagt sie. Dann lacht sie und fügt hinzu: „Das könnte auch in London sein – aber das möchte ich nicht zugeben, weil ich London nicht mag.“

Die Tournee, die sie nun nach der Veröffentlichung von *„Falling Or Flying“* plant, wird sie aus ihrem Refugium herausführen, aber Jorja Smith weiß jetzt, dass sie die Sicherheit ihrer Heimat mitnehmen kann. „Denn das ist meine andere Sicherheitsblase: Meine Crew und meine Band, wir sind eine Familie“, sagt sie. „Das ist so etwas wie mein anderes, mein mobiles Zuhause. Ich habe das Gefühl, dass ich all meine Energie, die ich hier in Wallsall speichere, mit auf die Reise nehmen kann. Und ich komme immer wieder hierher zurück.“

FOTO: MIKE EXCELL



DIE BESTEN ALBEN UND MUSIKER

CHARTS

RS

CHARTS FAQs

Lange Wege zum Ruhm

Die Leser lassen sich vom Album-Wirbel zur Jahresneige nicht drängeln – bei den Autoren punkten der kanadische Poet Jerry Leger, die Jungdiva Olivia Rodrigo und die Songschreiberin Mitski

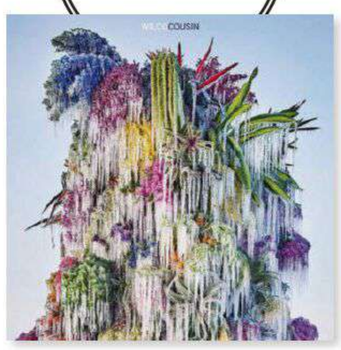
Das Tourgeschäft ist in Tagen wie diesen nicht nur Brot, Butter und Beerenmarmelade aller fahrenden Sänger und Sängerinnen. Es ruft auch Erinnerungen an schöne Musik ins Bewusstsein. Etwa bei der Westberliner Anzugherrentruppe Element Of Crime, deren im April dieses Jahres veröffentlichtes Album *„Morgens um vier“* wieder ganz oben auf dem Treppchen der Lesercharts zu finden ist. Ihre umjubelte Gastspielreise durch ausverkaufte Casinos und Philharmonien hat Wirkung gezeigt. Ein Album mit Langzeiteffekt.

Überhaupt erweisen sich die externen „Voter“ als treue Seelen. Verbundenheit auch zu Jessie Ware, die nun nicht gerade als Rockerin im derben Flanellhemd bekannt ist. Die britische Pop-Sirene kann ihr letztes Album munter weiter platzieren. Fast wie einst in den 70er-Jahren Pink Floyd mit *„The Dark Side Of The Moon“*. So in der Art jedenfalls.

Bei den vom Autorenteam genannten Neuerscheinungen ein gewohnt vielschichtiges Bild: Die Langzeitlegenden Wilco zünden mal wieder. Darüber hinaus ein wilder Ritt durch Genres und Geschmäcker. Der frühere Disney-Kinderstar Olivia Rodrigo ist da genauso vertreten wie der kanadische Singer-Songwriter Jerry Leger mit seinem neuen Album. Moderner Crossover kommt von der japanisch-amerikanischen Heroine Mitski, die mit 33 Jahren bereits einen langen Weg zurückgelegt hat. Es zahlt sich aus, unterwegs zu sein. **RN**

FOTOS: COLIN MEDLEY, MADDY ROTMAN, EBRU YILDIZ

CHARTS AUTOREN



1. **Wilco**
„Cousin“ (2)

2. **Margaret Glaspy**
„Echo The Diamond“ (3)

3. **Jerry Leger**
„Donlands“ (-)

4. **Husten**
„Aus einem nachtlangen Jahr“ (-)

5. **Mitski**
„The Land Is Inhospitable And So Are We“ (-)

6. **Pretenders**
„Relentless“ (9)

7. **Cherry Glazerr**
„I Don’t Want You Anymore“ (-)

8. **Olivia Rodrigo**
„Guts“ (-)

9. **Jorja Smith**
„Falling Or Flying“ (12)

10. **Sampha**
„Lahai“ (-)

11. **Jonathan Wilson**
„Eat The Worm“ (20)

12. **Ilgen-Nur**
„It’s All Happening“ (6)

13. **Ethan P. Flynn**
„Abandon All Hope“ (-)

14. **The Mountain Goats**
„Jenny From Thebes“ (-)

15. **The Gaslight Anthem**
„History Books“ (-)

16. **Blur**
„The Ballad Of Darren“ (8)

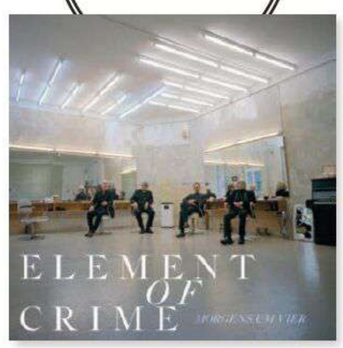
17. **Blonde Redhead**
„Sit Down For Dinner“ (-)

18. **Blush Always**
„You Deserve Romance“ (-)

19. **James Blake**
„Playing Robots Into Heaven“ (14)

20. **Hotel Rimini**
„Allein unter Möbeln“ (-)

CHARTS LESER



1. **Element Of Crime**
„Morgens um vier“ (4)

2. **Wilco**
„Cruel Country“ (3)

3. **PJ Harvey**
„I Inside The Old Year Dying“ (1)

4. **Blur**
„The Ballad Of Darren“ (2)

5. **Wilco**
„Cousin“ (-)

6. **Pretenders**
„Relentless“ (-)

7. **Sparks**
„The Girl Is Crying In Her Latte“ (15)

8. **Anohni And The Johnsons**
„My Back Was A Bridge For You To Cross“ (7)

9. **Jessie Ware**
„That! Feels Good!“ (-)

10. **Lucinda Williams**
„Stories From A Rock N Roll Heart“ (5)

11. **Fury In The Slaughterhouse**
„Hope“ (-)

12. **Róisín Murphy**
„Hit Parade“ (-)

13. **Neil Young**
„Chrome Dreams“ (-)

14. **Lana Del Rey**
„Did You Know That There’s A Tunnel Under Ocean Blvd“ (13)

15. **Olivia Rodrigo**
„Guts“ (-)

16. **Alice Cooper**
„Road“ (8)

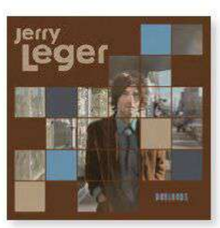
17. **Bonnie „Prince“ Billy**
„Keeping Secrets Will Destroy You“ (10)

18. **Noel Gallagher’s High Flying Birds**
„Council Skies“ (18)

19. **Fortuna Ehrenfeld**
„Glitzerschwein“ (-)

20. **Bruce Springsteen**
„Only The Strong Survive“ (12)

MITMACHEN UND GEWINNEN



Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre eigenen Favoriten gegenüber und senden Sie bitte bis zum 2. November 2023 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen sind diesmal fünf Exemplare des neuen Albums *„Donlands“* von Jerry Leger.

Im Niemandsland der Clubs

Nach zwölf Jahren veröffentlicht Mike Skinner wieder ein Album von The Streets – es ist auch der Soundtrack zu einem Film, den er selbst gedreht hat

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

Nie wieder ein Album von The Streets! Das behauptete Mike Skinner, als er 2011 mit *„Computers And Blues“* die fünfte Streets-Platte veröffentlichte. Es gebe nichts Neues mehr für ihn innerhalb des Projekts The Streets auszuprobieren, erklärte der Musiker damals, der bereits 2002 mit seinem Debütalbum, *„Original Pirate Material“*, den Sound des britischen Rap entscheidend prägte. Als er 2017 sein Live-Comeback feierte, waren die Tickets innerhalb von Minuten ausverkauft – die Fans hatten nicht genug von The Streets. 2020 veröffentlichte Skinner dann mit *„None Of Us Are Getting Out Of This Life Alive“* ein Kollaborations-Mixtape, das sich allerdings deutlich von dem klassischen Sound und Storytelling von The Streets unterschied.

Doch jetzt ist es so weit. Er hat keine Angst mehr, dem früheren Mike Skinner zu widersprechen, und veröffentlicht mit *„The Darker The Shadow The Brighter The Light“* ein neues Streets-Album, das musikalisch an die alten Werke anschließt. Kein Wunder, denn die Platte lag schon seit zehn Jahren in der Schublade. „Ich habe aber lange Zeit über diese Tracks nicht als einen Teil von The Streets nachgedacht. Ich habe The Streets zurückgebracht, weil ich diesen Film machen wollte“, erklärt Mike Skinner.

Denn mit der neuen Platte erscheint auch ein Film, der denselben Titel trägt. Mike Skinner hat ihn geschrieben, produziert, geschnitten, hat Regie geführt, spielt die Hauptrolle und hat den Soundtrack gemacht. Alle Songs des neuen Albums kommen im Film vor. Dass die Fans so lange auf neue Musik von The Streets warten mussten, liegt also eigentlich nur daran, dass Skinner so lange gebraucht hat, den Film fertigzustellen.

Als das Interview für diesen Text stattfindet, ist es erst zwei Tage her, dass er den Film finalisiert hat. Er wirkt noch etwas mitgenommen und zerstreut, gähnt oft. „Der letzte Monat war einfach schrecklich, ich habe nicht mehr geschlafen, nur noch gearbeitet! Ich war auch auf Tour und bin nach der Show immer direkt zurück an die Arbeit am Film gegangen. Als ich ihn jetzt endlich abgegeben habe, stand ich erst mal unter Schock. Aber jetzt fühle ich mich zunehmend entspannter.“

Nachdem Skinner vergeblich versucht hatte, Gelder für seinen Film zu bekommen, beschloss er vor vier Jahren, ihn komplett selbst zu machen. „Das war ziemlich dumm. Ich habe mich total übernommen“, findet er rückblickend. Doch so stressig es auch war, gab es eigentlich keinen Aspekt, der ihm keinen Spaß machte. Am wenigsten gefiel ihm das Schauspielern. „Ich hab meinen Text einfach nie gelernt, weil ich so viel anderes zu tun hatte.“ Skinner spielt einen DJ namens Mike. So weit, so wenig fiktional. Auch im echten Leben ist Skinner als DJ unterwegs. Der Film-Mike wird um ein Uhr nachts von seinem Handywecker geweckt, fährt in den Club, wo er einen DJ-Gig hat. Im Taxi will er keine Musik hören. Klares Zeichen: Unser Protagonist ist verbittert. Während die Leute im dunklen Club ausgelassen feiern, sitzen die DJs im kargen und ungemütlich beleuchteten Backstagebereich. Solange Drogen Teil der Party sind, machen sie Spaß – nimmt man sie nur noch, um für die Arbeit wach zu bleiben, wirken sie traurig. Als er gehen will, lernt er vor dem Club eine wunderschöne Frau, Ava, kennen, die ihn mit zu sich nach Hause nimmt. Es stellt sich heraus, dass Ava reich ist – und Besitzerin des Clubs. Man ahnt: Die kann doch nichts Gutes im Schilde führen! Wer Geld hat, will die Musik besitzen; wer die Musik hat, dem fehlt Geld.

Es ist Tag, Mike liegt zu Hause auf der aufgeklappten Ledercouch, die ihm als Bett dient. Ein DJ-Kumpel kommt vorbei, sie hängen rum, kiffen, saufen, bis es wieder Zeit ist, in den Club zu fahren. Sie beschließen, einen großen Batzen Drogen zu kaufen, um damit Geld zu verdienen. Doch Mike bekommt Panik und wirft die Drogen aus dem Autofenster, als sie auf einer Brücke stehen. Die Drogen gehen im Wasser unter.

Hier beginnt der Ärger: Mike hat all sein Geld in die untergegangenen Drogen investiert, der Dealer will seine Kohle haben, in Avas Club stirbt jemand einen Drogentod, deswegen wird sie den Club schließen müssen. Wird der Antiheld Mike all diese Probleme lösen können?

An ungewöhnlich abrupten Kamerabewegungen oder im Film verstreuten Special Effects merkt man, dass Skinner sich während der Corona-Pandemie viel mit Postproduktionsmöglichkeiten beschäftigt hat. So simpel der Plot ist, so verwirrend sind die Dialoge, was zum Teil auch an der hölzernen bis dilettantischen Art zu spielen liegen mag. Warum jetzt genau so gehandelt oder vielmehr weshalb jetzt genau hier- und dorthin gefahren oder rumgehangen wird, erschließt sich oft nicht. „Es ist eine ziemlich simple Geschichte darüber, dass man in Schwierigkeiten gerät und versucht, wieder herauszukommen, weswegen es sich wie ein Film noir anfühlt. Und die Songs sind wie ein Voiceover, durch sie kann man hören, was ich denke“, so Skinner. Die Tracks vom neuen Album sind der Soundtrack des Films, unterstreichen bestimmte Momente und Gefühle – der Heimweg im Morgengrauen, die Leichtigkeit der anfänglichen Verknalltheit –, treiben aber nicht die Handlung voran. „Wenn man sich nur das Album anhört, wird man nie erfahren, was die Story des Films ist, denn die passiert zwischen den Songs.“

Skinner wollte mit *„The Darker The Shadow The Brighter The Light“* das Niemandsland zeigen, in dem DJs zwischen den Tagen leben. Und die paradoxe Aufgabe, Leuten eine Nacht zu bescheren, an die sie sich nicht erinnern werden. Natürlich blickt er jetzt, mit Mitte vierzig, weniger verklärend auf das DJ-Leben als mit Anfang zwanzig: „Man wird langsam zu einem fahrenden Händler und ist kein cooler Partytyp mehr. Wenn man jung ist, ist man einer von den feiernden Leuten im Club und spielt zufällig die Songs ab. Aber irgendwann ist man dann einfach jemand, der im Club arbeitet.“ Als Musiker die eigenen Songs vor Publikum darzubieten sieht Skinner fast schon als eine Art Sport, bei dem man jeden Abend das Gleiche tut. „Als DJ kann man wirklich kreativ sein, weil man keine Ahnung hat, was man als Nächstes tun wird.“

Musiker, DJ, jetzt auch Filmemacher – ein Projekt, an dem Mike Skinner fast gescheitert wäre. „Ich habe noch nie an etwas gearbeitet, das so hart war wie dieser Film, bei dem ich mich so krass zum Weitermachen motivieren musste.“

Gegenständliches

FEUERZEUG

Seit dem Streets-Debütalbum *„Original Pirate Material“* von 2002 ist das Logo des Projekts ein Feuerzeug. Auch in dem Film *„The Darker The Shadow The Brighter The Light“* hat es einen Auftritt: als USB-Stick, den Skinner für seine DJ-Gigs benutzt.

TELEFONE

In Skinners Werk spielt schon immer das Mobiltelefon eine subversive, aber stetige Rolle. An Wendepunkten des neuen Films ist meist ein Handy involviert, und auch in den Lyrics taucht es immer wieder auf: „The world gave me its phone to look at just one photo.“

FILM NOIR

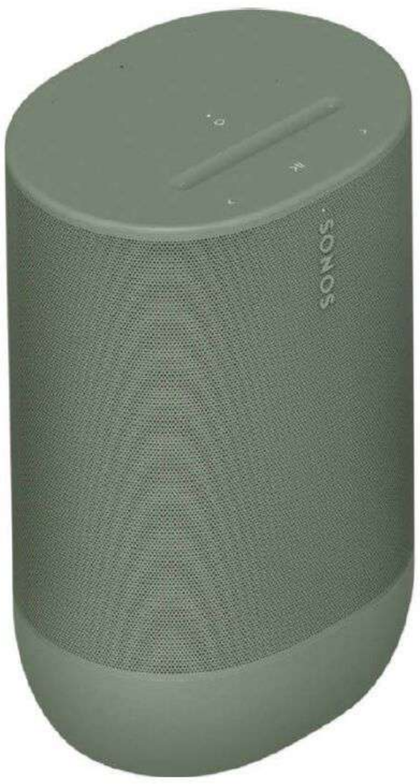
Skinner ordnet seinen Film dem Genre des Film noir zu: urbane Schauplätze, ein pessimistischer Antiheld, ein aufzuklärender Tod, eine Femme fatale.

FOTO: BEN CANNON

Mike
Skinner

Gesucht: Ihre Favoriten 2023!

Der Leser-Poll: Wir möchten wissen, was Ihnen in diesem Jahr am besten gefallen hat. Wer mitmacht, kann natürlich auch etwas gewinnen



Lautsprecher
MOVE 2
(Sonos)

Der portable Premium-Speaker für den besten Stereo-Sound von Sonos – raumfüllend, mit klaren Stimmen und dynamischen Bässen. Der Move 2 sieht nicht nur sehr gut aus, er ist auch robust und wasserfest. Und der Akku hält bis zu 24 Stunden!

Kopfhörer
REAL BLUE PRO
(Teufel)

Teufels bisher klangstärkster Kopfhörer mit über 40 Stunden Akku-Laufzeit, dreistufig regelbarem Active Noise Cancelling und Transparenzmodus bietet auch ein besonders breites Stereo-Panorama.

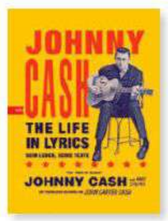
DIE ABSTIMMUNG DES JAHRES

POP-POLL

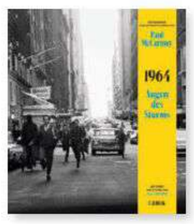
RS

1 x 3-LP-Box
Genesis
„BBC Broadcasts“
(Universal)

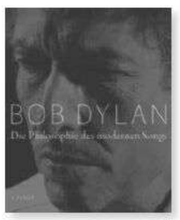
1 x 4-LP-Box
The Who
„Who’s Next/Life House“
(Universal)



2 x Buch
Johnny Cash
„The Life In Lyrics“
(btb)

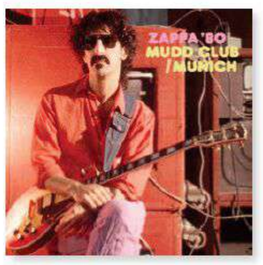


3 x Buch
Paul McCartney
„1964. Augen des Sturms“
(C.H.Beck)



3 x Buch
Bob Dylan
„Die Philosophie des modernen Songs“
(C.H.Beck)

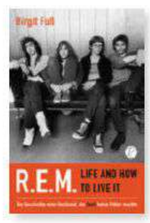
10 x Postkarten-Sets
Bob Dylan
(Sony – nicht im Handel erhältlich!)



1 x 2-LP-Set
Frank Zappa
„Mudd Club/ Munich ’80“
(Universal)

3 x CD
Gary Moore
„Back To The Blues“
(BMG)

3 x CD
Neil Young
„Chrome Dreams“
(Warner)



3x Buch
Birgit Fuß
„R.E.M.: Life And How To Live It“
(Andreas Reiffer)

SO MACHEN SIE MIT:

Stimmen Sie auf rollingstone.de/poll ab oder schicken Sie Ihre Favoriten 2023 in den Kategorien ***Album***, ***Single***, ***Band***, ***Solokünstler:in***, ***Newcomer***, ***Live-Act***, ***Podcast***, ***Serie***, ***Film*** und ***Buch*** nebst Namen, Adresse und Wunschgewinn bis zum 30. November an: post@rollingstone.de, Betreff: „Poll 2023“.

Die grüne Fee

Der Absinth, der hochprozentige wilde Bruder des Wermuts, steht seit Jahrhunderten in dem Ruf, das Böse heraufzubeschwören

Kaum ein Getränk wurde über die Jahrhunderte so oft geächtet und verboten wie der Absinth, das bittere Gebräu aus dem Jura. In Deutschland darf er erst seit 1998 wieder legal konsumiert werden, im Ursprungsland Schweiz sogar erst seit 2005. In ihm manifestiere sich das Böse schlechthin, es treibe den Trinker in den Wahn und stifte ihn zu Mord und Totschlag an. Zudem ist kein anderes Getränk so mit dem Verworfenen und Verdorbenen konnotiert wie der aus Wermutkraut, Fenchel und Anis destillierte Schnaps.

GUNTER BLANK

GEHT TRINKEN

Die Absinth-Marke Cabaret Bizarre preist ihr Produkt als „Ausdruck sexueller Freizügigkeit“, man habe „ein dunkles Traumland kreiert, in dem die erstaunlichsten Abenteuer möglich sind“. Kein Wunder, wird der Absinth doch auch von jeher „Die grüne Fee“ genannt, die, seit Baudelaire, Verlaine und Rimbaud sie zur Verführerin stilisiert haben, den Mann in den Untergang zieht. Heute noch weiß man: Wenn einer von „absinthfarbenen Augen“ singt, besingt er eine Femme fatale.

Zwischen 1850 und dem Beginn des Ersten Weltkriegs war Absinth *die* Boheme-Droge schlechthin. Nicht nur für die Franzosen - Oscar Wilde, van Gogh, Picasso, alle frönten dem Rausch, den das Nervengift Thujon in Verbindung mit dem Alkohol auslöste.

Von der Pariser Boheme breitete sich die Welle ins Berlin der Weimarer Republik aus, wo vor allem der junge Brecht sich mühte, sich nicht nur zu berauschen, sondern auch literarisches Kapital daraus zu schlagen. Gleich in seinem Frühwerk „Baal“ lässt er in der Mörderballade „Von den Abenteurern“ seinen Protagonisten auf der Suche nach Erlösung „absinthene Meere“ durchqueren. Was ganz nach David Bowies Geschmack war, der den Abenteurer-Song für seine „Baal“-EP einspielte.

Eine erste 20er-Jahre-Renaissance schwappte im Ost-Berlin der Achtziger durch die Popkultur und mündete nach der Wende in einen regelrechten Absinth-Craze. Zahllose, zunächst illegale Absinth-Bars schossen aus dem Boden. Scharen von Popstars, von Elvis Costello über Limp Bizkit bis Garbage, gaben sich mit Absinth einen Anstrich von Verruchtheit. Die künstlerisch wertvollste Aneignung war dabei zweifellos 2011 die Lou-Reed-Metallica-Koproduktion „Lulu“, in der die Protagonistin sich mit Absinth betrinkt und mit Opium wieder runterzukommen versucht. Aus heutiger Sicht den Tiefpunkt indes bildete die Kooperation eines Schweizer Schlaumeiers und Brennerei-Erben, der mit Marilyn Manson die Marke Mansinthe (Alkoholgehalt: 66,6 %) kreierte, für die der Skandalrocker ein das Etikett zierendes Aquarell beisteuerte.

Was andererseits auch nicht ganz überrascht - immerhin ist der Absinth eine Urschweizer, genauer gesagt Westschweizer Erfindung. Die ansonsten kreuzbraven Gebirgsbewohner beiderseits der Grenze entdeckten schnell die verborgenen Kräfte des von der heilkundigen Madame Henriod um 1770 im Dörfchen Couvet erstmals destillierten Getränks. Und als die Regierungen Anfang des 20. Jahrhunderts ihren Lieblingsschnaps verboten, mutierten sie zu aufmüpfigen Schwarzbrennern. Besonders tat sich dabei die Bäuerin Berthe „La Malote“ („die Krasse“) Zurbuchen hervor, die ein halbes Jahrhundert zweihundert Liter Absinth pro Woche brannte und, Polizei und Zöllnern zum Hohn, sogar ihr Haus grün anstreichen ließ. Belangt wurde sie dennoch kaum - zu ihren Kunden zählten Staatsanwälte und Bundesräte.

Und heute? Der Absinth-Hype ist abgeklungen. Dennoch halten sich vor allem im Jura noch Dutzende kleine Brennereien, die, wie Tania Brasseur in ihrer Absinth-Fibel „Reise ins Land der grünen Fee“ berichtet, aus dem Aromenspektrum zwischen Wermut und Anis eine erstaunliche Geschmacksvielfalt hervorkitzeln. Die wiederum ruft zunehmend auch internationale Köche auf den Plan, die den Schnaps zum Verfeinern ihrer Kreationen nutzen. Konfierte Forelle mit Absinth-Vinaigrette etwa oder mit Absinth flambierte Garnelen und in Absinthsirup (1 l Wasser, 400 g Zucker, 150 ml Absinth) getränkte Babas mit Waldmeistersahne. Das funktioniert übrigens auch mit Brownies statt mit dem französisch-schweizerischen Nationalgebäck ganz hervorragend.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

KONZERTBÜRO
SCHONEBERG

Sparkling
02.11. Münster, Gleis 22
03.11. HH, Uebel und Gefährlich
04.11. Berlin, Marie Antoinette
06.11. München, Milla
07.11. Mainz, Schon Schön
08.11. Köln, Gebäude 9

Sarah Klang
05.11. Berlin, Badehaus

DeWolff
08.11. Köln, Kulturkirche

Amistat
08.11. Ulm, Roxy
09.11. Heidelberg, halle02
10.11. Münster, Sputnikhalle
14.11. Hannover, Musikzentrum
15.11. Magdeburg, Moritzhof
16.11. Dresden, Beatpol
27.03. München, Tonhalle
30.03. Stuttgart, Im Wizemann
02.04. Frankfurt, Batschkapp
03.04. Köln, Carlswerk Victoria
06.04. HH, Grosse Freiheit 36
08.04. Kiel, Die Pumpe
10.04. Berlin, Huxleys

The Bones Of J.R. Jones
14.11. Köln, Jaki

The Grand East
18.11. Köln, Tsunami Club

Odie Leigh
22.11. Berlin, Badehaus

Erdmöbel
16.12. Berlin, Lido
21.12. Köln, Gloria

Pohlmann
12.01. Köln, Kulturkirche

Slowdive
18.01. Köln, Live Music Hall

Helge Schneider
05./ 06.02. DO, Konzerthaus
16.02. Münster, Halle Münsterl.
16.08. Köln, Open Air Tanzbrunnen

Rhiannon Giddens
18.02. Berlin, Lido
19.02. Köln, Kulturkirche

Say Yes Dog
29.02. München, Strom
09.03. Berlin, Festsaal Kreuzberg

Martin Suter
17.03. Köln, Gürzenich

Chilly Gonzales
24.03. München, Isarphilharmonie
06.05. Frankfurt, Alte Oper

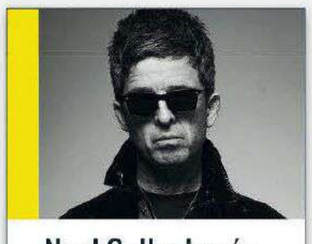
Jon And Roy
04.04. Berlin, Lido
17.04. Frankfurt, Das Bett
18.04. Köln, Stadtgarten

Les Yeux D'La Tete
17.04. Köln, Gloria

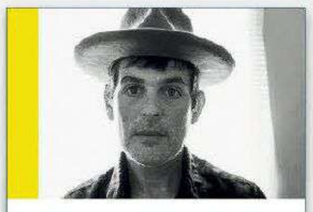
Dota
24.04. Köln, Gloria

Calexico
27.10.23 München
28.10.23 Berlin
29.10.23 Hamburg
30.10.23 Köln

Benjamin von Stuckrad-Barre
01.11.23 Berlin
14.11.23 Köln



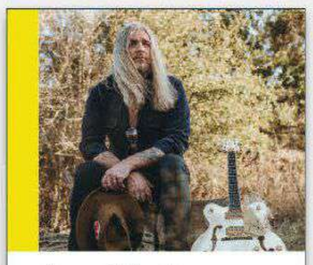
Noel Gallagher´s High Flying Birds
06.11.23 Düsseldorf



Gregory Alan Isakov
04.12.23 Köln
05.12.23 Hamburg
06.12.23 Berlin

The Rural Alberta Advantage
10.12.23 Köln
11.12.23 Hamburg
12.12.23 Berlin

Charlie Cunningham
13.02.24 Hannover
16.02.24 Düsseldorf
18.02.24 Karlsruhe
19.02.24 Erlangen
21.02.24 Lörrach



Israel Nash
14.02.24 Berlin

Meute
13.03.24 Frankfurt
14.03.24 Berlin
16.03.24 Köln

TICKETS & INFOS:
WWW.SCHONEBERG.DE

Bob Dylan und sein musikalischer Leiter und Bassist Steven Soles auf Japan-Tour, 1978

FOTO: KATSUYAMA

Big in Japan

Bob Dylans wenig geliebtes Live-Album „At Budokan“ erfährt eine Remedur

Von MAIK BRÜGGEMEYER

SEIT ES DIE RARITÄTEN-REIHE „THE BOOTLEG SERIES“ GIBT, WISSEN wir, dass in allen Werken von Bob Dylan ein genialer Geist steckt. Nur manchmal hatte er halt keine Lust, ihn uns zu zeigen. Das viel gescholtene Verweigerungsalbum „Self Portrait“ etwa entstand, wie sich durch die Veröffentlichung bisher unbekannter Aufnahmen im zehnten Teil der Reihe, „Another Self Portrait“, offenbarte, in einer äußerst inspirierten Werkphase, und die wenig geliebten Gospel-Alben aus den späten Siebzigern und frühen Achtzigern wurden, wie man auf „Vol. 13“, *„Trouble No More“*, hören konnte, auf der Bühne zu heiligen Messen, die jedem Ungläubigen ein Glaubensbekenntnis abzwingen würden.

Am 15. November erscheint nun „The Complete Budokan 1978“, eine Remedur des berühmt-berüchtigten Live-Doppelalbums *„At Budokan“*. Dieses Anfang 1978 im ursprünglich für die Judo-Wettkämpfe der Olympischen Spiele in Tokio erbauten Nippon Budokan aufgenommene Konzert zeigt, wie Dylan seine größten Hits mit einer vielköpfigen Show-Band aufführte: als wäre er eine Reinkarnation des Las-Vegas-Elvis. „Mr. Tambourine Man“ und „All I Really Want To Do“ interpretierte er als schmissige Schlager, „Knockin’ On Heaven’s Door“ und „Don’t Think Twice, It’s All Right“ als Fake-Reggae, „I Want You“ als sentimentale Ballade, „The Times They Are A-Changin’“ klang wie pure Sixties-Nostalgie. Der Mehrwert schien kein künstlerischer: Das Programm, mit dem Dylan im Laufe des Jahres um die halbe Welt reiste und insgesamt 114 Konzerte gab, sollte nach der sehr teuren Scheidung von seiner ersten Frau, Sara, wieder Geld in die Kasse bringen. In der US-Presse schrieb man spöttisch von der „Alimony Tour“.

„Und der Sänger Dylan in der Deutschlandhalle/ ausgepfiffen angeschrien mit Wasserbeuteln beworfen/ von seinen Bewunderern, als er die Hymnen/ ihrer Studentenzeit sang im Walzertakt und tanzen ließ/ die schwarzen Puppen“, dichtete Thomas Brasch über seine Eindrücke, als die Show im Sommer 1978 Berlin erreichte, „sah staunend in die Gesichter/ der Architekten mit Haarausfall und 5000 Mark im Monat,/ die ihm jetzt zuschrien die Höhe der Gage und/ sein ausbleibendes Engagement gegen das Elend der Welt.“

Ein Architektengehalt kann sicher nicht schaden, wenn man sich *„The Complete Budokan“* in der limitierten 8-LP-Box anschaffen will. Hier sind die Konzerte vom 28. Februar und 1. März 1978, aus denen das Doppelalbum kompiliert wurde, komplett und neu abgemischt zu hören. Es gibt aber auch eine kostengünstigere 4-CD-Box und unter dem Titel „Another Budokan“ eine Auswahl bisher unveröffentlichter Stücke aus den Konzerten auf einer Doppel-LP.

Die Anschaffung lohnt sich durchaus, denn der neue Mix ist transparenter und griffiger als das Original, stellt die Virtuosität der Band aus und klingt um einiges dringlicher. Seine Tiefpunkte rettet das nicht, aber die Highlights strahlen noch ein bisschen heller: „Love Minus Zero/No Limit“ hat vor allem am ersten Abend eine Energie, die durchaus an Dylans „Rolling Thunder“-Performances heranreicht, die Arrangements von „Shelter From The Storm“ und „Oh, Sister“ weisen bereits auf die Gospelmessen der kommenden Jahre voraus – und hat Dylan das Gitarrenriff von „I Shall Be Released“ nicht fast zwanzig Jahre später in „Standing In The Doorway“ wiederverwendet?

Eine Offenbarung sind aber vor allem die Aufnahmen, die 1978 – vielleicht weil sie Dylan zu ehrlich und enthüllend schienen – unter den Tisch fielen: ein meditatives „You’re A Big Girl Now“, ein inniges „To Ramona“, vor allem aber die emphatischen Cover von Roland Janes’ „Repossession Blues“ und Tampa Reds „Love Her With A Feeling“, die die Abende jeweils nach einem instrumentalen „A Hard Rain’s A-Gonna Fall“-Intro eröffneten. Sie sind wohl, ebenso wie ein teilweise mit neuem Text versehenes, hochemotionales „I Threw It All Away“ und das zu einem langsamen Blues umarrangierte „You’re A Big Girl Now“, als Dylans Reaktion auf seine Scheidung zu lesen. Love is so simple, to quote a phrase – nun ist es sogar möglich, Dylans *„At Budokan“* ein bisschen mehr zu lieben.

Q&A

The Kills

Alison Mosshart und Jamie Hince über die Vorteile der Pandemie – und ihr erstes Album seit sieben Jahren

Von MAX GÖSCHE

ALISON MOSSHART (44) UND Jamie Hince (54) stecken sich gegenseitig mit Begeisterung über ihr sechstes Album, *„God Games“*, an. Die US-Sängerin und der englische Gitarrist wirken so gar nicht abgeklärt, gemessen an der Zeit, die die beiden schon gemeinsam Musik machen. Seit 2001 treten sie als The Kills auf. Im Gegensatz zu anderen Rockbands ihrer Generation haben sie ihr kreatives Pulver nicht zu früh verschossen, die Abstände zwischen ihren Platten waren nie atemberaubend kurz. Und doch – *„God Games“* mutet sieben Jahre nach *„Ash & Ice“* wie ein Comeback an. Was so natürlich nicht geplant war. Sie wollten längst neue Songs veröffentlichen. Aber immer wieder kamen kleine und größere Katastrophen dazwischen, zunächst die Corona-Pandemie, dann war Hince unfallbedingt monatelang an einen Rollstuhl gefesselt. Schließlich griff ihnen ein alter Bekannter unter die Arme.

Sie haben *„God Games“* mit dem Produzenten Paul Epworth aufgenommen. Wie kam es dazu?

Jamie Hince: Er war der Tonmann bei unserer allerersten Tour 2002. Irgendwie fanden wir die Idee gut, wieder mit ihm zu arbeiten. Da hat sich für uns ein Kreis geschlossen.

Alison Mosshart: Paul hat behauptet, wir hätten ihn damals gefeuert. *(Lacht.)* Ich kann mich nicht daran erinnern.

Inwiefern hat die Pandemie das Album geprägt?

JH: Im November 2019 endete unsere letzte Tour, Anfang 2020 wollten wir mit der Arbeit an neuen Songs beginnen. Als dann klar war, dass Covid ein ernstes, langfristiges Problem sein würde, öffnete sich für uns ein Highway der Kreativität. Wir sagten uns: Let's get lost in this!

Sie waren froh, dank Corona eine Verschnaufpause zu haben?

AM: Sosehr ich diese Zeit hasse, so dankbar bin ich dafür. Wir haben die Zeit genutzt, um zurückzuschauen – bis wir einen Punkt erreichten, an dem wir uns wieder wie Teenager fühlten, die eine Band gründen und ihr erstes Album aufnehmen. Es war die gleiche Naivität, die gleiche Aufregung und Freude.

JH: Ich denke auch, die Themen auf *„God Games“* sind ein bisschen philosophischer, weil man während der Pandemie kaum neue Erfahrungen machen konnte.

Sie haben noch immer den für Sie typischen Garage-Punk-Blues-Sound. Wie schaffen Sie es, einen eigenen Stil zu pflegen, ohne sich zu wiederholen?

AM: Indem wir uns fragen: Was interessiert uns? Was erhöht unseren Puls? Wir spüren diese Art von Enthusiasmus, bei der man denkt: Oh mein Gott, Teil dieser Band und dieses Albums zu sein ist das Beste auf der Welt!

JH: Manchmal denkt man in der Rückschau, dass man manches mit Absicht gemacht hat. Aber tatsächlich ist vieles Zufall. Ich liebe den Druck, spontan etwas abliefern zu müssen und Alison mit einem Riff zu beeindrucken.

Eine Menge aufregende Gitarrenmusik kommt derzeit von Frauen. Finden Sie das ermutigend?

JH: Ich mag Gitarristen eh nicht besonders. Die meisten stellen Virtuosität über das, was einen Song ausmacht. Frauen scheinen dieses Problem nicht zu haben. Wenn ich mir St. Vincent anschaue: Sie ist eine fantastische Gitarristin, aber sie schreibt keine Songs, um mit ihren instrumentalen Fähigkeiten anzugeben.

***„God Games“* ist das erste The-Kills-Album, das zu einem großen Teil am Klavier geschrieben wurde. Wie hat sich das ausgewirkt?**

JH: Es war befreiend. Durch das Klavier habe ich die Euphorie der Anfänge wieder zurückgewonnen. Ich wollte mich einfach selbst überraschen. Ich kann ja gar nicht richtig Klavier spielen, aber ich entdecke es für mich. Wir haben noch nie auf diese Weise gemeinsam Songs geschrieben. Bestimmte Tonfolgen und Loops hätte es sonst nicht gegeben.

In „LA Hex“ und „103“ zeichnen Sie ein dystopisches, vom Klimawandel beschädigtes Bild Kaliforniens. Wie fühlt es sich an, dort zu leben?

AM: Ich weiß gar nicht, ob es in Los Angeles besonders schlimm ist. Die Stadt steht für mich nur stellvertretend für Landschaften überall auf der Welt, Orte, die von Trockenheit, Fluten oder Stürmen bedroht sind. Und dann sind da noch all die anderen Probleme: Obdachlosigkeit, Gewalt, Rassismus. Wir können uns nicht um den Klimawandel kümmern, wenn die Gesellschaft so gespalten ist.

Machen Ihnen die Entwicklungen im Bereich KI-generierte Musik Angst?

JH: Ich bin kein Purist. Ich würde jede Möglichkeit nutzen, um kreativ zu sein. Aber ich kann keinen Vorteil darin erkennen, wenn Roboter Musik machen.

AM: Wir gehören zu den kaum geschützten Industrien. Wir sind von dem Streaming-Ding benachteiligt und werden uns davon nicht erholen – und KI ist der nächste Schritt, um uns loszuwerden.

JH: Die Musikindustrie steckt voller brillanter, radikaler und progressiver Leute. Aber wenn es darum geht, sich gegen diesen Scheiß gewerkschaftlich zu organisieren und zu rebellieren, gibt es keine Solidarität.

Sie haben beide in verschiedenen Bands gespielt. Ist es einfacher, Konflikte zu lösen, wenn man Teil eines Duos ist?

JH: Hundert Prozent ja! Je mehr Mitglieder eine Band hat, desto schwerer wird es. Es ist etwas so Wertvolles, wenn man mit seinem absolut besten Freund gemeinsam Musik machen kann!

FOTO: MYLES HENDRIK

Max Rieger

Im Transit

Der Nerven-Gitarrist Max Rieger lässt mit All diese Gewalt das Unnötige weg

Von GUNTHER REINHARDT

ES BEGINNT NICHT DAMIT, dass Max Rieger zu Hause zur Gitarre irgendwelche Melodien vor sich hin summt. Nicht damit, dass er viel Zeit zum Nachdenken hat, als er mit den Nerven auf Tour ist oder wochenlang im Studio hockt, um Caspers Album *„Alles war schön und nichts tat weh“* aufzunehmen. Nein, das neue Album von Max Riegers Soloprojekt All diese Gewalt nimmt seinen Anfang auf Trödelmärkten und bei Haushaltsauflösungen. Die meisten Songs auf *„Alles ist nur Übergang“* verdanken ihre Existenz den Vinylplatten, die Max Rieger willkürlich aus Ein-Euro-Wühlkisten klaubt. „Wenn man dann die ganzen James-Last-Sachen, die vielen Hit-Compilations und all die Sammlungen mit Weihnachtsliedern aussortiert, bleibt da gar nicht so viel übrig“, sagt Rieger, der alles gekauft hat, was irgendwie interessant aussah. Vor allem Platten mit Chor- und Orgelmusik.

Überall auf *„Alles ist nur Übergang“* haben diese nun in Form von Samples Spuren hinterlassen, die so verkürzt, verzerrt, verfremdet, zerschnitten sind, dass Rieger sich wegen der Rechte wohl keine Sorgen machen muss. Etwa in „zu Staub werden“, bei dem sich in der Strophe zunächst zwei Gitarren von rechts und links verknoten, bis im Refrain ein gesampelter Chor einsetzt.

Max Rieger stammt aus Esslingen lebt schon einige Jahre in Berlin und will nicht der Rick Rubin des deutschen Indie-Pop-Undergrounds sein. Dabei ist er das schon längst. Er hat nicht nur Casper, sondern zum Beispiel auch Stella Sommer, Ilgen-Nur, Mia Morgan und Drangsal produziert, als Fanboy beim letzten Swans-Album als Assistent ausgeholfen, Musik für die Filme „Je suis Karl“ und „Berlin Alexanderplatz“ gemacht, unter dem Namen Obstler Black Metal herausgebracht – und er ist Sänger und Gitarrist der Band Die Nerven. Mit denen hat er zuletzt ein tiefschwarz-lärmendes Album veröffentlicht.

„Alles ist nur Übergang“ ist aber nicht der Gegenentwurf dazu, auch wenn es mit dem Lied „ICH BIN DAS LICHT“ beginnt. Die Songs auf der Platte leuchten nicht hell, sondern fahl, überall lauern zwischen Samples, Synthie-Harmonien und Gitarrentexturen in Watte gepackt Transzendenz und Tod. „Auch das schwarze Album der Nerven handelt vom Sterben, aber eher als eine Art gesellschaftliches Phänomen: Da geht es um eine Welt, die vielleicht gar nicht merkt, dass sie stirbt, dass es mit ihr zu Ende geht“, sagt Rieger. „Hier geht es mehr um die persönliche Ebene: Irgendwie gibt es mir eine seltsame Ruhe, dass ich weiß, dass alles vorbeigeht. Ich finde das einen sehr tröstlichen Gedanken.“

> „Ich bin immer schnell zufrieden. Mir genügt die Vorstellung, die Idee des Songs“

Ob er in dem Song „21 gramm“ die Schwere des Bewusstseins misst, wenn er in „etwas fehlt“ singt: „Ich war nie wirklich der, der ich sein wollte“, wenn er in „so leicht“ zu einem Vangelis-Synthesizer bekennt, dass es noch nie so leicht war, sich aufzugeben – stets erweist sich Rieger als Meister der Introspektion und der Selbstdekonstruktion. Als einer, der sich selbst infrage stellt und rastlos immer auf der Durchreise ist. Dass „Beleuchtete Höhle“ mit einem Zitat aus Goethes „Faust“ spielt, passt zu einem wie Rieger, der erkennen will, was die Welt im Innersten zusammenhält. „Ich habe den ‚Faust‘ tatsächlich erst dieses Jahr zum allerersten Mal gelesen“, sagt er.

Zum Beispiel indem er einen mit Melancholie aufgeladenen Song wie „ALLES IST NUR ÜBERGANG“ aufnimmt, der nah am perfekten Popsong ist. „Mir war es wichtig, keine unnötigen Dekorationen hinzuzufügen, sondern so einfach wie möglich zu sein – nur dieses Gefühl zu konservieren.“ Nicht nur die Fähigkeit zur Selbstkritik kann man sich von Max Rieger abschauen („Von meinem letzten Album habe ich mich irgendwie entfremdet“), sondern auch das Beherrschen der Kunst des Weglassens: „Ich bin immer schnell zufrieden. Mir würde auch ein Demo reichen. Mir genügt die Vorstellung, die Idee des Songs.“

FOTO: MAX ZERRAHN

Elina

Überstehen ist alles

Die schwedische Musikerin Elina hat zehn Jahre lang erfolgreiche Songs für Bands wie Maroon 5 geschrieben – nun erscheint ihr eigenes Debütalbum

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

ICH HATTE NIE DEN TRAUM, KÜNSTLERIN ZU sein. Den Gedanken, der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu sein, finde ich ziemlich beängstigend. Deswegen hat es perfekt für mich gepasst, als Songwriterin für andere Leute zu arbeiten. Ich konnte kreativ sein und Musik machen, ich musste aber nicht im Rampenlicht stehen.“ Das erklärt Elina Stridh, nachdem sie gerade nach Stockholm aus London zurückgekehrt ist, wo sie ein kleines Konzert auf einer Dachterrasse gegeben und Songs aus ihrem Debütalbum gespielt hat. Jetzt also doch Künstlerin im Rampenlicht. Was ist passiert?

„Nach ein paar Jahren in diesem Beruf hatte ich das Gefühl, an meine kreativen Grenzen zu stoßen. Ich empfand es als emotional extrem auslaugend. Und ich hatte das Gefühl, meinen eigenen Ausdruck und meine eigene musikalische Sprache zu verlieren“, sagt Elina. „Ich stand also an einem Scheideweg und musste mich entscheiden, ob ich eine Pause einlegen oder einfach etwas anderes machen sollte, um wieder Freude am Musikmachen zu haben.“

Schon als Kind war Elina sehr in ihre eigene Welt zurückgezogen, sie malte, schrieb Geschichten und sang vor sich hin. Ihre Begeisterung für Musik wurde immer größer, sie lernte Flöte und Gitarre spielen, sog Musik von Joni Mitchell bis Achtziger-Stadionrock in sich auf und begann, selbst Songs zu schreiben. Schließlich zog sie von dem kleinen Ort, in dem sie aufgewachsen war, nach Stockholm, um dort Musik zu studieren. Schüchtern und introvertiert wie sie war, hätte sie ihre Songs nie jemandem mit dem Ziel gezeigt, sie zu veröffentlichen. Doch eine junge Frau, die aus demselben Ort wie Elina kam, studierte an derselben Uni und arbeitete nebenbei in der A&R-Abteilung eines Musikverlags. Sie war so angetan von Elinas Kompositionen, dass sie sich dafür einsetzte, dass Elina einen Vertrag als Songwriterin bei dem Verlag bekam.

„Ich fühle mich definitiv freier, wenn ich die Songs für mich selbst schreibe“

Mit gerade zwanzig Jahren reiste Elina also nach London und Los Angeles und arbeitete in Camps und Sessions als professionelle Songwriterin. Sie schrieb für erfolgreiche Artists wie SZA, Zara Larsson und Maroon 5. Schließlich wurde 2016 der Track „Sexual“ von Neiked feat. Dyo, an dem sie beteiligt war, ein internationaler Hit und als „Song of the Year“ bei den Swedish Publishing Awards ausgezeichnet. Gerade dieses Maß an Erfolg löste Überforderung und die Sinnkrise in Elina aus. Sie fühlte sich ausgebrannt und spürte keine Verbindung mehr zu ihrem Handwerk. „Ich entschied mich also, erst mal Musik für mich selbst zu schreiben und zu schauen, was passiert. Es fühlte sich toll an, nicht nur am Schreibprozess beteiligt zu sein, sondern auch an der Produktion, sich Gedanken um die Vermarktung, Fotos und Musikvideos zu machen. Dadurch gibt es einfach noch so viel mehr Bereiche, in denen man sich kreativ austoben kann, als nur das Songwriting.“ Auch verspürte sie viel weniger Druck, da es kein Label oder irgendjemanden gab, der spezielle Vorstellungen davon hatte, wie die Songs klingen oder wie groß der kommerzielle Erfolg sein sollte. „Ich muss nicht über bestimmte Dinge schreiben oder so komponieren, dass es zum aktuellen Trend der Musikindustrie passt. Ich fühle mich definitiv viel freier, wenn ich für mich selbst schreibe“, erklärt die 29-Jährige.

Als sie sich entschieden hatte, eine eigene Platte zu machen, ging sie mit zwei engen Freunden für vier Monate ins Studio und schrieb ihr Debütalbum, *„Whatever Happens Now“*. In neun sehr klaren Songs, die trotz der meist dezenten Instrumentierung mit Klavier oder Gitarre wie großer Pop klingen, verarbeitet Elina nicht nur ihre beruflichen Schwierigkeiten, sondern auch das Scheitern einer Beziehung. „Das Album steht für mich dafür, ein anstrengendes Kapitel meines Lebens abzuschließen und mich auf etwas Neues und Unbekanntes einzulassen.“ Die Lieder sind geprägt von sanfter bis wütender Traurigkeit, doch Elinas Stimme füllt den Raum bis zum Horizont, an dem die Gewissheit schimmert, dass man das alles überstehen wird. „Durch die Arbeit an der Platte fühle ich mich wieder in mir selbst verwurzelt.“

FOTO: HAMPUS HJELLSTRÖM

Rare Trax #144

RARE TRAX IM NOVEMBER

PLAYLIST

RS

Unsere November-„Rare Trax“ (nicht als Streaming-Playlist verfügbar!) präsentieren Punk- und Experimental-Perlen von der Compilation „Magnetizdat DDR. Magnetbanduntergrund Ost 1979-1990“

▸ Rosa Extra
„Mit’m Bock auf nichts“

Benannt nach einer DDR-Marke für Damenhygieneartikel, waren Rosa Extra eine der ersten Ost-Punkbands überhaupt. Der kaum verständliche Text dieses Untergrund-Kleinods stammt von Szenedichter Stefan Döring.

▸ Aufruhr zur Liebe
„Sowjetfrau“

Rosa Extra zerbrachen an den Auflagen des SED-Kulturapparats. Die Mitglieder Bernd Jestram, Ronald Lippok und Alexander Kriening gründeten Aufruhr zur Liebe und trieben ihren Avant-Punk unbeirrt auf die Spitze.

▸ Das Freie Orchester
„Steck deine Nase“

Mit experimentellen Klängen zwischen Can, Cluster und Tangerine Dream strapazierte Das Freie Orchester aus Berlin die Gemüter der Zensoren. Keyboarder Jörg Thomasius arbeitete später mit Conrad Schnitzler.

▸ Tom Terror & Das Beil
„Kopf gestanden“

Sänger/Gitarrist Thomas Wagner und Schlagzeuger Jörg Beilfuß ließen sich für ihr kurzlebiges Bandprojekt vor allem von New Wave inspirieren. „Kopf gestanden“ klingt wie ein Demo aus dem Probenkeller von Pere Ubu.

▸ Der Expander des Fortschritts
„Litanei“

Ein irrer Ritt aus dem schmalen Werk einer weiteren Berliner Avantgarde-Formation. Free Jazz à la Peter Brötzmann trifft auf politisch bewegte Dada-Poesie und Theatermusik im Stil eines Kurt Weill.

▸ La Deutsche Vita
„Sonntagsattentat“

Sänger Michael Dubach aka M.F. Zickert und Gitarrist Ulf Wrede nahmen diese von zorniger Protestliedmelancholie erfüllte Ballade 1988 als Teil ihres Albums *„Zartes Alter“* auf, an dem auch Max Goldt beteiligt war.

▸ Knut Baltz Formation
„Brüder zur Sonne“

Wenn man diese Spottversion des berühmten russischen Arbeiterliedes hört, kann man sich sehr gut vorstellen, dass der Schlagzeuger und Bandchef Florian Merkel die Aufmerksamkeit so mancher Stasi-Mitarbeiter erregte.

ZU HÖREN BEI: Spotify Apple

PLAYLIST EXTENDED

- **Der Schwarze Kanal** „Wer singt heute schon die Lieder von morgen“
- **Elektro Artist** „Egypt Sun“
- **Ornament & Verbrechen** „Grapes“
- **Karl-Marx-Stadt Studio Big Band 1989** „Highwaysong“
- **Sakrowski** „Ich“
- **Frigitte Hodenhorst Mundschenk** „Uterussisch“
- **Stefan Döring** „Easy Days In Lost Berlin“
- **The Local Moon** „Kingdom Comes“
- **Neu Rot** „Bewegung/ Trauerfeier“
- **Die Arroganten Sorben** „Hymn ... With Strange Behaviour“
- **Die Gehirne** „Wie ein Adler“
- **Spindler und Zobel** „Masophon“
- **Heinz & Franz** „Kochkäse“

Kim Frank mit
„(What's The Story) Morning Glory?“

„Wir waren die 90er-Kids“

Der Regisseur und Ex-Sänger der Band Echt Kim Frank hat einiges vom Oasis-Album „(What’s The Story) Morning Glory?“ gelernt

Foto von JAN PHILIP WELCHERING
Aufgezeichnet von RALF NIEMCZYK

IM SEPTEMBER 1995 WAREN Echt noch die Schülerband von der Kurt-Tucholsky-Schule, die wir nur „KTS“ nannten. Größte Gesamtschule der Region, mit einem kleinen Proberaum. Wir sind die Unterstufenband, im Zeugnis als „Rock AG“ vermerkt. Wir haben damals nicht nur „Wonderwall“, sondern auch „Champagne Supernova“ von der Platte gecovert. Oasis waren einfach präsent. Mich hat das Album weit mehr gepackt als etwa Nirvana. Ich glaube, weil es näher am Pop war. Mag sein, dass das Songwriting nahe an Zitaten aus den Sechzigern oder Siebzigern angelegt war, aber der Sound war definitiv neu.

Ich bin Albumhörer bis heute, ich höre sie durch. Es sei denn, ich lege irgendwo Platten auf – da geht’s natürlich um Tracks. Den Klamotten-Style der Gallagher-Brüder haben wir nicht übernommen. Wir waren klar die Neunziger-Kids, bunte Sachen und Print-Shirts. Viel wichtiger war für uns, was die für Gitarren spielen. Ich finde übrigens, dass unser Cover von Rio Reisers „Junimond“, soundmäßig ein Rip-off von „Wonderwall“ ist – nur ist die Gitarre halt gezupft und nicht geschrammelt.

Wir haben ja auch im selben Studio aufgenommen wie Oasis: im Ridge Farm Studio bei London, wo Queen „Bohemian Rhapsody“ eingespielt haben. Es gab dort ein Zimmer, unten beim Wohnzimmer und der Küche, da wollte keiner schlafen, weil Erdgeschoss und so. Es gab Diskussionen, am Ende habe ich klein beigegeben und dort gepennt. Später sagt mir die Betreiberin, dass das ihr „Sängerzimmer“ wäre, wo Freddie und auch Liam eben auch geschlafen hätten. Das alles war schon ein Grund, genau dorthin zu gehen.

Wir sind in unseren zehn, elf Jahren vielen internationalen Stars begegnet. Oasis waren leider nicht darunter. Ihr öffentliches Image hat mich nicht so beeindruckt, aber einen ganzen Song lang mit geschlossenen Augen am Mikro zu stehen, das habe ich mir abgeguckt. Es war super-inspirierend, nicht nur Entertainer sein zu müssen – einfach nur das Lied singen.

Echt haben sich Anfang 2002 getrennt, und nach meiner Soloplatte 2007 habe ich gemerkt, dass es mir ohne die anderen keinen Spaß macht. Und ich wollte auch kein Popstar (mehr) sein. War die richtige Entscheidung. Ist schon cool, wieder normal S-Bahn fahren zu können.

An Noel bin ich über die Jahre drangeblieben. Da war ich auf dem Konzert, ich mag auch seine neueren Platten wirklich gern. Was aktuelle Sachen angeht, hab ich neulich in Ruhe das ganze Album von Sam Smith durchgehört. Wirklich gut, krasse Pop-Nummern und dann plötzlich eine, wo er allein zur Gitarre singt. Sehr geschmackvoll, auch berührend. Allerdings habe ich *„Gloria“* dann nicht noch mal gehört. Auch früher gab es Flüchtiges, vielleicht ist das heute häufiger so. Aber Oasis sind geblieben.

COVER STORIES

Prominente und ihre Lieblingsplatten. Heute: Kim Frank. Am 23. November startet in der ARD-Mediathek seine dokumentarische Coming-of-Age-Trilogie „Echt – Unsere Jugend“, in der er intime Einblicke in das Erwachsenwerden als Popstar gibt. Als Teenager hatte Frank 1994 in Flensburg zusammen mit vier Mitschülern die Band Echt gegründet. Nach deren Ende war er 2005 in Leander Haußmanns DDR-Militär-Komödie „NVA“ zu sehen. 2011 veröffentlichte er den Pop-Roman „27“. Als Regisseur hat er mehr als 100 Musikvideos gedreht, 2018 erschien sein Debütfilm, „Wach“, der für den Grimme-Preis nominiert war.

NIRVANA
30 JAHRE IN UTERO

JETZT AM KIOSK

BLINK-182:
COMEBACK DER POP-PUNK-PIONIERE

WU-TANG CLAN:
WÜRDIGUNG DER ME-HELDEN

+ JORJA SMITH, THE KILLS, THE STREETS, ONEOHTRIX POINT NEVER
u.v.m.

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen

MUSIKEXPRESS.DE/ABO

DIE WELT VON ALLEN SEITEN LESEN

Das Kombiabo mit neuer Atlas-Prämie

Mit einem Abo der deutschen Ausgabe von *Le Monde diplomatique* erhalten Sie den neuen „*Atlas der Globalisierung: Ungleiche Welt*“ oder wahlweise die aktuelle Edition als kostenlose Prämie dazu.

Zeitung, ePaper, App und Audio
Für 66,00 Euro im Jahr

Hier bestellen
monde-diplomatique.de/kombiabo
030 / 25902 211

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

Viji

Was ist schon ein Name?

Die umtriebige Österreicherin Vanilla Jenner beginnt in London als Viji ihre Songschreiberinnen-Karriere

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

VIJI PFLEGT EINEN STYLE UND EINE Attitüde, dass man denken könnte, sie plane, die neuen Mötley Crüe zu gründen. Umso überraschender ist, wie zurückhaltend ihr Debütalbum, *„So Vanilla“*, wirkt. „Da kommt der Elliott-Smith-Einfluss sehr durch. Wenn ich zu Hause bin und Songs schreibe, dann kommen dabei zu sechzig Prozent ruhige Lieder heraus“, erklärt die Musikerin, die eigentlich Vanilla Jenner heißt. Warum ein Künstlername, wenn man einen Namen hat, für den das Adjektiv „bürgerlich“ eher paradox wirkt? „Vanilla ist einfach schon überall vergeben. Ich hatte schon verschiedene Künstlernamen, aber die sind mir alle irgendwann langweilig geworden. Viji spielt jetzt mit meinen Initialen, was mir gefällt, weil es einfach zeitloser ist.“

Dennoch: Dass sie ihr Debütalbum schließlich *„So Vanilla“* nennen würde, war ihr schon klar gewesen, bevor sie überhaupt anfing, daran zu arbeiten. „Einerseits weil das Debüt damit nach mir benannt ist, ohne dass man das auf den ersten Blick erkennt. Und andererseits ist es sarkastisch gemeint, weil die Platte sicherlich nicht ‚so vanilla‘ ist.“ Der Begriff „vanilla“ steht im modernen Sprachgebrauch dafür, dass jemand oder etwas konventionell bis langweilig ist. Vanilla als das Gegenteil von aufregend.

Vanilla Jenner ist in Wien aufgewachsen, ging mit achtzehn Jahren nach Hawaii und zog dann für ein paar Monate zu dem Teil ihrer Familie, der in Brasilien lebt. Von dort aus bewarb sie sich um ein Musikproduktions-Studium im englischen Brighton. An Brighton reizte sie vor allem die Nähe zu London, an der Musikproduktion die Unabhängigkeit, die sie sich davon als Musikerin versprach. Nach den Standard-Berufsträumen wie Astronautin und Tierärztin stand für Jenner von Kindheit an fest, dass sie Musikerin werden wollte. „Ich habe nie über eine andere Karriere nachgedacht.

„In London ist die Musikszene gerade am aufregendsten“

Deswegen habe ich immer weitergemacht, auch wenn ich mal wieder in einer Band gespielt habe, in der das Ganze niemandem so wichtig war wie mir, oder wenn wir mal wieder einen Manager hatten, der uns ziemlich verarscht hat. Ich bin am Anfang sehr naiv in die Musikindustrie gestartet.“

Nach der Uni zog Viji nach London, lernte auf Konzerten andere Bands kennen, tauchte in die Alternative-Rock-Szene ein. „Hier in London geht es gerade am meisten ab. Ich kenne einige Leute aus New York, die deswegen hier leben. Und ich habe in den letzten Jahren auch einige Zeit in Los Angeles verbracht. Aber in London ist die Musikszene gerade einfach am aufregendsten.“

2020 veröffentlichte Viji ihre erste EP. Nach zwei weiteren ging sie daran, Songs für das erste Album zu schreiben. Sie traf sich mit verschiedenen Produzenten zu Writing-Sessions, schließlich begegnete sie so Dan Carey, der schon mit Wet Leg, Fontaines D.C. und Kae Tempest zusammengearbeitet hat. „Ich war die Tage vorher bei anderen Sessions gewesen, war megamüde, habe gar nicht nachgeschaut, mit wem ich mich jetzt eigentlich treffe, und habe nicht viel erwartet. In seinem Studio habe ich mich dann aber direkt sehr wohlgefühlt, es gab extrem viele Instrumente. Und Tageslicht – das ist schon recht ungewöhnlich für Studios“, sagt Viji und lacht. „Ich meinte dann, dass ich einen chilligen Song schreiben will – und Dan ist total darauf eingegangen. Das ist auch nicht immer der Fall bei solchen Writing-Sessions, weil viele Produzenten es darauf anlegen, dass du mit ihnen eine Single schreibst.“ Viji hatte den Produzenten für ihr Debütalbum gefunden.

„So Vanilla“ ist musikalisch eine Fortschreibung des 90er-Jahre-inspirierten Sounds ihrer EPs und entfernt sich von den poppigen Synthies, die ihre letzte EP, „Cali“ von 2022, bestimmten. Als Inspiration für den Gitarrensound hörten sie im Studio immer wieder das Album *„Totally Crushed Out!“*, das die Alternative-Rock-Band That Dog 1995 veröffentlichte. „Es gab aber eigentlich kein Konzept für die Platte. Es sind einfach Songs, die ich in den letzten zwei Jahren geschrieben habe und die repräsentieren, welche Musik ich gerade mache und gut finde. Rückblickend zieht sich aber das Thema poetische Müdigkeit durch die Lyrics.“

FOTO: NICOLE NGAI

POP IN BILDERN

HISTORY

Vor 40 Jahren erschien das wunderbar fein ziselierte Album „Hearts And Bones“ von Paul Simon

Von ARNE WILLANDER

DUO

THE CONCERT IN CENTRAL PARK

Im September 1981 traten Simon & Garfunkel, die sich 1970 getrennt hatten, vor geschätzt 150.000 Zuschauern im Central Park auf. Bürgermeister Ed Koch persönlich sagte das legendäre Duo an.

MUSIKER

AL DI MEOLA

Weil beide bei Warner Bros. unter Vertrag waren und von Lenny Waronker (oben) produziert wurden, nahmen Randy Newman und Simon den Song „The Blues“ für Newmans Album *„Trouble In Paradise“* (1983) auf. Besser ist „Allergies“ auf *„Hearts And Bones“*, bei dem der Jazz-Gitarrist Al Di Meola (links) ein Solo spielt.

ALBUM

„HEARTS AND BONES“

„Hearts And Bones“ sollte eigentlich die Comeback-Platte von Simon & Garfunkel werden, aber sie zerstritten sich wieder.

MEISTER

MAGRITTE

Eines von Simons kompliziertesten und schönsten Liedern ist „René And Georgette Magritte With Their Dog After The War“. Das kammermusikalische Arrangement ist ingeniös.

LEGENDE

JOHNNY ACE

In „The Late Great Johnny Ace“ denkt Simon seine Erinnerung an den Tod von Johnny Ace 1954 mit der Nachricht von der Ermordung John Lennons 1980 zusammen.

FOTOS: GETTY IMAGES (6)

Mick Flannery

Der Bootsmann

Auf einer kleinen irischen Insel schreibt Mick Flannery seine Folk-Songs – nun für das Label von John Prine

Von JÖRG FEYER

MANCHMAL HAT MICK FLANNERY Angst vor seinen eigenen Songs. Ein bisschen zumindest. „Morning Rain“ etwa: Der Ire singt diesen Song jetzt nur selbst, weil er geglaubt hatte, ihn für jemand anders geschrieben zu haben, für Susan O’Neill, 2021 seine Partnerin auf dem Album *„In The Game“*. Die hatte aber schon genug eigenes Zeug. Und „dann kam mir das Stück immer näher“. Flannery hatte sich „mal erlaubt, weniger pessimistisch zu sein, mich von dem zu entfernen, was ich als meine eigene Stimme empfinde“. Ist nicht ein geglückter Song über eine glückende Liebe eh die größere Errungenschaft als noch einer über eine verunglückte? „Ja“, antwortet er, es sei schwierig, „so was so zu schreiben, dass es funktioniert. Schon im Alltag erzählen wir ja eher, wenn was nicht geklappt hat. Wie oft sitzt man mit Freunden zusammen und sagt: ‚Ich liebe meinen Partner‘?“ Er lacht. Aber vielleicht sei das „auch so ein irisches Ding“.

Als wir telefonieren, wartet Flannery am Pier von Cleggan auf die Fähre zur Insel Inishbofin: gut 150 Einwohner, viele Touristen, zwei Bars, ein Geschäft. „Aber es war immer good fun, da zu spielen.“ Er lebt seit zehn Jahren im Westen Irlands, aktuell in Ennistymon, gut tausend Leute und einige Geschäfte mehr, auch Kunstgalerien, ein Wasserfall, die erste Steiner-Schule im Land und, etwas außerhalb, ein Denkmal für die Große Hungersnot Mitte des 19. Jahrhunderts, die rund eine Million Iren zum Exodus in die USA zwang.

Auf dem neuen Album, *„Goodtime Charlie“*, erzählen zwei Songs über die USA davon, wie souverän sich der bald 40-Jährige verschiedener Blickwinkel und Stilistiken bedient, ohne dass dies forciert oder „clever“ wirkt. Zum einen das autobiografische „OKLA“, in dem er singt: „How dare you show me who I am“, nämlich wie „ungeeignet“ er als Persönlichkeit für das Große-Ambitions-Karussell in L.A. ist. Der andere Song heißt „Minnesota“, geschrieben aus der Perspektive „einer schon älteren, weiseren Frau“, die jedes üble Element ihres Landes ins Rampenlicht der Welt gestellt sieht. „Da lag es nahe“, so Flannery, „auch eine US-Sängerin zu fragen, ob sie ihr eine Stimme geben wollte.“

Neben Anaïs Mitchell, die das sehr wollte, sind auch noch Valerie June („The Fact“) und Tianna Esperanza („Old Friend“) zu hören. Was wie eine Verbeugung vor dem Zeitgeist aussehen könnte, kannte Mick Flannery nie anders. Es sei „second nature“ für ihn, auch mit Frauen Musik zu machen. Angefangen bei Tante Yvonne in seiner Live-Band, dann bei seiner Schwester, die ihn darauf aufmerksam machte, dass die zweite Strophe von „The Fact“ so „nicht funktioniert, weil der Erzähler Dinge weiß, die er nicht wissen kann“.

Nicht zu vergessen: Ana Egge. Die Ko-Autorin von drei Songs hatte er schon vor vielen Jahren auf einer Folk-Konferenz in den USA kennengelernt. „Leute kommen und sagen: Du solltest mal einen Song über diesen oder jenen Typen schreiben. Aber oft braucht man ein kleines Detail, um etwas in Gang zu setzen. Und Ana hat ein tolles Gespür für diese kleinen Details, aus denen der Song dann erst wachsen kann.“ Wie in „Machine“, einem Stück über die zerrüttete Beziehung zwischen einem Automechaniker und seiner Tochter, das sich auch als Requiem auf das fossile Zeitalter lesen lässt.

Es ist Zeit für die Fähre. Doch er will noch sagen, wie glücklich er sei, dass er mit seinem neuen, achten Album der erste internationale Künstler auf dem von John Prine gegründeten Label Oh Boy Records ist. „Es ist schön, so mit seinem Namen verbunden zu sein“, sagt Flannery, der gern Prine-Songs spielt. Von ihm kann man lernen, sich nie vor den eigenen Songs zu fürchten.

FOTO: SUSIE CONROY

Sampha

Der Name des Großvaters

Schwermütige Klangfarbe in der Stimme – und ein neuer Optimismus: Das zweite Album des gefeierten Sampha

Von JAN JEKAL

DA IST ETWAS BRÜCHIGES IN SEINER Stimme, eine schwermütige Klangfarbe, die auf Verletzungen verweist, die in der Vergangenheit liegen, aber nicht in der fernen Vergangenheit. Sampha ist ein ungewöhnlicher Soul-Sänger. Er singt nicht besonders laut und nutzt keinen besonders großen Stimmumfang. Vokalakrobatik interessiert ihn weniger als das Bleiben auf einer Note. Die Intensität kommt häufig dadurch, dass er die Tonhöhe hält, mit dieser warmen, brüchigen Stimme, die eigentlich unter dem Gewicht der Welt zusammenstürzen möchte, sich aber aufrecht hält. Lässt er eine Melodie dann doch in die Höhe fliegen, virtuos und leichtfüßig, wie bei dem neuen Song „Jonathan L. Seagull", gerät die emotionale Kraft umso größer.

„*Lahai*", Samphas zweites Album, erscheint sechs Jahre nach seinem Debüt, „*Process*" von 2017, das damals für viele zu den besten Platten des Jahres gehörte. „Es war gar nicht leicht, die Zeit für Aufnahmen zu finden", sagt er. Seine Tochter ist drei Jahre alt, die Familie war sein Fokus in den letzten Jahren. Er war schon immer ein nachdenklicher Mensch; die Vaterschaft hat das verstärkt. Er sieht seine Großeltern und seine Eltern in seinem Kind, und in sich selbst. „Es fühlt sich so an, als würde die Vergangenheit im Jetzt leben und in die Zukunft übergehen", sagt er, sanft und freundlich. „Ich erkenne mich in den Menschen, die ich verloren habe."

Als sein Vater starb, war er noch ein Kind. Als seine Mutter starb, war er ein junger Erwachsener. Seine Eltern waren aus Sierra Leone nach London gegangen. „Ich denke über Herkunft nach, meinen Stammbaum, und manchmal ist es ein Balsam, ein Gegenmittel für existenziellen Schmerz, über mehr als nur über sich selbst nachzudenken." Er suche das Gespräch mit alten Familienmitgliedern, mit Menschen, die die Menschen kannten, von denen er abstammt. Lahai ist sein zweiter Vorname und der Name seines Großvaters. „Ich spreche über meinen Großvater und erfahre mehr über mich selbst. Ich hoffe, dass ich dieses Wissen meiner Tochter weitergeben kann, die jetzt dieses Dokument von mir hat, wenn sie aufwächst. Als Teil ihrer Selbstfindung."

Es gibt eine lange Liste an Superstars, die in den letzten Jahren Samphas Stimme, dieses wunderbare Instrument, auf ihren Songs eingesetzt haben. Wenn Kendrick Lamar eine berührende Stimme in einem Refrain braucht, eine verletzte Männlich-

„Über mehr als nur über sich selbst nachzudenken ist ein Gegenmittel für den Schmerz"

keit, wie letztes Jahr bei „Father Time", ruft er Sampha an. Drake und Kanye West haben es nicht anders gemacht. Seine Stimme ist eine Abkürzung zur Emotion, eine direkte Verbindung zur Wahrheit über die Verwundungen des Menschseins.

So berühmt seine Stimme nun ist – eigentlich wollte Sampha gar kein Sänger werden. Als Kind liebte er Motown und Michael Jackson, als Teenager Grime und R&B. Er sah sich stundenlang YouTube-Videos großer Produzenten im Studio an, schaute Pharrell Williams und Rick Rubin über die Schulter. „Ich wollte ein Grime-Produzent werden", sagt er. „Und zur gleichen Zeit saß ich am Klavier und sang. Aber das behielt ich irgendwie für mich." Schließlich verband er beide Welten – das Piano-Soul-Songwriting und die Hip-Hop-Produktion – auf seinem gefeierten Debütalbum.

Das neue Album vereint das Organische und das Elektronische ähnlich elegant; der größte Unterschied sind die Beats. Sampha hat einige der besten Jazz-Drummer Londons, und damit der Welt, auf sein Album geholt. Yussef Dayes spielt bei der Single „Spirit 2.0" einen irren Breakbeat-Groove. Da ist eine Energie, ein Lebensgeist, ein Optimismus in diesem Groove und überhaupt auf diesem Album, der in Samphas Werk bisher nicht vorhanden war.

Die Zusammenarbeit mit anderen wird immer wichtiger für ihn, aber fundamental bleibt er ein Solitär, ein Grübler und Tüftler, der Stunden über Stunden allein im Studio arbeitet. Niemand hört die Musik, die er dann macht. Sie ist allein seine. „Sobald man jemandem etwas zeigt, ist es, als würde sich etwas in Luft auflösen", sagt er. „Deshalb spiele ich erst mal niemandem etwas vor. Ich will nicht abgelenkt werden."

FOTO: JESSE CRANKSON

NOVEMBER RAIN

TECHNIK

Irgendwann ist selbst der endloseste Sommer mal zu Ende. Wir trotzen dem Herbst und zeigen, wie auch die Gebrüder Kaulitz trocken durch den Monsun kommen

Von RALF NIEMCZYK

AM BESTEN FÜR

PISTENRAUPEN

Norrona Lofoten Gore-Tex

Norwegische Kompetenz für fieses Fröstelwetter. Wir zeigen ein farbenfrohes Damenmodell, das auch auf der Skipiste schick rüberkommt. Wetterfestes, atmungsaktives Material. Ein „Hitzestau" wird über zwei Unterarmreißverschlüsse elegant umfahren.

509 Euro **NORRONA.COM**

AM BESTEN FÜR

REGENTÄNZER

Rainkiss Rain Ponchos

Schrille Überwürfe aus Amsterdam. Die weiten Schnitte gibt es in vielen Mustern und Farben, von Acid-House-Smiley bis Tarnfleck. Für Fahrradfahrten und Opernbesuche im Nieselschauer. Alle Nähte sind korrekt versiegelt und laut Herstellerangaben 100 Prozent wasserdicht.

79 Euro **RAINKISS.COM**

AM BESTEN FÜR

CARDIGANS

Stutterheim Stockholm Rainbow

Schwedische Schietwetter-Style-Marke, die Ritchie Blackmore's Rainbow alle Ehre gemacht hätte. Das Produktblatt annonciert kerniges 530-Gramm-Gewebe, unbedingte Wasserdichtheit bei einer gerade geschnittenen Unisex-Passform sowie Druckknöpfe aus Metall.

310 Euro **STUTTERHEIM.COM**

AM BESTEN FÜR

DSCHUNGELRETTER

Patagonia Baby Torrentshell 3L

Die Naturschutz-Sponsoren aus den USA arbeiten seit Jahren gegen das Chemiejacken-Image an. Ihre „Performance-Standard-Technologie" kann man reparieren. Ansonsten verspricht man wasserdichte und „atmungsaktive Performance", dauerhaften Komfort und lange Haltbarkeit.

120 Euro **PATAGONIA.COM**

AM BESTEN FÜR

DEICHGRAFEN

Derbe Passby Fisher

Klassiker von der Waterkant. Gelber Edel-Ostfriesennerz mit rot-weißem Stadtwappen am Ärmel. Zwar teurer als die Teile, die man im Baumarkt bekommt, dafür 100 Prozent recyceltes Polyester und innen in Bio-Baumwolle gehalten. Da kann das Wetter ruhig von vorn kommen.

159 Euro **DERBESHOP.DE**

Zoe Wees

Alles musste raus

***Zoe Wees** fiel bei „The Voice Kids“ mit ihrer dunklen Stimme Ed Sheeran auf – und gilt mit 21 Jahren als eines der größten Pop-Talente ihrer Generation*

Von SAMIRA JOY FRAUWALLNER

ZOE WUCHS IN HAMBURG BEI IHRER alleinerziehenden Mutter auf, ihren Vater lernte sie erst mit sechzehn kennen. Als Kind der Nullerjahre, in einer Zeit, als Nintendo-Spielkonsolen, Handys und iPods den Markt überschwemmten, hatte Zoe stets weniger als andere Kinder. Auch Musik hat sie erst spät gemacht. Sie hat in ihrer Kindheit nicht mal Radio gehört, schon gar keine Alben – maximal Musik von Miley Cyrus oder Justin Bieber: „Ich habe immer nur Songs gehört, die im Fernsehen wo liefen. Musik selbst angemacht habe ich selten. Ich hatte auch nur maximal einen iPod.“ Dass sie ihren Frust darüber oft gegen ihre Mutter richtete, verarbeitet Wees in dem Song „Sorry For The Drama“, dem ersten auf ihrem Debütalbum, *„Therapy“*. „Das Lied ist eine Entschuldigung an meine Mutter. Weil ich früher sehr frech war, immer mehr wollte. Oder zumindest gleich viel wie die anderen Kids.“

Heute ist Zoe ein anderer, ein dankbarerer Mensch: „Denn jetzt, besonders wenn ich mit meinem eigenen, hart verdienten Geld etwas ermöglichen oder meiner Mutter helfen kann, empfinde ich tiefe Dankbarkeit.“ Zoe glaubt, dass viele Kinder nicht nachvollziehen können, weshalb sie bestimmte Dinge nicht bekommen. „Die Kids sehen oft nicht, wie sehr ihre Eltern arbeiten und sich anstrengen, um ihnen all das zu bieten, was ihre Freunde haben und was sie sich wünschen. Als Kind realisiert man nicht immer, dass die Eltern nur das Beste für einen wollen.“

Richtig begann es für Wees mit der Musik 2017. Damals nahm sie an der fünften Staffel der Musik-Castingshow „The Voice Kids“ teil. Während der Show traf sie Ed Sheeran, der von ihr beeindruckt war. Schließlich nutzte Wees die sozialen Netzwerke, um dort ihre Karriere eigenständig weiter aufzubauen, und machte mit Coverversionen von Lewis Capaldi, James Bay oder Leonard Cohen auf sich aufmerksam. Mit Erfolg: Ein Jahr später, 2018, begann sie in Hamburg mit dem Produzententeam Patrick Pyke Salmy und Ricardo Muñoz sowie den Songwritern Emma Rosen und René Miller zusammenzuarbeiten. Ende März 2020 veröffentlichte sie ihre Debütsingle, „Control“.

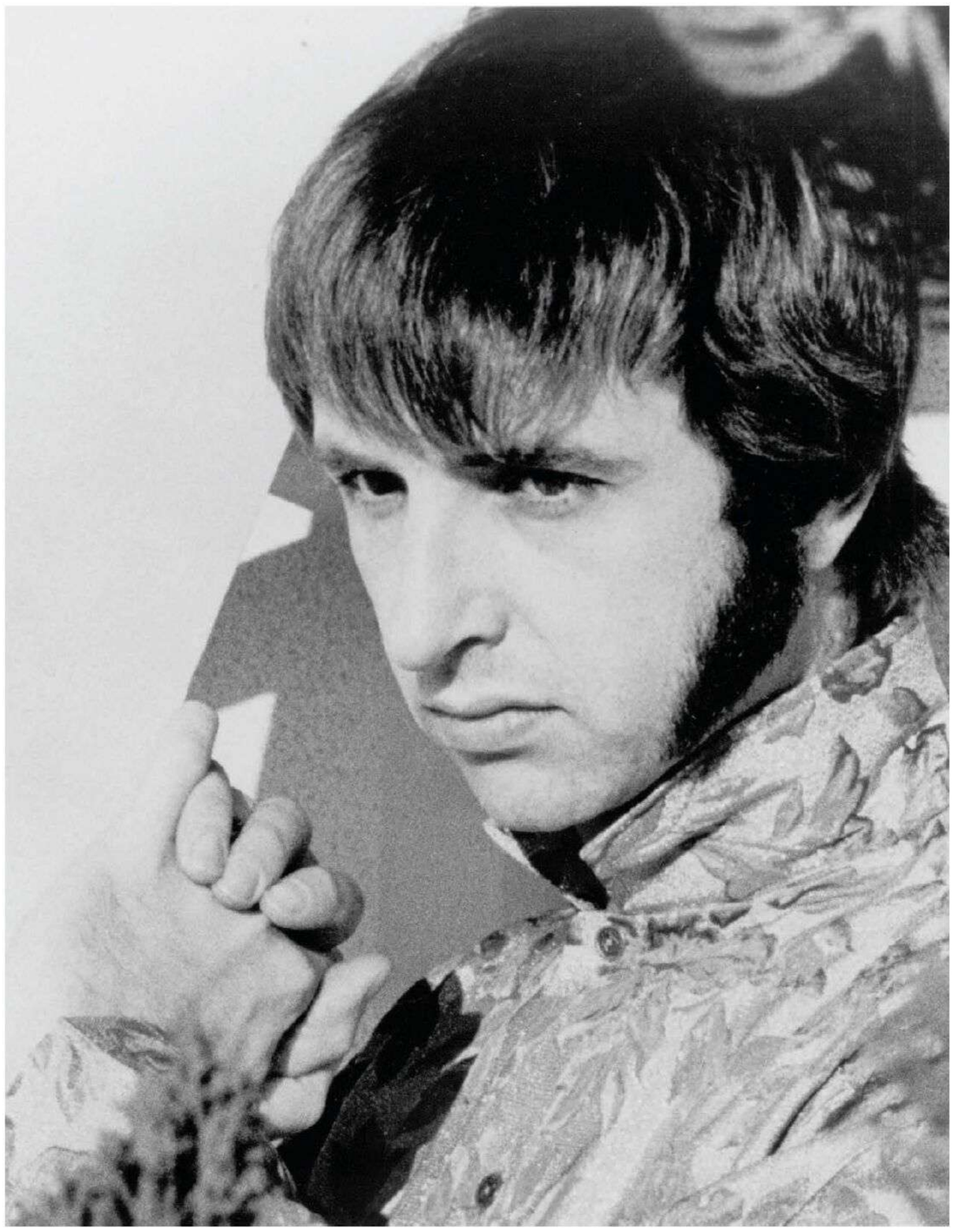
„Ich möchte einfach, dass die Leute mich als easy sehen“

Ein Erfolg. Doch trotz des darauf einsetzenden Rummels, der bis heute nicht sonderlich abgeebbt ist, wirkt Zoe geerdet: „Ich möchte einfach, dass die Leute mich als easy sehen. Einfach cool. Bei mir kann man sich entspannen.“ Wees hat das Talent, mit ihren Worten und ihrer Musik eine Brücke zwischen ihren eigenen Erfahrungen und den Gefühlen ihrer Hörerinnen und Hörer zu schlagen. Wie sie das schafft? Ihre immer etwas melancholisch angehauchte Musik vermittelt so etwas wie Echtheit. „Ich habe das Gefühl, wenn ich fröhliche Musik höre, während ich traurig bin, dann stoppe ich meine Traurigkeit bloß. Lieber gehe ich durch den kompletten Prozess. Höre traurige Musik. Vielleicht kriege ich dann sogar Ängste, okay, aber danach geht’s mir besser! So habe ich viel langfristiger was davon – statt des kurzen Moments beim Tanzen zu fröhlicher Musik.“

Auch in der Liebe setzt Zoe Wees auf Nachhaltigkeit. „Love should be easy“, da ist sie sicher, und so nennt sie auch einen Song auf ihrem Album. „Das, was zu mir gehört, sollte eigentlich ganz natürlich und leicht zu mir finden. Natürlich gibt es Auseinandersetzungen, aber man sollte leicht wieder zueinanderfinden. Wenn das passiert und man ständig kämpfen muss, dann stimmt etwas nicht. Ich bin nicht gern allein, aber ich suche auch nicht verzweifelt nach jemandem. Ich chille lieber mit meinen Freunden.“

„Therapy“ ist das Album einer 21-Jährigen, die ihre Welt verarbeitet: Liebe und Herzschmerz, die Abwesenheit des Vaters, die Selbstbehauptung. Psychische und körperliche Gesundheit und die Solidarität unter Frauen sind ebenso wichtige Themen für sie. „Das alles musste aus mir raus. Für mich, für meine Generation und auch für ältere Leute – besonders für die. Wenn die nämlich über meine Generation sagen, wir hätten keine echten Probleme, muss ich entgegnen: Doch! Menschen bringen sich täglich wegen vermeintlich nicht so schlimmer Probleme um!“

FOTO: MEGAN COURTIS



Terry Kirkman

Ende der 60er-Jahre steckten Terry Kirkman und seine Band The Association in einem Dilemma. Einerseits trafen sie mit ihrer Mischung aus Folk und Sunshine-Pop den musikalischen Nerv der Zeit, andererseits wirkten sie mit ihren Anzügen und Krawatten irgendwie fehl am Platz. Nichts illustriert das besser als ihr Auftritt beim legendären Monterey Pop Festival, den Kirkman später wie folgt kommentierte: „It was an honor, it was historical, and it was really bad." The Association hatten zwar Hits und förderten ein paar Platten lang Melodien zutage, die zum Schönsten gehörten, was die kalifornische Szene zu bieten hatte – aber zwischen The Mamas & The Papas, Jefferson Airplane und Jimi Hendrix wirkten sie so aufregend wie ein Haufen Steuerbeamte. Sie sahen nicht aus wie Typen, die Drogen nahmen und sich psychedelischen Abenteuern hingaben. Sie waren einfach nicht cool genug.

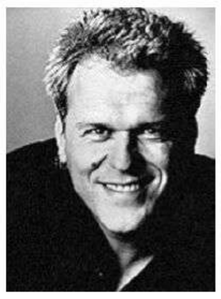
Terry Kirkman wurde 1939 in Salina/Kansas geboren und war seit frühester Kindheit von den verschiedensten Instrumenten umgeben. Sein Vater spielte Sopransaxofon, seine Mutter Kirchenorgel und Klavier bei Stummfilmvorführungen. Ende der Fünfziger besuchte Kirkman das Chaffey College in Rancho Cucamonga/Kalifornien, wo er Frank Zappa kennenlernte, mit dem er eine Weile in Coffeeshops auftrat. Anfang der Sechziger machte Kirkman Bekanntschaft mit dem späteren Association-Gitarristen Jules Alexander. Die beiden wurden Freunde, zogen nach Los Angeles und hoben die Band The Inner Tubes aus der Taufe, zu der zwischenzeitlich auch Cass Elliot und David Crosby gehörten. 1965 folgte die Gründung von The Association. Kirkman prägte den Sound des Sextetts als Sänger, Multiinstrumentalist und Songschreiber. So komponierte er etwa das himmlische „Cherish", mit dem die Band einen Nummer-eins-Erfolg in den „Billboard"-Charts feiern konnte.

Kirkman verließ The Association 1972, kehrte jedoch sporadisch immer mal wieder für Gastauftritte zurück. Nach seinem Abschied von der Musikindustrie arbeitete er unter anderem als Suchtberater. Er starb am 23. September im Alter von 83 Jahren im kalifornischen Montclair an Herzversagen.

FOTOS: GETTY IMAGES (3), PRIVAT (2)

MICHAEL RUFF

Ruff gehörte zu den stilprägenden „Sounds" und „Spex"-Autoren und schrieb auch für den ROLLING STONE. Zudem war er Mitbegründer der New-Wave-Bands Geisterfahrer und Flying Klassenfeind. Legendär wurde sein Hamburger Plattenladen Ruff Trade. Er starb Ende September mit 67 Jahren.



TEDDY HOERSCH

Hoersch begann seine Laufbahn bei „Bravo", schrieb in den 80er-Jahren für den „Musikexpress" und war in den Neunzigern Chefredakteur beim Musiksender VIVA. Er veröffentlichte Bücher über Madonna und Wolfgang Niedecken sowie den Band „Bravo 1956–2006". Er starb am 23. September mit 68 Jahren.

BRUCE GUTHRO

Auf seinen Soloalben entwickelte der kanadische Songschreiber einen Sound zwischen Folk-Pop und Country-Rock. Zu größerer Bekanntheit gelangte er als Leadsänger der Celtic-Rock-Band Runrig, bei der er von 1998 bis 2018 aktiv war. Guthro starb am 5. September mit 62 Jahren.

GARY WRIGHT

Berühmt wurde der US-Musiker Ende der Sechziger als Keyboarder der britischen Blues- und Psychedelic-Rock-Band Spooky Tooth. Auf seinen Soloplatten reüssierte er mit einer Mischung aus Electronica und Soft Rock. Wright starb am 30. August 80-jährig in Palos Verdes Estates/Kalifornien.

Musikgeschichte abonnieren und dauerhaft sparen!

ABO +

Zusätzliche Vorteile. Nur für Abonnent:innen.

Die Playlist für Alle

CD exklusiv für Abonnent:innen

Heft-CD
ab sofort exklusiv für Abonnent:innen
+ monatliche Playlist für Alle

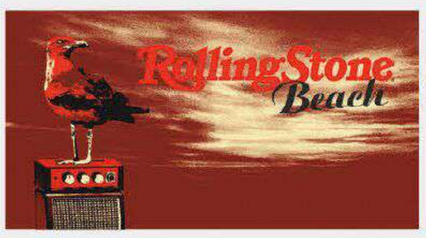
+ Preisvorteile
im RS-Shop:

rollingstone.de/shop

+ 8% Rabatt
auf jeden Einkauf bei jpc sichern – ob Vinyl, Bücher oder Filme!

+ 15 € Rabatt
auf das Festival-Ticket

rollingstone-beach.de



Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

1-Jahres-Abo

Jetzt nur
98 €*
12 Ausgaben + 1 Prämie

jpc Leidenschaft für Musik 25€
eventim 25€
amazon.de 25€

THE ROLLING STONES
Big Hits (High Tide And Green Grass)
(180g)

Jetzt nur
196 €**
24 Ausgaben + 1 Prämie

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

2-Jahres-Abo

THE ROLLING STONES
Hackney Diamonds
(180g)

BestChoice Einkaufsgutschein 50€
jpc Leidenschaft für Musik 50€
amazon 50€

EXKLUSIVE
BOOMSTER GO BLUETOOTH-BOX
VON TEUFEL

*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.
**Mindestlaufzeit 24 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo
oder 0451 - 4906 740

„Es war ein Blitzkrieg“

18 Jahre nach ihrem letzten Album mit eigenen Songs und zwei Jahre nach dem Tod ihres Schlagzeugers Charlie Watts ist nun tatsächlich ein neues Album der **ROLLING STONES** erschienen. Wie ein Schlusskapitel klingt „Hackney Diamonds“ aber nicht. Ein Treffen mit Mick Jagger, Keith Richards und Ron Wood in London

Von TORSTEN GROSS – *Fotos von* MARK SELIGER

AND THEN THERE WERE THREE
Nach vielen Tragödien und gesundheitlichen Problemen sind Keith Richards, Mick Jagger und Ron Wood wieder obenauf ...

AM NACHMITTAG DES 5. SEPTEMBER 2023 SITZEN MICK JAGGER UND JIMMY Fallon, von den sonstigen Gästen weitgehend unbemerkt, auf Barhockern vor einem großen Fenster des Pubs The Old Ship Hackney und blättern in der aktuellen Ausgabe des Stadtteilblatts „Hackney Citizen“. Der „Tonight Show“-Host und der Rolling-Stones-Sänger trinken ein Ale, dann wird ein Foto von den beiden geschossen, das sich blitzartig durch soziale Medien und Newskanäle verbreitet. Noch am selben Tag und in den Wochen danach immer wieder kommen Leute in den Pub und stellen das Bild nach, für einige Tage ist das Old Ship die bekannteste Kneipe der Welt.

Es ist der zunächst vorletzte Akt einer beispiellosen PR-Kampagne, die wenige Wochen zuvor mit einer vermeintlichen Anzeige für eine lokale Glaserei in einem anderen Stadtteilblatt, der „Hackney Gazette“, begonnen hatte, die aber in Wahrheit ein erster Hinweis auf das neue Stones-Album *„Hackney Diamonds“* war. Höhepunkt der viralen Kampagne ist am Tag nach dem Kneipenbesuch die inzwischen berühmte, von Fallon moderierte Pressekonferenz. Für die Ankündigung ihres ersten Studioalbums mit eigenen Songs seit 2005 sind die Rolling Stones also nach London zurückgekehrt, in die Stadt, in der vor 61 Jahren alles begann. Sie haben das Hackney Empire direkt neben dem Old Ship gemietet, sind in Einzellimousinen hergekommen, hinter dem Theater in ein bereits wartendes London-Taxi umgestiegen und haben damit gemeinsam die letzten Meter zum sogenannten roten Teppich zurückgelegt. Was dann kam, ist ewige Routine im Leben dieser drei Männer und für alle anderen doch immer wieder ein Ereignis: Mick Jagger, Keith Richards und Ron Wood stiegen aus dem Taxi, winkten, machten Faxen, posierten für die Kameras. Bei der anschließenden Konferenz waren die verbliebenen Rolling Stones in bestechend guter Form, lieferten sich vor über zweihundert internationalen Pressevertreter:innen und Influencer:innen einen launigen Schlagabtausch mit Fallon. Die meisten Leute dürften das inzwischen gesehen haben, deshalb machen wir jetzt erst noch einen kleinen Ausflug.

Wenn man für einen kurzen Moment die Augen schließt, kann man sich das immer noch gut vorstellen: wie Mick Jagger und Keith Richards in einem anderen Leben zu einer anderen Zeit in ruckeligen Zügen auf dieser Bahnverbindung in die City und zurück fuhren, wie in den 60er-Jahren überhaupt unzählige Teenager aus der Londoner Peripherie in die große Stadt zogen, um von dort aus mit Rock’n’Roll die Welt zu verändern. Wenn man sich den Londoner Großraum auf Google Maps ansieht, fällt einem für beinahe jeden Ort ein berühmter Name ein, David Bowie für Bromley, Jimmy Page für Heston, David Gilmour für Cambridge, Elton John für Pinner – und natürlich Mick Jagger und Keith Richards für Dartford in der Grafschaft Kent.

Da sind wir jetzt, jäh aus einem schwarz-weißen 60er-Jahre-Traum gerissen von einer Gruppe Jugendlicher, die Musik über ihr Smartphone hören. Und sie hören natürlich keinen Rhythm and Blues, sondern HipHop, was auch sonst. Vor gut zehn Jahren hat sich Joachim Hentschel anlässlich des 50. Stones-Jubiläums hier schon einmal für den ROLLING STONE auf eine Spurensuche begeben, inzwischen ist einiges passiert: Die Geburtsstadt von Jagger und Richards, in der sie gemeinsam die Grundschule besuchten und sich am 17. Oktober 1961 am Bahnhof wiederbegegneten, um erst gemeinsam nach London zu fahren – Jagger in die Wirtschafts-, Richards in die Kunstschule – und bald darauf zusammen Musik zu machen, ist inzwischen ein regelrechtes Freiluft-Stones-Museum geworden. Am berühmten Bahnsteig 2 hängt endlich eine Gedenktafel, ein Veranstaltungszentrum wurde nach Mick Jagger benannt, im Norden von Dartford heißen Straßen Ruby Tuesday Drive, Tumbling Dice Mews, Angie Mews oder Stones Avenue, es gibt die Lady Jane Community Gardens – die einstigen Bürgerschrecke sind auf die alten Tage zur einzigen Attraktion ihrer Heimatstadt geworden.

Und da sind sie ja auch schon, nur wenige Gehminuten vom Bahnhof entfernt: die Stones-Bronzen, jene Statuen, mit denen Keith Richards und Mick Jagger hier im vergangenen August geehrt worden sind, „The Glimmer Twins“. Die zentralen Stones, eingefroren in einer ikonischen Live-Szene. Jagger dynamisch, das linke Bein hochgezogen, in der Laufbewegung, den Blick ins Publikum und hier nun also in die Fußgängerzone gerichtet, die Dartford High Street heute ist. Richards in der klassischen Gitarrenheldenpose, die er geprägt hat wie kein anderer. Breitbeinig, in sein Spiel vertieft, die Telecaster im Anschlag. Auf den Fotos sieht das irgendwie seltsam und auch ein bisschen lustig aus, aber in der Realität haben die Statuen tatsächlich eine gewisse Wirkung. Gestaltet hat sie die Bildhauerin Amy Goodman, orientiert an den Stones der frühen 80er-Jahre, circa zur Zeit des *„Still Life“*-Live-Albums. Es ist ein schöner Ort zum Verweilen geworden hier am One Bell Corner, einem kleinen, erhobenen Platz mit Pflastersteinen, zu dem zwei Treppenstufen führen, auf denen jetzt allerdings Junkies sitzen, was ja wiederum auch ganz gut passt, und der von einer grünen Hecke eingefasst ist. Familien und Paare machen Selfies, imitieren typische Stones-Gesten, aber als wir den sehr jungen Kellner im Pub nebenan nach den Statuen fragen, hat er keine Ahnung, wovon wir sprechen.

Der echte Keith Richards hat den falschen Hut auf. Wir sitzen in der Knightsbridge Suite des Londoner Luxushotels Bulgari und eine Stylistin probiert bereits das dritte Modell. „Mir gefällt der Hut, den ich aufhabe“, sagt Richards. Aber der setze sich nun mal leider nicht vom Hintergrund ab, erklärt die Stylistin – zu dunkel. „I don’t care“, sagt Keith und lässt es doch geschehen. Schließlich hat Richards, 79, die Dunkelheit ja nun endgültig hinter sich gelassen: Seitdem er nicht mal mehr raucht und trinkt, haut er bei den Konzerten seltener daneben, der ewige Überlebende ist in guter Form, wenngleich man ihm die Jahre deutlicher anmerkt als dem Sportfreak Jagger. In der direkten Begegnung ist Keith Richards heutzutage ein zugewandter, freundlicher Mensch und jedenfalls nicht der Pirat, als der er sich gern stilisiert. Er lacht viel, dieses gleichzeitig schmutzige und warmherzige Lachen, das auch ohne Zigaretten immer noch tief aus seiner Kehle kommt und rasselt wie ein Güterwaggon, niemand sonst lacht so. Man kann das hier nicht lesen, aber als wir später im Gespräch auf Charlie Watts kommen, ringt Keith mit den Tränen.

Keith, wie fühlt es sich an, eine Statue errichtet zu bekommen?
Seltsam. Zuerst dachte ich, die wollen mich auf den Arm nehmen. Es gibt eine Statue von mir – euer Ernst? Dabei hieß es doch eigentlich immer, ich wäre endgültig in Ungnade gefallen. *(Lacht.)* Ich habe sie allerdings selbst noch gar nicht gesehen. Ich war ewig nicht in Dartford.

Wann zum letzten Mal?
Das muss ungefähr 2008 gewesen sein. Während der Recherche zu meinem Buch habe ich all diese Orte wieder aufgesucht. Auch schon wieder eine Weile her.

Auf dem berühmten Bahnsteig 2 hängt inzwischen eine Gedenktafel, es gibt Straßen und Gebäude, die nach euch benannt sind – Dartford ist ein Stones-Museum.
Mit dem Ort, in dem wir aufgewachsen sind, hat das Dartford von heute allerdings nichts mehr zu tun. Ganz früher war Dartford eine Postkutschenstation, eine Raststätte auf dem Weg nach London. Noch zu unserer Zeit wurde der komplette Verkehr von der Küste mitten durch die Dartford High Street geleitet. Wo immer man stand und ging, sausten einem die Autos um die Ohren. Es war wirklich wahnsinnig laut. Irgendwann haben sie dann einen zusätzlichen Tunnel gebaut, Dartford Crossing. Seitdem ist Dartford High Street eine schöne Fußgängerzone und man kann überall spazieren gehen, das wäre früher undenkbar gewesen.

Die Stadt hat auf mich einen diversen, multikulturellen Eindruck gemacht. Sie wirkt nicht mehr wie die suburbane Tristesse, als die ihr sie oft beschrieben habt.
Ich gehe allerdings davon aus, dass der Bahnhof immer noch der wichtigste Ort der Stadt ist. Im Wesentlichen sind die Leute damit beschäftigt, Tickets nach London zu kaufen, viel mehr gibt es dort eigentlich nicht zu tun. Aber danke für diese Eindrücke, das ist interessant! Wann warst du dort?

Gestern.
Und wir haben dich schon erwartet. Wenn auch nur als Bronzestatuen, aber das hat ja auch was Schönes. *(Lacht.)* Immerhin hast du die Dinger jetzt mal gesehen, das hast du mir voraus. Eines Tages werde ich sie mir wohl auch mal angucken.

MADE IN THE SHADE
Ron Wood, Mick Jagger und Keith Richards in London

STILL LIFE
... und Mick natürlich der agile Mittelpunkt des Trios

Waiting On A Friend

18 Jahre haben wir nach *„A Bigger Bang“* auf ein Album mit neuen eigenen Rolling-Stones-Songs warten müssen. Kommt Ihnen lang vor? Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass andere Bands sich sehr viel mehr Zeit gelassen haben. Verglichen mit diesen Alben war *„Hackney Diamonds“* ein Schnellschuss.

THE SONICS
„This Is The Sonics“ (2015)
48 Jahre nach „Introducing The Sonics“ (1967)

STRAWBERRY ALARM CLOCK
„Wake Up Where You Are“ (2012)
43 Jahre nach „Good Morning Starshine“ (1969)

ABBA
„Voyage“ (2021)
40 Jahre nach „The Visitors“ (1981)

PARLIAMENT
„Medicaid Fraud Dogg“ (2018)
37½ Jahre nach „Trombipulation“ (1980)

THE BOOMTOWN RATS
„Citizens Of Boomtown“ (2020)
36 Jahre nach „In The Long Grass“ (1984)

THE YARDBIRDS
„Birdland“ (2003)
36 Jahre nach „Little Games“ (1967)

THE POP GROUP
„Citizen Zombie“ (2015)
35 Jahre nach „For How Much Longer ...“ (1980)

THE STOOGES
„The Weirdness“ (2007)
34 Jahre nach „Raw Power“ (1973)

NEW YORK DOLLS
„One Day It Will Please Us To Remember ...“ (2006)
32 Jahre nach „Too Much Too Soon“ (1974)

THE WHO
„Endless Wire“ (2006)
24 Jahre nach „It's Hard“ (1982)

PIXIES
„Indie Cindy“ (2014)
22 Jahre nach „Trompe Le Monde“ (1991)

SLOWDIVE
„Slowdive“ (2017)
22 Jahre nach „Pygmalion“ (1995)

MY BLOODY VALENTINE
„m b v“ (2013)
22 Jahre nach „Loveless“ (1991)

RIDE
„Weather Diaries“ (2017)
21 Jahre nach „Tarantula“ (1996)

PINK FLOYD
„The Endless River“ (2014)
20 Jahre nach „The Division Bell“ (1994)

Was dem einen der Hut ist, ist dem anderen das Hemd. Mick Jagger lässt sich zunächst entschuldigen: Er müsse etwas trinken und wolle sich umziehen, wird ausgerichtet. Auf den Hotelgängen und in den Suiten des Bulgari geht es derweil zu wie im Taubenschlag. Alle Stones haben jeweils eigene Managerinnen, Stylistinnen, Make-up-Artists und PR-Agentinnen. Und ja: bis auf Woods' PR-Leute sind alle weiblich. Zudem werden die Stones seit Jahren auf Schritt und Tritt von Filmteams begleitet, die unablässig Material für Social Media und künftige Dokumentationen sammeln. Hinzu kommen Mitarbeitende von Plattenfirmen, PR-Agenturen, natürlich Journalistinnen und Journalisten aus der ganzen Welt. Jeder Griff und jede Geste sitzt, der Tag ist professionell orchestriert, alle Beteiligten sind freundlich und gelassen. Als Mick Jagger endlich angekündigt wird, verbreitet sich kurz ein bisschen Hektik, aber da ist er ja auch schon: immer noch erstaunlich federnden Schrittes, das bekannte Grinsen, ein schneller Handschlag, Medienprofi durch und durch. Auf geht's.

Mick, wie wütend bist du heutzutage? Wut war stets eine gewaltige Triebfeder im Rock'n'Roll, aber es ging dabei meist um die Wut der Jugend ...
Deshalb geht es in dem Song „Angry“ auch nicht um meine Wut, sondern ich habe das umgedreht: ich bitte eine andere Person, nicht wütend auf mich zu sein. Es geht darum, sie in ihrem Ärger zu besänftigen.

In der Einladung zur Pressekonferenz in London stand der Spruch „New Era, New Music, New Record“. Ein gewagter Slogan für eine Band eures Alters.
Ja, das ist natürlich ein kleiner Scherz, den wir uns erlaubt haben.

Du bist im Juli 80 geworden. Mir ist die selbstironische Art aufgefallen, mit der du dein Alter auf diesem Album zwischen den Zeilen thematisierst. In „Angry“ heißt es: „I'm still taking the pills“, später dann: „Now I'm too young for dying and too old to lose.“
Das ist aber aus einem anderen Song.

Klar, aus „Depending On You“. Oder natürlich: „You think the party is over, well ...
... it only just began. *(Lacht.)*

Genau, aus „Whole Wide World“.
Es gibt ein paar Referenzen, das hast du gut beobachtet. So was macht mir Spaß. *(Lacht.)*

80 ist gewaltig. Wie fühlt sich das an? Wie eine weitere von vielen Zahlen auf deinem Weg, oder hat es darüber hinaus eine Bedeutung?
Na ja, die Leute sorgen schon dafür, dass man es nicht vergisst. Es könnte bloß eine Zahl sein, wenn ich nicht permanent von allen daran erinnert werden würde. Aber ich kann das verstehen: Egal ob man eine Person des öffentlichen Lebens ist oder ein ganz normaler Typ – 80 ist was Besonderes, das wollen die Leute mit einem feiern. Es ist eine gewisse Leistung, überhaupt so weit zu kommen, nehme ich an.

Die Kampagne für das neue Album war modern und unterhaltsam. Wie sehr bist du heute noch in solche Dinge involviert? Bringst du dich kreativ ein?
Oh ja, absolut, ich bin in allen Stadien dabei. Ich schaue mir die Ideen an, segne sie ab oder hinterfrage sie: „Wie soll das funktionieren, wie habt ihr euch das genau vorgestellt, sollten wir das nicht lieber so und so machen?“ Auch am Cover-Artwork habe ich mitgearbeitet. Ich bin bei all diesen Schritten involviert, das macht mir Spaß. Ich werde deswegen nicht gleich obsessiv und kümmere mich um jedes winzige Detail. Aber es ist mir wichtig, einbezogen zu werden.

Das ist natürlich ein Euphemismus. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt: *„Hackney Diamonds“* würde es ohne Mick Jagger nicht geben, vermutlich war kein anderes Stones-Album so sehr ein Jagger-Album wie dieses. Die Vorgeschichte geht weit zurück, mindestens bis in den Dezember 2015, um genau zu sein. Damals nahmen die Rolling Stones innerhalb von nur drei Tagen das Blues-Coveralbum *„Blue & Lonesome“* auf. Eigentlich ist die Session als Warmup für die Produktion eines neuen Studioalbums mit eigenen Songs geplant. Dann passieren Dinge, passiert das Leben, passiert aber auch der überraschende Erfolg von *„Blue & Lonesome“*, das sich wahnsinnig gut verkauft. Seit Jahrzehnten hatten die Rolling Stones den Stürmen des jeweiligen Zeitgeists, der Biologie, den Gesetzen der Branche getrotzt, indem sie einfach immer weitergemacht haben. Nun wird die Produktion ihres nächsten Studioalbums zu einem Wettlauf gegen das Altern und die Zeit. In den folgenden Jahren spielt die Band zwar immer wieder große Tourneen, sie sind aber auch geprägt von Schicksalsschlägen, Traumata, Verlust. Ron Wood kämpft in dieser Phase zweimal erfolgreich gegen den Krebs, Mick Jagger muss den Tod seiner damaligen

Lebensgefährtin L'Wren Scott verarbeiten und sich 2019 einer Herzoperation unterziehen. Im August 2021 verliert die Band dann mit Charlie Watts viel mehr als nur „den Schlagzeuger der Rolling Stones". Sie verliert einen engen Freund, einen Wegbegleiter, ein Korrektiv.

Wie die Rolling Stones sich in diesen Jahren immer wieder aufraffen, sich weder von privaten Schicksalsschlägen noch von der weltweiten Corona-Pandemie ausbremsen lassen und schließlich, womöglich zum letzten Mal, noch einmal eine große Studioproduktion vollenden, ist erstaunlich und vor allem der unverwüstlichen Kraft ihres Frontmanns zu verdanken. Seit 2015 sind die Rolling Stones in Pausen immer wieder im Studio, arbeiten einzeln und zusammen an Songs, aus denen aber lange Zeit nichts werden will. Schließlich bündeln sie gemeinsam mit dem Produzenten Andrew Watt alle Energie in einer letzten großen Session in Los Angeles. Am Valentinstag 2023, dem Tag der Liebe, ist alles fertig. *„Hackney Diamonds"* ist also auch ein Triumph des Lebens, der Freundschaft und der Kraft des Rock'n'Roll über die Zeit, im Wesentlichen verantwortet von Mick Jagger und Andrew Watt.

Keith, jahrzehntelang habt ihr damit kokettiert, dass jede neue Stones-Platte oder -Tour die letzte sein könnte. Diesmal wurde es allerdings ernst. Ronnie und Mick hatten gesundheitliche Probleme, dann habt ihr Charlie Watts verloren …

Charlie zu verlieren war mit Abstand das Schlimmste. Ich habe das ja jetzt schon häufiger erzählt, aber es war wirklich ein wahnsinniges Glück, dass wir Steve Jordan hatten, mit dem ich schon seit dreißig, vierzig Jahren arbeite. Charlie hat immer gesagt: „Wenn ich irgendwann nicht da sein sollte, wäre Steve immer derjenige, der mich vertreten soll." Steve ist ein enger Freund von uns allen und war genau der Richtige. Trotzdem haben wir Charlie wahnsinnig vermisst. Ich vermisse ihn immer noch ständig.

Charlie auf diesem Album spielen zu hören macht einen gleichzeitig glücklich und traurig. Und man erkennt ihn sofort, die zwei Songs mit ihm klingen anders als der Rest. Zumal bei „Live By The Sword" auch noch Bill Wyman Bass spielt.

Alle originalen Stones bei einem Song! Na ja, wir haben mit Bill sowieso immer Kontakt gehalten. Es gibt nicht besonders viele Leute, die ein Rolling Stone waren, noch weniger von ihnen sind noch am Leben. Das ist schon ein besonderer Club.

Wir haben seit 2015 immer wieder über dieses neue Album gesprochen und du hast von zahlreichen Sessions erzählt. Ihr müsst unzählige unveröffentlichte Songs haben.

Oh ja, tonnenweise! Aber das ist nun mal unser Job. Man schreibt Songs, arbeitet an Ideen, weiß aber nie so genau, wann sie wirklich fertig sind und veröffentlicht werden können. Man läuft als Songwriter immer durch die Gegend, beobachtet und ist aufmerksam für alle Eindrücke. Eines Tages geht man über die Straße, schnappt einen Gesprächsfetzen auf und hat plötzlich die entscheidende Idee. Aus diesen Ideen dann aber fertige Songs und schließlich ein Album zu machen ist noch mal eine ganz andere Geschichte. Darum ging es uns jetzt: Dinge abzuschließen, einen Punkt zu machen.

Gibt es noch mehr Songs mit Charlie, die ihr zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlichen werdet?

Unbedingt, auf jeden Fall! Wie bei jedem Album gibt es mindestens noch mal so viele unveröffentlichte Songs, 23 haben wir insgesamt aufgenommen. Irgendwann muss man sich auf einige von ihnen konzentrieren, und wir haben uns für diese zwölf entschieden. Wir haben definitiv mindestens noch ein Album in der Hinterhand. Aber alles zu seiner Zeit, im Moment habe ich genug mit diesem hier zu tun. *(Lacht.)*

Ron Wood hat keine Probleme mit der Garderobe – er trägt einfach, was er eben trägt. Der Gitarrist ist längst nicht mehr „der Neue", aber manche Dinge ändern sich nie. Die Suite, in der Wood empfängt, ist die kleinste, man stolpert über Kabel und Kameragerätschaften, die überall herumliegen, aber dafür sitzt Ronnie bereits auf seinem Stuhl und ist vom ersten Moment an der ewige Junge mit dem Schalk im Nacken. Allerdings sieht man deutlich, wie die Krankheit ihm zugesetzt hat. Wood ist zwar der Jüngste, sieht aktuell aber am zerzaustesten aus. Wo Keith wie gewohnt seine charmanten Räuberpistolen erzählt und Jagger genau weiß, welches Narrativ die Marke Rolling Stones verlangt, bringt Wood eine erfrischende Offenheit mit an den Tisch. Schon während der Pressekonferenz hatte er sich zweimal verplappert, die Beteiligung von Lady Gaga sollte zu diesem Zeitpunkt ebenso wenig ausgeplaudert werden wie die von Stevie Wonder. Im Verlauf unseres Gesprächs hegt er ein paar *„Hackney Diamonds"*-Legenden ein oder erzählt sie jedenfalls weniger prosaisch als Keith.

Bequem nach Hause.

Einmalig 3 Ausgaben zum Sonderpreis.

3 Ausgaben ~~26,70 €~~ 9,95 €

Mindestlaufzeit 3 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter.
Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

ROLLINGSTONE.DE/SPEZIAL-ABO

Ronnie, mit Mick und Keith habe ich eben darüber gesprochen, wie ihr *„Hackney Diamonds“* im Winter ’22/23 binnen weniger Wochen aufgenommen habt. Aber was ist vor Dezember 2022 passiert?
Meine Aufgabe bestand im Wesentlichen darin, die konkreten Anwärter für das Album aus dem vielen Material herauszusuchen, das Mick und Keith über die Jahre angesammelt hatten. Mick hat ziemlich lange daran gearbeitet, möglichst viele Ideen, oder sagen wir lieber: Vorschläge zusammenzutragen, die Keith akzeptieren würde. Keith war diesbezüglich extrem wählerisch: „Nee, lass uns das bitte noch mal anders probieren, das ist es noch nicht, das gefällt mir nicht!“ So ging das ewig, jahrelang. Irgendwann habe ich gedacht: Wir brauchen einen Schiedsrichter, sonst kommen wir nie zum Punkt.

Und dieser Schiedsrichter warst du?
Erst ich, dann Andrew Watt. Wir hatten über die Jahre zig Songs mit Don Was aufgenommen, in London, New York, an all diesen Orten. Irgendwann sind

ROCK ’N ROLL ROYALTY
Jagger, Richards, Wood, 2023

Keith und Mick dann mit Steve Jordan und Matt Clifford nach Jamaika, um dort ein paar Diamanten zu hacken. Anschließend kamen sie nach New York und wollten sich mit mir treffen. Das war mein Schiedsrichtereinsatz. Erst danach ging es nach Los Angeles und auf die Bahamas, wo wir das neue Album aufgenommen haben, vieles davon übrigens live. Die Bahamas waren eine gute Idee – das Wetter in London zu der Zeit war eine Katastrophe.

Du hast Don Was erwähnt. Jahrzehntelang hat er eure Alben produziert, diesmal war er bei den finalen Sessions nicht dabei. Warum?
Wir hatten eine Kommunikationspanne. Er hatte keine Zeit mehr, weil er „Pete The Cat“ machen musste. *(In der beliebten Amazon-Kinderserie „Pete The Cat“ spricht Don Was die Rolle der zentralen Figur Neville, eines Was nachempfundenen Jagdhundes mit Hut, Brille und Gitarre.)* Meine Zwillinge lieben „Pete The Cat“, das ist ein fantastisches Kindermusical. Aber zu den Rolling Stones hätte es nicht so gut gepasst.

In der Vergangenheit galten die Stones nicht unbedingt als eine Band, die Ratschläge von außen zulässt oder sich Vorgaben machen lässt. Wie hat der Produzent Andrew Watt euch geknackt?
Es ist tatsächlich wahnsinnig schwer für Außenstehende, mit dieser Band zu arbeiten. Es gibt nur sehr, sehr wenige Leute, auf die Keith und Mick hören – oder auch ich selbst. Dafür braucht es Hartnäckigkeit und eine besondere Energie. Den Respekt muss man sich erarbeiten. Aber Andrew hat hart dafür gearbeitet und er hat ein fantastisches Team. Paul *(LaMalfa, Engineer)* ist ein Magic Man hinter dem Pult, er hat intuitiv verstanden, was wir wollten, und wusste, wie wir da hinkommen. Andrew hat ein gewaltiges Rückgrat und alle mögen ihn. Er kennt Stevie *(Wonder)*, ich meine: er hat Stevie gefragt, ob er dabei sein wollte. Wir selbst hätten ihn nicht gefragt.

Mit den Stones zu sprechen ist immer noch wahnsinnig aufregend, kurzweilig, lustig, unglaublich. Aber man darf ihnen natürlich nicht komplett auf den Leim gehen. Sauber koordiniert erzählen sie ihre Geschichten, bisweilen ergeben sich allerdings minimale Abweichungen, und dann wird es interessant. Es ist insofern sinnvoll, ihnen ab und zu dieselbe Frage zu stellen.

Mick, über die Zusammenarbeit mit Andrew Watt hast du gesagt, er habe euch ordentlich in den Hintern getreten. Das erfordert allerdings eine Band, die das auch zulässt.
JAGGER: Absolut. Ich hatte vorher schon ein bisschen mit Andy gearbeitet und kannte ihn. Seine Begeisterungsfähigkeit, sein Enthusiasmus und seine Energie sind auf allerhöchstem Level, regelrecht manisch. Er ist wahnsinnig schnell. Ich kann mit so einer Art umgehen, war mir aber nicht sicher, ob alle das können. Aber als es dann so weit war, haben die anderen sich auf ihn eingelassen. Keith und Ronnie haben akzeptiert, dass es einfach Andys Job war, alle in Stimmung zu bringen. Andy ist ein riesiger Stones-Fan. Es wäre seltsam gewesen, mit jemanden zu arbeiten, der unsere Geschichte nicht kennt. Dass er ein Fan ist, hat, glaube ich, sehr geholfen, Keith und Ronnie zu überzeugen. Als sie erkannten, dass er ihre Geschichte kennt und sämtliche Licks, haben sie ihn respektiert.
WOOD: Wir brauchten einen Menschen, wie das auf unseren früheren Alben Jimmy Miller war, der sagt: „Okay, Leute, wir machen jetzt exakt dieses Album mit diesen Songs, macht die fertig, und auf geht’s! Dann habt ihr ein Produkt, das ihr veröffentlichen könnt.“ Vorher gab es eine Menge Songs, und wir haben immer noch mehr und mehr angesammelt, sind aber nie zu einem Punkt gekommen. Andy Watt hat uns dabei geholfen, ein Momentum zu entwickeln. Seine Energie hat sich auf uns übertragen, und wir haben ein wirklich explosives Album aufgenommen, das mir sehr gut gefällt.
RICHARDS: Gegen Ende der letzten Tour kam Mick zu mir und sagte: „Lass uns anschließend direkt ins Studio gehen und es einfach tun.“ Wir wollten so schnell wie möglich ein Album machen, ohne großes Gerede, es war ein Blitzkrieg. *(Lacht.)*

Jagger/Richards ist über die Jahrzehnte zu einer Trademark geworden, die hinter allen Stones-Songs steht. Tatsächlich zusammen geschrieben habt ihr vor allem früher. Gab es jetzt gemeinsame Songwriting-Sessions?
RICHARDS: Ja, die gab es. Es ist allerdings nicht besonders praktikabel, das immer so zu machen, weil wir im Gegensatz zu früher nun mal nicht unsere gesamte Zeit miteinander verbringen. Über die Jahre hat sich folgende Methode bewährt: Wann immer wir uns treffen, schmeißen wir unsere Ideen zusammen und schauen, was wir daraus machen können. Diesmal basieren sehr viele Songs auf Micks Ideen. Ich habe ihm gesagt: „Wenn du denkst, dass du genug Material hast, können wir das gern zusammen ausarbeiten.“

Du singst „Tell Me Straight“, eine typische Keith-Ballade. Bei der Pressekonferenz hast du gesagt, dass Mick den Song gern selbst gesungen hätte. Wie entscheidet ihr so was?
RICHARDS: Meistens ergibt es sich von selbst. Bei früheren Songs, wie „Happy“ oder „Before They Make Me Run“, hat Mick direkt gesagt: „Die musst *du* machen!“ Es gibt aber eigentlich keine feste Regel, wir folgen dem Gefühl. Ich fühle mich zwar ziemlich geschmeichelt, dass Mick versucht hat, mir „Tell Me Straight“ zu klauen, konnte das aber natürlich nicht zulassen. Netter Versuch, Mick, aber keine Chance! *(Lacht.)*

Andrew Watt scheint mir eine Art Superfan-Produzent zu sein. Er hat jedenfalls ein erstaunliches Händchen für die Revitalisierung älterer Rocklegenden wie Ozzy Osbourne, Elton John oder Iggy Pop.
WOOD: Aktuell macht er das mit Paul – du weißt schon – McCartney. Die beiden schmeißen eine Menge Riffs zusammen.

Nun ist McCartney auch auf *„Hackney Diamonds“* zu Gast, eine späte Beatles-Stones-Kooperation und eine ziemliche Sensation. Wie ist es dazu gekommen?
RICHARDS: Paul McCartney kam plötzlich ins Studio und verlangte einen Job. *(Lacht.)* Nein. Paul ist ein guter Freund, wir kennen uns schon so lange. Er war in der Stadt und hatte Lust.
WOOD: Eigentlich ist das ebenfalls Andrew zu verdanken. Paul wollte unbedingt mal mit den Stones spielen, das war ein großer Traum von ihm. Also haben wir das gemacht.

Die Verzerrung auf seinem Bass, die Art seines Spiels erinnern ein bisschen an „Helter Skelter". War das beabsichtigt?

RICHARDS: Ja, er wollte gern mit diesem Effekt spielen. Es ist immer eine riesige Freude, mit Paul zu spielen. Das letzte Mal gemeinsam im Studio waren wir allerdings für „We Love You", was eine Ewigkeit her ist.

56 Jahre.

RICHARDS: Genau, das war 1967. John und Paul kamen damals ins Studio und haben Backings für diesen Song und für „Dandelion" eingesungen. Wir haben eine lange gemeinsame Geschichte mit den Beatles, 1963 hatten sie uns „I Wanna Be Your Man" gegeben, das ist sogar noch länger her. Aber du kennst ja die ganzen alten Storys.

Wir war es mit Paul im Studio?

WOOD: Er war einfach großartig, wie ein Schuljunge im Süßwarenladen, es war fantastisch, ihm zuzusehen! Er hat sich so gefreut: „Yeah, ich spiele mit den Stones!" Er war glücklich. Eine genauso große Freude war es, das einzigartige Talent von Stevie Wonder erleben zu dürfen, ihm zuzusehen, wie er Keyboard, Klarinette, E-Piano, Synthesizer und sogar einen Flügel gespielt hat und wie traumwandlerisch sicher er all diese Instrumente beherrscht.

Stones-Nostalgiker kommen auf ihre Kosten. Die Saxofone erinnern an euren langjährigen Saxofonisten Bobby Keys. Es ist vielleicht ein kitschiger, aber auch ein schöner Gedanke: Das Album klingt, als ob die Energie von allen, die gegangen sind, in diesen Songs steckt.

RICHARDS: Du hast mit dem Saxofon vollkommen recht. Ich habe die Augen geschlossen und dachte, Bob wäre am Leben und wohlauf. All die Geister sind in diesen Songs. Es ist ein wirklich gut klingendes Album, und es lohnt sich, es zu hören.

Zwischen den lauten Momenten kommt auf *„Hackney Diamonds"* immer wieder eine Sehnsucht nach Abgeschiedenheit durch, etwa in „Dreamy Skies". Rückzug und Attacke: das sind die Pole, zwischen denen sich das Album bewegt.

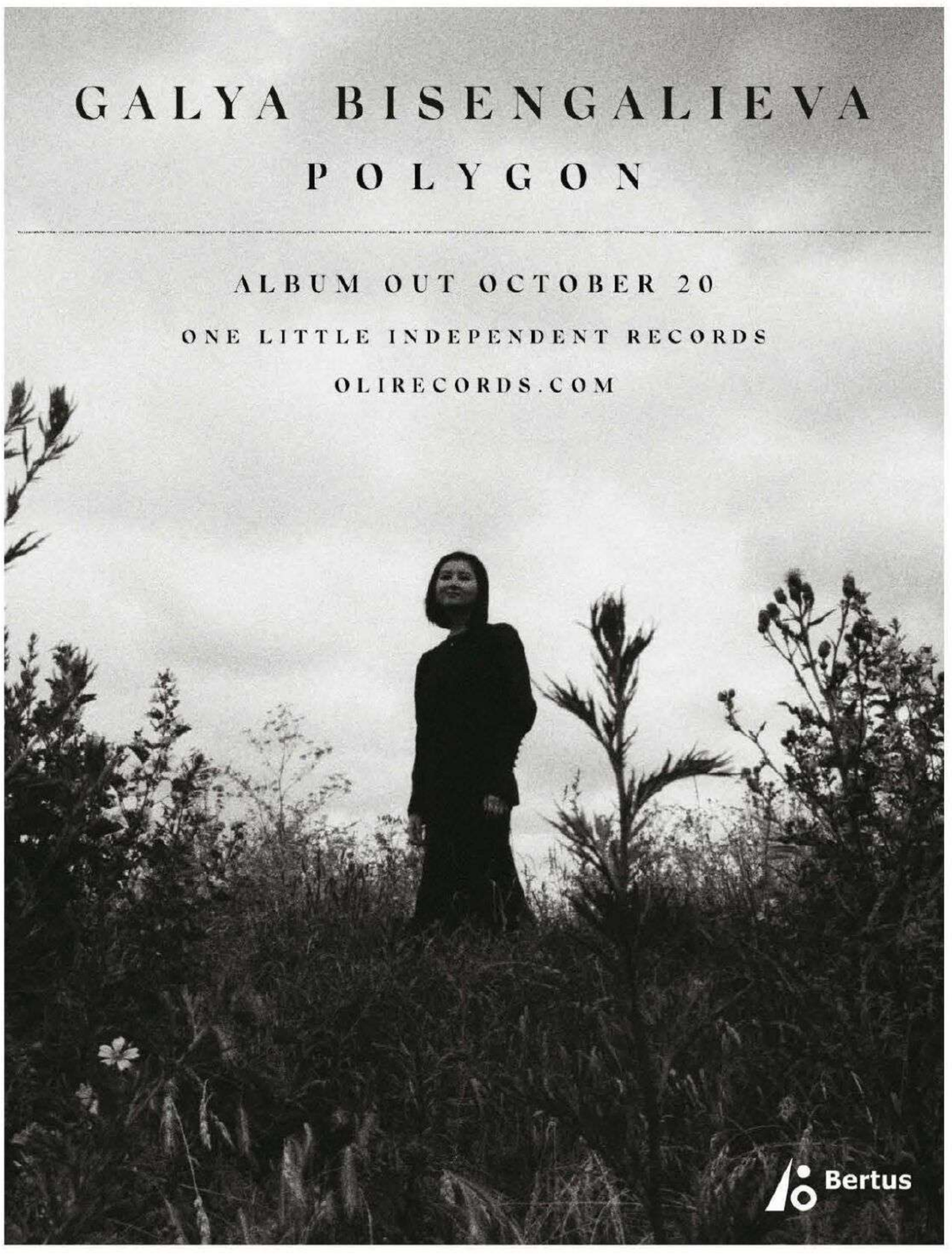
JAGGER: „Dreamy Skies" ist der Gegenpol zu „Bite My Head Off", „Angry" und all den anderen wütenden Songs auf dem Album. Ich habe mich in eine Fluchtfantasie hineingeträumt, was mir relativ leichtgefallen ist, weil wir im Lockdown ja alle so eine Phase der Abgeschiedenheit und Ruhe durchlebt hatten. Ich bin aber jetzt auch ganz froh, dass es damit wieder vorbei ist. Trotzdem war es schön, an so einem Country-Song zu arbeiten, der auch inhaltlich völlig anders ist als die anderen Songs.

In diese Kategorie gehört auch „Sweet Sounds Of Heaven", das an große epische Stones-Balladen wie „You Can't Always Get What You Want", „Winter" oder „Salt Of The Earth" erinnert. Lady Gaga singt, Stevie Wonder ist dabei, der Song ist über sieben Minuten lang. Wie ist dieses gewaltige Schlüsselstück zustande gekommen?

JAGGER: Ich hatte Glück. In einem Moment saß ich noch in meinem kleinen Zimmer, ich weiß gar nicht mehr, wo genau, und klimperte die Melodie auf dem Klavier vor mich hin, und im nächsten Moment sitzen wir im Studio und Stevie Wonder spielt das Stück für mich. Das bin nämlich nicht ich, der bei diesen Stück Klavier spielt, sondern Stevie. Aber im Ernst: Ich war auf dem Land, als ich den Song geschrieben habe, und er ging mir ziemlich schnell von der Hand. Ich hörte den Gesang der Vögel, die Bäume haben sich im Wind gewiegt, der Sound der Natur, das war meine Inspiration für den Text, die Geräusche des Himmels sozusagen. Was den Song dann wirklich zu etwas Besonderem gemacht hat, sind die Beiträge all dieser wunderbaren Musiker. Keith und Ronnie spielen wunderschöne Parts, Lady Gaga kam ins Studio, Stevie spielt eine fantastische Basslinie – ich war in meinem Element.

Keith, die Stimmung zwischen euch scheint aktuell ziemlich gut zu sein. Bei der Pressekonferenz hast du gesagt, das Geheimnis einer langen Ehe liege darin, nicht allzu viel miteinander zu sprechen. Im Studio ist das schwer durchzuhalten. Ist es dort auch mal laut geworden?

RICHARDS: Ach, diese ganze Mick-und-Keith-Geschichte ist ein Mythos … Sobald wir uns streiten, wird sofort darüber berichtet. Das passiert aber gar nicht besonders oft. Zehn, fünfzehn Jahre lang passiert absolut nichts, wir verstehen uns wunderbar, und es interessiert keine Sau. Dann haben wir einmal eine Meinungsverschiedenheit, und die ganze Welt stürzt sich drauf. Aber ganz ehrlich: Wer stimmt schon immer mit seinem Bruder überein? Meinungsverschiedenheiten sind ein normaler Teil einer Beziehung wie der zwischen uns.



Wie wichtig ist dieses Spannungsverhältnis heute noch für die kreative Energie der Stones?

RICHARDS: Manchmal stoßen wir zusammen. Zwei große Männer – es ist ein Kampf der Titanen. *(Lacht.)*

„Hackney Diamonds" ist ein Euphemismus für zerschlagene Autoscheiben, den die Stones sich von der Ostlondoner Slang-Redewendung „Dalston diamonds" geborgt haben. Das Album ist tatsächlich wie ein Schlag in eine Windschutzscheibe. Konfrontativ, energisch, kraftvoll. Auf radikale Weise so sehr das exakte Gegenteil eines Alterswerks, dass es beinahe unheimlich ist. Wahnsinnig gut, aber unheimlich. „Wenn man dieses Album hört, soll man sich die Band in einem Stadion vorstellen", hat Andrew Watt der „New York Times" gesagt. *„Hackney Diamonds"* hat kein Gramm Fett, fliegt beim Hören förmlich an einem vorbei. Es geht bei den Stones immer noch um den Moment, das pralle Leben, darum, sich mitten ins Getümmel zu stürzen. Seit mindestens dreißig Jahren sind wir damit beschäftigt, permanent darüber zu staunen, wie agil, jung, frisch die Stones und vor allem Mick Jagger klingen, nun klingen sie völlig alterslos. Es ist ein wunderbarer, unglaublich mitreißender Pastiche eines idealtypischen Stones-Albums von den Rolling Stones selbst. Eine perfekte Illusion, die aber wahnsinnig viel Spaß und Stones-Fans glücklich macht.

Sie sind jetzt natürlich eine andere Band, zwangsläufig, insofern ist es wirklich der Beginn einer neuen Ära. Nach dem Tod von Charlie Watts sind von den ursprünglichen Stones nur noch die Männer verblieben, denen man in Dartford Bronzen gewidmet hat. Steve Jordan spielt druckvoller und swingt weniger als Watts. Der angestammte Bassist Darryl Jones war nicht bei den Aufnahmen dabei, die meisten Bässe auf *„Hackney Diamonds"* hat Andrew Watt gespielt, alle weiteren Richards. Von der aktuellen Live-Band ist neben Jagger, Richards, Wood und Steve Jordan nur der Keyboarder Matt Clifford auf *„Hackney Diamonds"* zu hören. James King spielt Saxofon, Rob Blake Trompete, darüber hinaus ein Streichorchester, weitere Bläser, Benmont Tench spielt bei zwei Songs Hammondorgel.

Es ist eine neue Zeit, eine neue Welt, eine andere Musikindustrie, in die *„Hackney Diamonds"* veröffentlicht wird. Das erste Stones-Album zudem, das auf eine sozialmediale Öffentlichkeit trifft. Das Album entstand in gewaltigen Studios auf den Bahamas, in New York, London, Los Angeles, den Orten des Rockstar-Jetsets der 70er-Jahre. Die einzigen Menschen, die diese Orte noch bewohnen, sind die Rolling Stones. Niemand nimmt heute auf diese Weise mehr Platten auf, im Kreis sitzend, die Instrumente in der Hand, jammend und überall Mikrofone, wie man das in den Videos mit Lady Gaga sehen kann.

Und niemand zeigt in Musikvideos heute noch spärlich bekleidete Frauen, die sich in einem Sportwagen räkeln, wie es die Stones mit der Schauspielerin Sydney Sweeney im ersten Video zu „Angry" getan haben. Denn *„Hackney Diamonds"* trifft natürlich auch auf eine veränderte gesellschaftliche Debatte. Der Hedonismus, das Anything Goes der Stones und ihrer Generation sind in die Kritik geraten, nicht alles daran ist gut gealtert. Auf das Video angesprochen, sagt Jagger, es handele sich um eine offensichtliche Selbstparodie, man solle das nicht so ernst nehmen. Die Antwort auf den jahrzehntealten Vorwurf der kulturellen Aneignung, für den sie noch nie die idealen Adressaten waren, geben die Rolling Stones derweil ein weiteres Mal musikalisch. 62 Jahre nach jenem Treffen am Dartforder Bahnhof spielen die beiden milchgesichtigen Blues-Fans von damals nun den Song, dem sie ihren Namen verdanken.

Keith, das Album schließt mit dem „Rolling Stone Blues" von Muddy Waters. Nur Mick und du, Gitarre, Harp, Gesang.

RICHARDS: Der Blues ist der Kern von allem, was uns ausmacht. Wir fanden, dass wir uns endlich dafür erkenntlich zeigen mussten, dass wir Muddy Waters unseren Bandnamen geklaut haben. Das ist unsere Hommage an Muddy, und ich hoffe, wir haben es gut gemacht. Wir haben die Band wegen Muddy Waters The Rolling Stones genannt. Nun ziehen wir unseren Hut vor ihm.

Als wir Ronnie Wood auf den Song ansprechen, versichert er, in Wahrheit habe Andrew Watt darauf bestanden, „Rolling Stone Blues" auf das Album zu nehmen. Keith ist ein großer Märchenerzähler, aber er ist natürlich das Herz und die Seele dieser Band. Deswegen hat er auch die einzig gültige Antwort auf die Frage, warum die Rolling Stones den ganzen Quatsch im 62. Jahr überhaupt noch machen: „Wenn alle gesund bleiben und es keine unerwarteten Zwischenfälle gibt, gehen wir nächstes Jahr wieder auf Tour", antwortet er auf die Frage aller Fragen. „Das ist nun mal unser Job." Es ist ihr Job. Was auch sonst. Es gibt keine andere sinnvolle Erklärung. Mit über 80 ist es natürlich so eine Sache mit den „unerwarteten Zwischenfällen". Es kann jeden Moment vorbei sein. ®

Die süßen Klänge des Himmels

Nach der längsten Schaffenspause ihrer Karriere haben die Rolling Stones ein Album aufgenommen, das all ihre Talente, Stile und Markenzeichen vereint. Noch einmal kommt alles zusammen, was diese Band seit je ausmacht: die Melodie, der Blues, die Gitarren – und Jagger, Jagger, Jagger. Hier unterstützt von einer ehrgeizigen Sangespartnerin, die im Studio nebenan vertrauten Sound hörte

***Von* Arne Willander**

UND WIE KLINGEN DIE ROLLING STONES HEUte? Wie eh und je. Die schlotzigen Balladen („Depending On You"). Der rumpelnde Riff-Rock („Angry", „Bite My Head Off"). Die Jagger-Songs an der Grenze des Pop („Get Close" und „Whole Wide World", das klingt, als würden Madness mit Jagger und Richards spielen – also toll). Die rustikale Slide-Gitarren-Meditation („Dreamy Skies"). Die ausufernde, fiebrige Quasi-Gospel-Ekstase („Sweet Sounds Of Heaven"). Der Bluesrock mit Honyktonk-Piano („Live By The Sword"). Der Disco-Pastiche („Mess It Up"). Das reuevolle Liebeslied („Driving Me Too Hard"). Der Keith-Richards-Song („Tell Me Straight"). Und schließlich: der Blues. Und der heißt hier „Rolling Stone Blues" und kommt am Ende. Full Circle!

Wer je Lady Gagas Auftritt in Newark bei „Gimme Shelter" sah, wird sich an die Schauer erinnern, wenn sie auf so hohen Absätzen, dass sie Jagger überragt, in einem Streifenhörnchenanzug über die Bühne kurvt. Gaga war zufällig im Studio nebenan und schaute mal vorbei. „Sweet Sounds Of Heaven" ist daraus geworden, der längste und schönste Song dieser, wie soll man sagen – fulminanten Platte. Man will ja keine *souveränen* Rolling Stones. Man will davongetragen werden. Abgeholt. Und niemand holt ab wie Mick Jagger. Er ist fantastisch bei Stimme. Und es mag wohl sein, dass Keith Richards nicht immer die Lead Guitar auf *„Hackney Diamonds"* spielt. Aber die Gitarren sind wunderbar.

Es gibt keine Saxofonsoli, kaum Keyboards, überhaupt keine Effekte in den Songs. Es gibt Gitarren. Bass. Schlagzeug. Und so ist *„Hackney Diamonds"* auch das Epitaph für Charlie Watts, der bei zwei Stücken tatsächlich noch das Schlagzeug spielte. Das beste Album seit … (setzen Sie hier den Titel einer Rolling-Stones-Platte ein).

Ihre Wert(e)anlage.

brand eins im Abo

Mit Abschluss des Abonnements erhalten Sie alle Formate, in denen das brand eins Magazin verfügbar ist: Neben der monatlichen Lieferung des Print-Magazins können Sie die Ausgabe digital in der brand eins App und auf brandeins.de lesen und erhalten kostenlosen Zugriff auf das gesamte brandeins-Archiv inkl. Kollektionen. Bei einer Laufzeit von 12 Monaten zahlen Sie pro Ausgabe 9,00 Euro und sparen 10 % im Vergleich zum Einzelkauf. Die Bestellung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Das Abonnement ist jederzeit kündbar.

ALLE AUGEN AUF

Sie lebt an Ost- und Westküste ihr bestes Leben und hat den Herzschmerz hinter sich gelassen. Dank ihres neuen Albums *„Guts“* ist der 20-jährige Superstar noch größer geworden - und die ganze Welt schaut zu

Von Angie Martoccio

FOTOS, PROP-KONZEPT UND COLLAGEN VON
John Yuyi

STYLING VON
Jared Ellner

TAPES - COMPACT DISCS
Tel.
Tel.
1860
384 9847
SOUND
POUNDS

„OH, MEIN GOTT – SCHAU!“

SAGT OLIVIA RODRIGO, „ICH HABE FÜR DICH GERADE rückwärts eingeparkt!“

Wir sitzen in Highland Park/Los Angeles in Rodrigos schwarzem Range Rover und halten vor dem Heimstudio ihres Produzenten Dan Nigro. Sie trägt ein tolles Outfit für den Sommer – ein kurzes, sommerlich geblümtes Kleid, hohe braune Lederstiefel und Ringe an den Fingern –, aber sie ist ziemlich deprimiert wegen eines neuen Pickels zwischen ihren Augenbrauen. Accutane, das Akne-Medikament, das sie seit etwa sechs Monaten nimmt, trocknet ständig ihre Lippen aus, deshalb liegen ein paar Burt's-Bees-Lippenbalsam-Sticks und zwei Reisetuben Aquaphor im Becherhalter. Alles ziemlich typisch für eine zwanzigjährige Autofahrerin – außer dass der Kalender auf dem Display ihres Autos „ROLLING-STONE-Interview“ anzeigt.

Die Sache mit dem rückwärts Einparken: eine lustige Geschichte. Vor zwei Jahren platzte Rodrigo mit ihrer angstbesetzten Hymne „Brutal“ heraus: „I'm not cool and I'm not smart/ And I can't even parallel park“ und erreichte damit mehr als eine halbe Milliarde Streams. „Brutal“ war der Eröffnungssong von *„Sour“* von 2021, dem am sehnlichsten erwarteten Pop-Debüt seit Jahren. Das Album brach auf Spotify auf Anhieb den Rekord für das in einer Woche meistgestreamte Debüt einer Künstlerin und vollendete in weniger als sechs Monaten Rodrigos Verwandlung vom Disney-Teenie zu einem der größten und sympathischsten Popstars der Welt. Sie gewann drei Grammys, trat bei „Saturday Night Live“ auf und sang im Madison Square Garden zwei Songs mit Billy Joel. („Er hat Onkel-Vibes“, sagt sie.) Sie hat sogar den Präsidenten im Weißen Haus besucht, um junge Menschen zur Covid-19-Impfung zu bewegen. Das mit dem rückwärts Einparken hat sie anscheinend auch gemeistert. Jetzt muss sie nur noch ein paar andere Dinge herausfinden.

Ihre oberste Priorität ist es, den wahnsinnigen Druck zu überwinden, mit *„Sour“* gleichzuziehen – und es vielleicht sogar zu übertreffen. Auftritt *„Guts“*.

„Der Anfang war wirklich schwer“, sagt sie. „Ich hatte das Gefühl, dass ich keinen Song schreiben konnte, ohne darüber nachzudenken, was andere Leute davon halten würden. Es gab definitiv Tage, an denen ich am Klavier saß, mich darauf freute, einen Song zu schreiben, und dann weinte.“

„Während der Zeit des zweiten Albums herrscht so viel Chaos in deinem Kopf“, sagt Katy Perry, die während der Arbeit an *„Teenage Dream“* (2010) mit ähnlichen Erwartungen konfrontiert war. „Du hast dein ganzes Leben Zeit, um deine erste Platte zu machen, und dann vielleicht zwei Jahre, um deine zweite rauszubringen – und dabei machst du auch noch eine echte mentale Veränderung durch. Zum Beispiel: ‚Oh mein Gott, ich kann meiner Mutter ein Auto kaufen!‘ Und: ‚Oh mein Gott, ich muss nicht mehr den Stress aus meiner Vergangenheit haben!‘ Aber es ist ein verrückter Dschungel da draußen.“

Perry bot sich Rodrigo als Mentorin an. „Als ich sie das erste Mal traf“, sagt Perry, „legte ich ihr die Hände auf die Schultern und sagte: ‚Hör zu, ich bin da. Was immer du brauchst.‘ Denn ich weiß genau, was diese Pop-Girlies durchmachen, und als ich in dieser Situation war, hat das niemand wirklich für mich getan.“

Dan Nigro, Mitte vierzig, ehemaliger Alt-Rocker und Rodrigos engster Mitarbeiter, half ihr ebenfalls, ihre Ängste abzubauen. „Dan sagte: ‚Du musst nach Hause und dich ausruhen‘“, erinnert sie sich. Das Duo bekämpfte das, was sie scherzhaft als „das Grauen“ bezeichneten, mit Essenspausen, in der Regel mit Burgern oder taiwanesischen Gerichten, manchmal auch mit Taco Bell, wenn sie sich faul fühlten. „Ich habe wirklich gut gegessen, als ich die Platte gemacht habe“, scherzt sie. Sie besuchte oft Nigros einjährige Tochter und schenkte ihr bezaubernde Outfits. „Sie ist das ultimative Mittel gegen eine Schreibblockade“, sagt Rodrigo.

„Guts“ ist eine Sammlung von Pop-Rock-Krachern und wunden, nachdenklichen Balladen, die darauf hindeuten, dass Rodrigo nach all dem Multiplatin-Herzschmerz endlich wieder Spaß hat – eine wilde und freie Zwanzigjährige, die nichts zurückhält. „I've got sun in my motherfucking pocket, best believe“, singt sie im euphorischen „All-American Bitch“. In anderen Momenten, wie bei „Get Him Back!“, ist sie irre komisch: „He had an ego and a temper and a wandering eye/ He said he's six foot two, and I'm like: ‚Dude, nice try!‘“

„Unser Ziel war es, etwas Verspielteres zu machen, eine Platte, die sich selbst nicht so ernst nimmt“, sagt Rodrigo, die weiß, dass die meisten Fans *„Sour“* als direkte Reaktion auf ihre Trennung von ihrem „High School Musical: The Musical: The Series“-Co-Star Joshua Bassett gesehen haben. „Das letzte Album war definitiv ein Trennungsalbum, sehr zu meinem Leidwesen“, sagt sie. „Ich habe wirklich versucht, es anders zu machen, aber das war es dann doch. Inzwischen fühle ich mich viel glücklicher. Alles ist ziemlich gut. Ich wollte also

„Während des zweiten Albums herrschte Chaos in meinem Kopf“

„Ich konnte keinen Song schreiben, ohne darüber nachzudenken, was andere Leute davon halten würden“

VORHERIGE DOPPELSEITE:
KLEID: **MARINE SERRE**.
SCHUHE: **FEMME LA**.
DIESE DOPPELSEITE:
TOP: **MARKGONG**. SHORTS:
VEX LATEX.

TOP: **GUCCI BY TOM FORD**, MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG VON **LOVERS LANE LONDON**. KLEID: **DSQUARED2**. SCHUHE: **WESTERN AFFAIR**. SCHMUCK: **TIFFANY & CO.** BODYSUIT: **S/S 1998 GIANNI VERSACE**. STRUMPFHOSE: **WOLFORD**.

„Meine Vorbilder sind meine Vorbilder, weil sie so sind, wie sie sind, ohne sich zu entschuldigen“

nicht etwas Superschwermütiges machen, eine Platte mit Balladen.“

Die Künstlerin, die Amerikas Aufmerksamkeit erregte, als sie „I’m so sick of seventeen/ Where’s my fucking teenage dream?“ sang, ist erwachsen geworden. Seit Kurzem lebt sie in New York, wo sie sich in Greenwich Village eine Wohnung gekauft hat (vielleicht hat sie sich Wanzen eingefangen). „Allein zu leben ist sehr beängstigend“, erzählt sie. „Ich habe immer Angst, dass jemand reinkommt und mich ermordet oder dass ein Geist kommt und mich heimsucht.“ Aber sie lebt immer noch an zwei Küsten, hat ein Haus in Beverly Hills gemietet und hofft, ein paar Stadtteile weiter, in Los Feliz, ein Haus zu kaufen. „Ich lebe halb und halb“, sagt sie über die beiden Küsten. „Habe ich das Gefühl, dass ich je ganz in New York leben könnte? Ich liebe einfach die Autokultur. Ich höre neue Musik ausschließlich im Auto. Es gibt nichts Besseres.“

Im Februar wird sie einundzwanzig – in den USA ist man dann (endlich) volljährig. „Der Gedanke, sich in eine Bar setzen und mit Leuten reden zu können, die man noch nie getroffen hat, klingt wie die beste Zeit“, sagt sie. In *„Guts“* geht es um diese Momente der neu gefundenen Freiheit. „Dieses Album handelt vom Erwachsenwerden, davon, sich in der Welt zurechtzufinden, und von der Unbeholfenheit, die damit einhergeht“, sagt sie. „Ich spüre, wie ich in Sprüngen wachse.“

Wir setzen unsere Fahrt fort, und Rodrigo gibt zu, dass sie häufig Strafzettel bekommt. Einmal hat sie sogar das Auto von Nigros Nachbarn angefahren (der Besitzer war nett zu ihr). „Es war nur ein kleiner Kratzer“, sagt sie. „Aber ich habe so sehr geweint! Kennen Sie das Gefühl, wenn Sie mit dem Auto gegen etwas fahren? Das ist, als würde einem der Magen aus dem Hintern rutschen.“

Wir schlängeln uns durch von Grün gesäumte Straßen und Avenues, die langsam ineinander verschwimmen. „Bin ich richtig gefahren?“, fragt sie, hauptsächlich zu sich selbst. „Wir könnten eine Spritztour machen.“

NIGROS HEIMSTUDIO BEFINDET SICH in einem mit Hecken eingefassten, anthrazitfarben gestrichenen Haus, dessen Tür mit Kiesel und Farnen bewachsen ist. Nigro lebt jetzt in Pasadena, aber er nimmt immer noch hier auf. Hier haben sie *„Sour“* und einen Teil von *„Guts“* gemacht (und den Rest in den Electric Lady Studios in New York). Rodrigo führt mich herum, öffnet und schließt schnell eine Tür, die einen Hochstuhl inmitten von Unordnung offenbart, und dann den Flur entlang. In einem Raum stehen ein Schlagzeug und ein Yamaha-Klavier mit einer orangefarbenen Bank aus den Siebzigern. Auf einem Whiteboard steht in grüner Schrift Rodrigos Aufnahmeplan, mit roten Herzen neben den Singles „Vampire“ und „Bad Idea Right?“.

Ein weiterer Raum dient als Hauptstudio, in dem ein roter Perserteppich und eine Makramee-Fensterabdeckung für eine gemütliche Atmosphäre sorgen. In der Mitte des Raums hängt ein gerahmtes Cover von Neil Youngs Klassiker *„After The Gold Rush“* von 1970, nicht weit entfernt von einem Poster, das für den Auftritt von Nigros alter Band As Tall As Lions im Troubadour 2010 wirbt. An der Wand sind Mini-Polaroids aufgereiht, die verschiedene Besucher zeigen, von der Indie-Sängerin Zella Day bis hin zu Carole King.

In der Ecke des Wohnzimmers, zwischen dem Kamin und der Glasschiebetür zur Terrasse, steht ein Plattenspieler mit einem Stapel Schallplatten, die daran gelehnt sind. Sie blättert sie durch, hält bei *„Sour“* inne – sie hat das persönliche Exemplar ihres Produzenten mit der Widmung „To Dan, suck it!“ beschriftet – und bleibt dann bei Caroline Polacheks *„Desire, I Want To Turn Into You“* stehen, das einen von Nigro produzierten Track enthält. „Sie ist eine verdammt gute Live-Sängerin“, sagt Rodrigo und erwähnt, dass sie Polachek 2021 im Greek Theatre gesehen hat.

Rodrigo hat viel über *„Desire“* nachgedacht, den Nachfolger von Polacheks Solo-Durchbruch *„Pang“* von 2019. Es ist ein Modell dafür, wie man den Einbruch beim zweiten Album vermeidet. „Es ist keine komplette Neuerfindung des ersten Albums, aber es ist neu und frisch“, sagt Rodrigo. „Wir hatten nicht vor, das Rad ein zweites Mal zu erfinden.“

Es gibt einige andere zweite Alben, die sie liebt: *„A Rush Of Blood To The Head“* von Coldplay, *„Teenage Dream“* von Katy Perry. „Sie hatte mit diesem einen Album fünf Nummer-eins-Hits!“, sagt sie und nennt Perrys „Part Of Me“ als eine ihrer Lieblings-Musikdokumentationen. „Das Album ist so ikonisch und so gut!“

Auf *„Guts“* gibt es einen Song mit dem Titel „Teenage Dream“, aber Rodrigo behauptet, das sei ein Zufall. „Wir haben darüber nachgedacht, den Titel zu ändern“, gibt sie zu. „Wenn jemand auf Spotify ‚Teenage Dream‘ sucht, wird mein Song auf keinen Fall an erster Stelle erscheinen.“

Ihre Mentorin stört das jedenfalls nicht. „Es ist schön zu sehen, wie der Song über die Jahre hinweg bei verschiedenen Altersgruppen ankommt“, sagt Perry über die ähnlichen Titel. „Sie ist eine Handwerkerin. Das ist der Grund, warum ‚Fleabag‘ bei den Leuten einen großen Eindruck hinterlassen hat. Sie schreibt über all unsere Gedanken und Dinge, die wir nie aussprechen würden.“

„Teenage Dream“, das letzte Stück auf *‚Guts‘*, unterscheidet sich allerdings deutlich von Perrys Pop-Hymne von 2010 – es beginnt wie eine Klavierballade, entwickelt sich dann aber zu einem

kathartischen Rock-Orkan, in dem Rodrigo sich den Tag vorstellt, an dem sie nicht mehr der hellste und jüngste Stern der Popmusik ist. Perry sang davon, niemals zurückzublicken. Rodrigo würde das lieber nicht tun.

„Es geht um die Angst, kein Teenager mehr zu sein und nicht mehr das Image eines Wunderkinds zu haben“, erklärt sie. „Ich bin in einem seltsamen Umfeld aufgewachsen, wo mich jeder als für mein Alter talentiert lobte, und es geht darum, dass ich mich dem Druck ausgesetzt sah, ein zweites Album zu machen, und mich gleichzeitig fragte, ob man mich immer noch für cool halten würde, auch wenn ich kein siebzehnjähriges Mädchen mehr wäre, das Songs schreibt.“

Rodrigo sitzt jetzt auf einem waldgrünen Samtsofa, ihre Stiefel sind zur Seite geschoben und geben den Blick auf weiße Socken frei, auf denen das Label „Parental Advisory“ aufgedruckt ist. Neben uns ist die Studioküche, wo drei Weinflaschen auf der Theke stehen. Rodrigo sagt, dass nach ihrer Album-Wrap-Party eine Menge Flaschen leer waren. „Wir sahen aus, als ob wir Alkoholiker wären“, scherzt sie.

Auf *„Guts“* singt sie über das Feiern, wie sie es bisher noch nie getan hat: In „Bad Idea Right?“ erklärt sie: „Haven’t heard from you in a couple of months/ But I’m out right now and I’m all fucked up.“ In „Making The Bed“ gibt sie zu: „Sometimes I feel like I don’t wanna be where I am/ Getting drunk at a club with my fair-weather friends.“

Für jemanden in Rodrigos Alter ist es ein ganz normales Thema, darüber zu singen, aber sie hat gezögert, einige dieser Zeilen auf das Album zu nehmen. „Ich hatte wirklich Angst, das zu veröffentlichen“, sagt sie. „Ich habe viele junge Mädchen als Fans, und das ist mir sehr bewusst. Aber es ist auch echt. Alle meine Vorbilder sind meine Vorbilder, weil sie so sind, wie sie sind, ohne sich zu entschuldigen. Ich kann nicht nur das Positive raussuchen, wenn ich ausrücken will. Und wenn das das Schlimmste ist, was ich tue, dann denke ich, dass ich es ziemlich gut mache.“

Einige ihrer wichtigsten Einflüsse sind grimmig ehrliche Punk- und Alt-Rock-Platten aus der Zeit vor ihrer Geburt. Als sie etwa vierzehn Jahre alt war, schlief Rodrigo mit einem Plattenspieler neben ihrem Bett. Um sie aufzuwecken, legte ihre Mutter jeden Morgen *„Fontanelle“* von Babes In Toyland auf (übrigens ebenfalls ein hervorragendes zweites Album). Während sie den Schreien von Kat Bjelland lauschte, zog sie sich an und machte sich für den Tag bereit. „Diese feminine Art von Rock ist für mich einfach das Coolste auf der Welt“, sagt sie.

Bei der Arbeit an *„Guts“* versuchte sie die rohe Kraft von Babes In Toyland anzuzapfen, insbesondere bei „All-American Bitch“, dessen Titel Rodrigo in Joan Didions Essay-Sammlung „Slouching Towards Bethlehem“ fand. Der Song, der das Album einleitet, richtet sich an alle, die *„Sour“* gehört und sie als eindimensionalen Teenager mit gebrochenem Herzen abgetan haben könnten: „I forgive and I forget/ I know my age and I act it.“

„Ich glaube, jeder kann nachvollziehen, wie es ist, in eine bestimmte Schublade gesteckt zu werden“, erklärt sie. „Etwas, womit ich immer zu kämpfen hatte, vor allem als ich noch jünger war, war das Gefühl, dass ich nicht wütend sein oder meine Unzufriedenheit ausdrücken oder mich beschweren konnte, aus Angst, undankbar zu wirken. Das wurde mir eingetrichtert und verursachte eine Menge Probleme. In mir brodelte diese ganze Wut, vor allem wenn man als Teenager verwirrt ist und das Gefühl hat, dass die Welt es auf einen abgesehen hat und man so unsicher ist. Und ich hatte Träume, in denen ich völlig durchgedreht bin. Ich hatte das Gefühl, dass ich im echten Leben nie so sein könnte.“

Rodrigo würde lieber als Singer-Songwriterin statt als Popstar gesehen werden. Als wir über ihre Idole sprechen, erwähnt sie den Einfluss, den Lorde in ihrer Kindheit auf sie hatte. „Ich erinnere mich, wie ich ‚Royals‘ im Radio hörte“, sagt sie. „Ich dachte: ‚Wow, du kannst einen Song über alles schreiben, was du fühlst! Es muss nicht unbedingt ein Trennungslied sein.‘ Sie schrieb ein Album darüber, wie es ist, fünfzehn zu sein und sich in der Vorstadt verloren zu fühlen“ – ein Thema, das Rodrigo, die damals zehn war und in der beschaulichen Stadt Temecula lebte, sehr berührte.

Aber es gibt noch ein anderes Idol, über das ich mit ihr reden möchte, einen glitzernden Elefanten im Raum: Was ist zwischen ihr und Taylor Swift passiert? Schon früh in ihrer Musikkarriere bezeichnete Rodrigo sie als Inspiration. „Ich habe ständig Ehrfurcht vor ihr, und ich wäre nicht die Songwriterin, die ich heute bin, wenn ich nicht mit ihrer Musik aufgewachsen wäre und alles, was sie macht, mich nicht so inspiriert hätte“, erzählte sie im März 2021 dem Fernseh- und Radiomoderator Ryan Seacrest. Sie schickten einander handgeschriebene Briefe, und Swift schenkte ihr einen Ring, der demjenigen ähnelte, den sie bei der Produktion von *„Red“* trug. Zwei Monate später trafen sie sich schließlich persönlich bei den BRIT Awards.

In diesem Sommer wurde es dann etwas komplizierter, als Rodrigo Swift und Jack Antonoff zwei Credits für *„Sour“* gab: zuerst für „1 Step Forward, 3 Steps Back“ (das Swifts „New Year’s Day“ interpolierte) und dann für „Deja Vu“ (das von Taylors „Cruel Summer“ inspiriert war; Rodrigo gab auch St. Vincent, einer Co-Autorin von Swifts Song, einen Credit). Obwohl unklar war, ob Swift die Credits verlangte, waren besessene Fans davon überzeugt, dass dies zu einem Zerwürfnis führte. Sie begannen die angeblichen Beweise überall zu sehen: Rodrigo, die im ROLLING STONE mit Alanis Morissette über die Begegnung mit „gemeinen Mädchen“ bondete; die Grammys 2023, bei denen Rodrigo und Swift scheinbar nichts miteinander zu tun hatten; Swift, die Sabrina Carpenter, Rodrigos vermeintliche Erzfeindin, als Vorgruppe für ihre „Eras“-Tour in Lateinamerika ausgewählt hat. Einige selbst er-

PRODUCED BY RHIANNA RULE. PHOTOGRAPHY DIRECTION BY EMMA REEVES. HAIR BY CLAYTON HAWKINS FOR A-FRAME. MAKEUP BY YUKARI BUSH. NAILS BY YOKO SAKAKURA FOR A-FRAME. TAILORING BY CARLOS ORDOÑEZ. SET DESIGN BY BRITTANY PORTER FOR ARTISTRY AGENCY. PHOTOGRAPHY ASSISTANCE BY EVADNE GONZALEZ, ALEX KENNEDY. DIGITAL TECHNICIAN: JULIAN LOPEZ. STYLING ASSISTANCE BY JESS MCATEE, BROOKE FIGLER, MAYA SAUDER. SET DESIGN ASSISTANCE BY T. MARSH. PRODUCTION ASSISTANCE BY DOUG STUCKEY AND MIKEY DE VERA.

nannte Spürnasen fragten sich sogar, ob Rodrigo „Vampire“ als Liebeslied getarnt hat, obwohl es in Wirklichkeit um Swift ging.

Als ich Rodrigo auf die angebliche Fehde anspreche, wird sie still. „Ich habe mit niemandem Streit“, sagt sie ruhig. „Ich bin sehr entspannt. Ich bleibe für mich. Ich habe meine vier Freunde und meine Mutter, und das sind die einzigen Leute, mit denen ich rede, immer. Da gibt es nichts zu sagen.“ Sie fügt hinzu: „Es gibt so viele Twitter-Verschwörungstheorien. Ich schaue mir nur Alien-Verschwörungstheorien an.“

Diese Haltung behält sie bei, als ich sie nach den Co-Writes von „*Sour*“ frage, bei denen im August 2021 auch Paramore an „Good 4 U“ mitgewirkt haben. „Ich war ein wenig überrascht“, sagt sie. „Zu der Zeit war es sehr verwirrend, und ich war noch grün hinter den Ohren und blauäugig.“ Es ist unklar, ob Rodrigo gezwungen war, die Credits zu geben: „Ich war da nicht so sehr involviert“, gibt sie zu. „Es war mehr ein Team-an-Team. Ich kann also nicht wirklich was zu dieser Frage sagen.“

Ich bin neugierig, was eine erfahrenere Olivia tun würde. Würde sie die Anerkennung eines jungen Künstlers einfordern oder sie wie Elvis Costello mit einem Achselzucken abtun, als die Leute die Ähnlichkeiten zwischen „Brutal“ und „Pump It Up“ bemerkten? „Ich glaube nicht, dass ich das je persönlich tun würde“, sagt sie. „Aber wer kann schon sagen, wo ich in zwanzig, dreißig Jahren sein werde. Ich kann nur meine Songs schreiben und mich auf das konzentrieren, was ich kontrollieren kann.“

ALS WIR, MIT RODRIGOS BODYguard in sicherem Abstand hinter uns, durch Los Feliz spazieren, sagt sie: „Ich liebe es, herumzulaufen und allein zu sein. Die Leute sind ständig sauer auf mich, weil ich das mache. ‚Das kannst du nicht machen, du musst immer jemanden dabeihaben!‘ Aber ich fühle mich sicher. Bin ich sicher? Keine Ahnung. Aber das ist etwas, das ich nicht opfern möchte.“

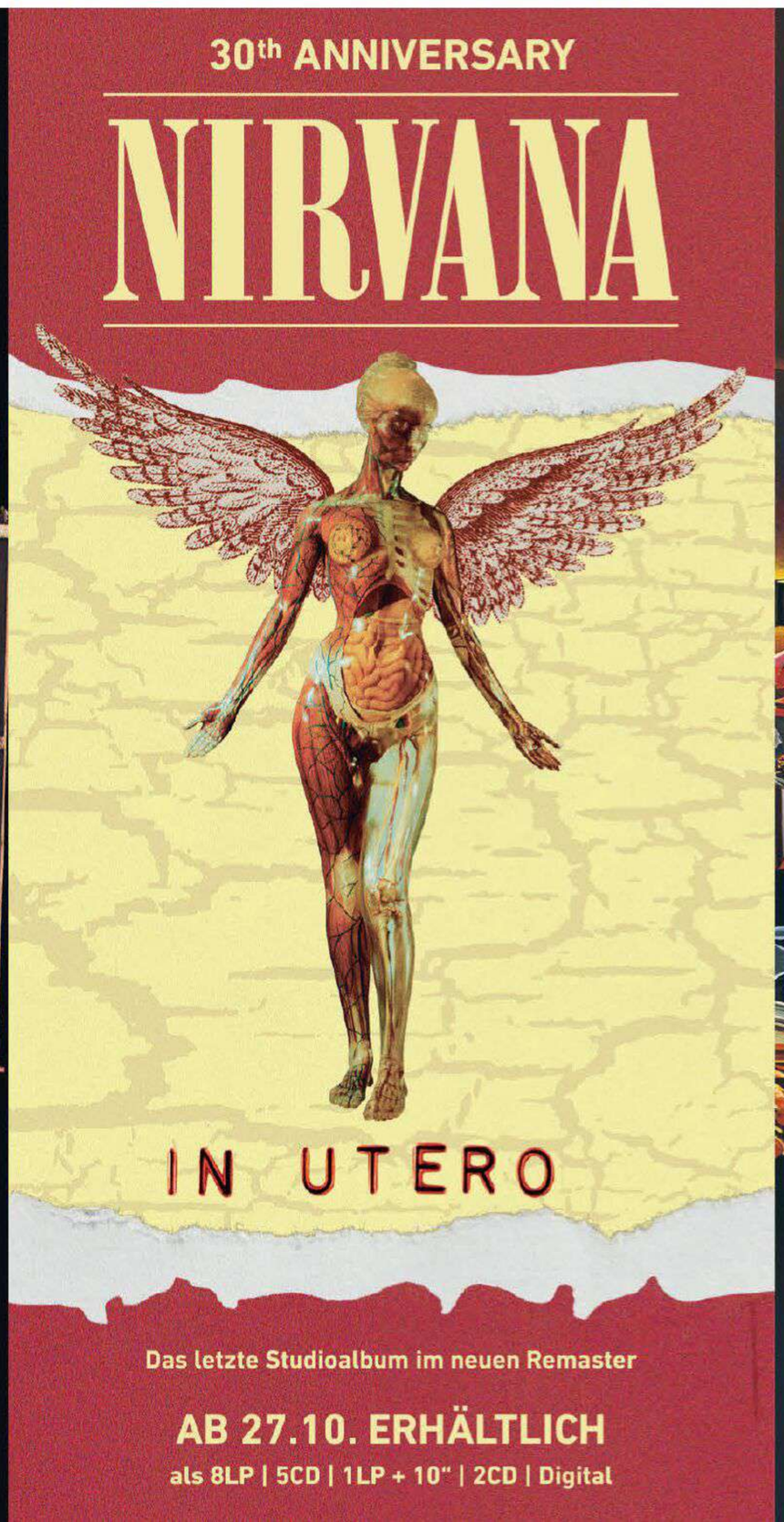
Eine Minute lang versuchen wir das „Los Feliz Murder Mansion“ aus dem beliebten gleichnamigen True-Crime-Podcast zu finden, aber es ist fast drei Meilen entfernt. Stattdessen sprechen wir über den kürzlich verhafteten Long Island Killer, die Leiche in einem Fass, die letztens an der Küste von Malibu angespült wurde, und erzählen uns Geistergeschichten, die wir von unseren Müttern gehört haben. Rodrigos Mutter sah einmal einen fremden Mann in den Keller des Hauses in Wisconsin gehen, in dem sie aufgewachsen ist. „Und dann sagte meine Großmutter: ‚Ich bin froh, dass wir dieses Haus haben. Wir haben es so billig bekommen, weil im Keller ein Typ gestorben ist.‘“ Dann fügt sie hinzu: „Sorry, ich bin in letzter Zeit so morbide drauf!“

Sie glaubt, dass diese Vorliebe für die Dunkelheit von ihrer Liebe zu „Harry Potter“ herrührt. Als an ihrem zwölften Geburtstag kein Zulassungsschreiben für Hogwarts eintraf, war sie am Boden zerstört. Ihre Liebe zur Hexerei ist tief verwurzelt: In der Grundschule spielten sie und ihre Freunde „Harry Potter“ und füllten Kessel mit Blättern und Wasser.

Ihre Mutter, Jennifer, unterrichtete an dieser Schule; ihr Vater, Chris, ist Familientherapeut. (Sie sagt, dass er die Stelle über ihn in „Get Him Back“ noch nicht gehört hat: „I am my father’s daughter/ So maybe I could fix him!“) Rodrigo wurde zu Hause unterrichtet, als sie mit dreizehn nach L.A. zog, um in „Bizaardvark“ mitspielen zu können. „Manchmal denke ich, dass meine Sozialkompetenz wegen dieser Erziehung schlecht ist“, sagt sie. „Ich hatte oft das Gefühl, dass ich etwas verpasse, weil ich ein Einzelkind war und zu Hause unterrichtet wurde.“

Das einzige Mal, dass Rodrigo je von einem Star beeindruckt war, war in diesem Alter, als sie in einem Kino in L.A. Vanessa Hudgens kennenlernte: „Ich bin ausgeflippt“, sagt sie. „Sie ist Filipina wie ich, und ich weiß noch, dass ich das cool fand.“ Noch cooler war, dass Rodrigo später die Rolle des Kindes übernahm, das in der Show-in-der-Show von „High School Musical: The Musical: The Series“ in die Rolle von Hudgens schlüpft. Auch nach „*Sour*“ drehte sie weiter für die Disney-Show. Die anstehende dritte Staffel, deren Dreharbeiten sie erst kürzlich abgeschlossen hat, wird ihre letzte sein.

Als „Drivers License“ auf Platz 1 landete, war sie am Set von „High School Musical“ und rief Nigro von der Studiotoilette aus an. „Ich erinnere mich lebhaft, wie ich sagte: ‚Nummer 1, wie cool!‘“, sagt sie. „Er meinte: ‚Olivia, du verstehst das nicht. Dein Leben ist jetzt nicht mehr das gleiche wie vorher.‘“ Inzwischen hat sie es verstanden. ®



„Ich war wie ein Vulkan, der endlich wieder ausbrechen wollte!“

Mehr geht in Sachen amerikanische Rockmusik kaum: Nach neun Jahren Pause hat Brian Fallon ein neues Album mit THE GASLIGHT ANTHEM aufgenommen – und sein größter Held Bruce Springsteen lud sich selbst zum Mitsingen ein

VON BIRGIT FUSS

THE GASLIGHT ANTHEM

NOVEMBER 2023

FOTO: KELSEY HUNTER

LUST AUF LÄRM
Nach vielen leisen Monaten brauchte Brian Fallon wieder laute Gitarren

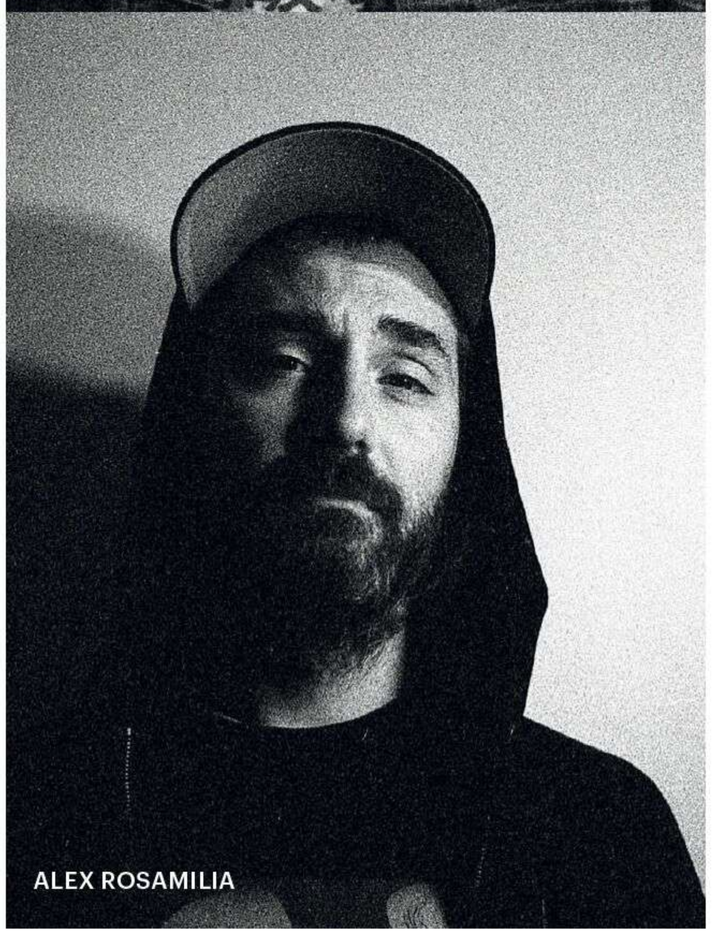
„WENIGER IST MEHR“ SCHEINT HEUTE EIN VERaltetes Lebenskonzept zu sein, aber Brian Fallon, Jahrgang 1980, findet es gut. Er hat auf Tournee nicht mal ein eigenes Notebook dabei, deshalb sitzt er jetzt an dem von seinem Tourmanager. Er möchte reden, obwohl er auch nie allzu viele Worte um sich macht. Es gibt ein neues Album von The Gaslight Anthem, das erste nach neun Jahren Pause, und der Singer-Songwriter kann seine Energie kaum im Zaum halten.

Ein kleiner Rückblick: The Gaslight Anthem, vier Heartland-Punkrock-Typen mit Holzfällerhemden, gründeten sich 2006 in New Brunswick/New Jersey und wurden mit ihrem zweiten Album, *„The ’59 Sound“* (2008), zur Hoffnung für viele, die klassische Rockmusik lieben. Zu ihren Fans gehörte bald Bruce Springsteen. Anders als etwa Jon Bon Jovi, der sich zu Beginn seiner Karriere immer abgrenzen wollte vom großen Helden und Sätze sagte wie „Bruce Springsteen doesn’t own New Jersey“, hatte Fallon gar kein Problem mit der nicht nur räumlichen Nähe. Niemals würde er so gut sein, das sah er ein, allerdings war der Vergleich ja keine Beleidigung. Nach fünf Alben und vielen Tourneen verkündete er 2015 die Trennung seiner Band: „Wenn ein Buch abgeschlossen ist, ist es abgeschlossen.“ Es gab 2018 ein paar Konzerte zum zehnjährigen Jubiläum von *„The ’59 Sound“*, doch erst während der Pandemie dachte Fallon um. Er hatte vier Soloalben gemacht, alles gut und schön, aber: Plötzlich hatte er wieder Lust auf den fetten Bandsound.

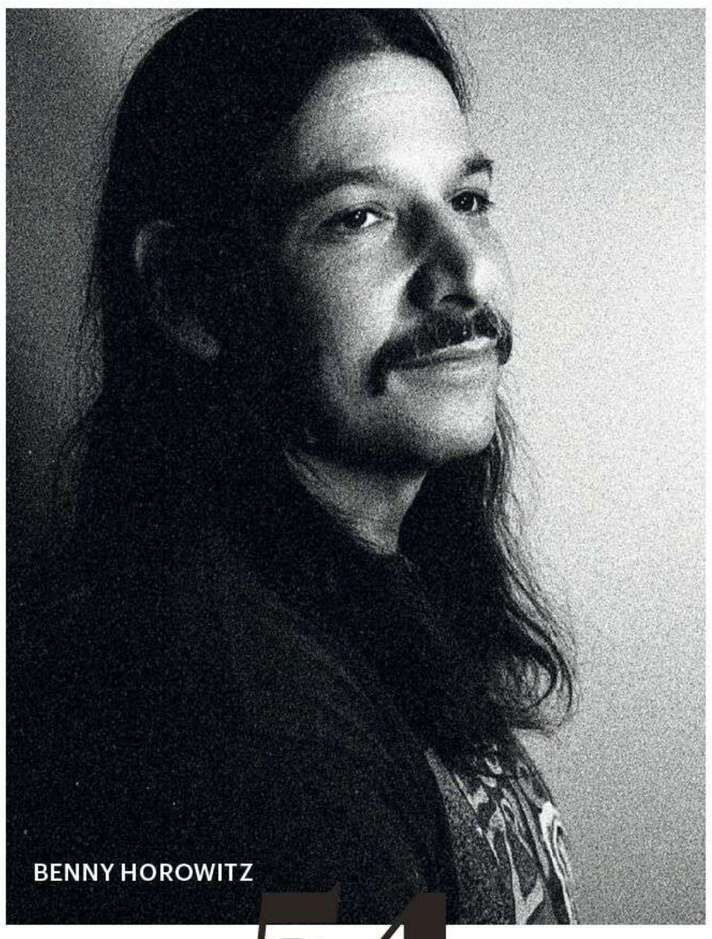
„Everything dies, baby, that’s a fact/ But maybe everything that dies some day comes back“, sang Springsteen in „Atlantic City“, und Fallons drei Freunde – Gitarrist Alex Rosamilia, Bassist Alex Levine und Schlagzeuger Benny Horowitz – waren sofort dabei. Wenn man den Sänger jetzt fragt, wieso er seine Meinung zur Band änderte, zuckt er mit den Schultern und lacht. Er lacht sehr viel in diesen Tagen. „Am Anfang steht ja eigentlich immer eine Idee. Wenn man keine gute Idee hat, sollte man es unbedingt lassen. Aber wenn ein Funken da ist … Die Dinge verändern sich eben ständig. Damals dachte ich wirklich, es wäre zu Ende. Allerdings gab es damals auch noch keine Pandemie. Es war für mich zum Beispiel gar nicht im Rahmen des Vorstellbaren, dass es keine Konzerte mehr geben könnte. Und als das dann so war, habe ich schon vieles in einem anderen Licht gesehen. Like a reframing of the whole situation.“

Außerdem hatte er die Lieder. Im Grunde geht es immer darum. Fallon hatte Songs mit einer Wucht geschrieben, die nur seine Band umsetzen konnte. Das neue, sechste Gaslight-Album, *„History Books“*, vibriert, es haut eine mitreißende Melodie nach der anderen raus, zehn Songs in 40 Minuten. Seine Soloalben sind ruhiger, melancholischer. „Andere Haltung, andere Energie“, sagt Fallon – und dass er keine Wahl hat, in welche Richtung die Stücke gehen. Das passiert einfach. Nachdem sie im vergangenen Jahr also schon einige Konzerte zusammen gespielt

ALEX LEVINE


ALEX ROSAMILIA

„Wir standen unter Strom, und jeder Tag war ein Geschenk, das man gemeinsam öffnen durfte“
(Brian Fallon)


BENNY HOROWITZ

hatten, gingen sie jetzt wieder zu viert ins Studio. Anfängliches Fremdeln fiel aus, behauptet Fallon: „Mit diesen Typen habe ich mehr mitgemacht als mit allen anderen Leuten, die ich kenne. Wir haben so viel gemeinsame Geschichte, wir sind ja wirklich wie Brüder. Wir vier verstehen einander wie niemand sonst. Es gab also keine peinliche Annäherung oder so, es war sofort wieder wie immer.“

Es gab auch keinen Grund, beleidigt zu sein. Die Entscheidung, die Band auf Eis zu legen, hatten sie gemeinsam getroffen, deshalb nahm niemand Fallon seine Solo-Aktivitäten übel – und sie waren natürlich froh, ihren Boss wiederzuhaben, auch wenn Fallon sich nie so bezeichnen würde. Wir sind hier ja nicht bei der E Street Band. „Jeder war aufgeregt und hat sich gefreut, als wir endlich wieder im Studio waren. Wir standen unter Strom, alle brachten Ideen ein, und jeder Tag war ein Geschenk, das man gemeinsam öffnen durfte.“

Und dann kam noch Bruce Springsteen höchstpersönlich ins Spiel – er singt beim Titelsong mit. Man kommt gar nicht dazu, Fallon eine Frage zu stellen, er platzt sofort heraus: „Es klingt unglaubwürdig, aber *er* hatte *mir* eine Nachricht geschrieben, nicht umgekehrt! Er fand, ich solle einen Song schreiben, den wir gemeinsam singen können. Aber ich konnte mir einfach kein Duett für Bruce Springsteen und mich ausdenken – das war zu hart. Das wäre ja, als würde man mich bitten, ein Gitarrensolo für Jimi Hendrix zu schreiben!“ Also schrieb er einfach so drauflos, ob für Bruce oder nicht. Die Band überlegte anschließend, was passend wäre, man einigte sich auf „History Books“ – und ein großer Lebenstraum ist jetzt abgehakt: „Hey, Bruce Springsteen hat meinen Song gesungen! Mehr kann man sich nicht wünschen!“ Als wir sprachen, war noch nicht bekannt, dass Springsteen den Rest seiner 2023er-Tournee aus gesundheitlichen Gründen verschieben muss, Fallon schwärmte noch vom Auftritt der E Street Band im MetLife Stadium in New Jersey, den er kürzlich gesehen hatte.

The Gaslight Anthem sind jetzt auch wieder unterwegs. Gerade haben sie in Kentucky mit den Killers und Duran Duran gespielt. Viel Spaß, im vernünftigen Rahmen: „Ich glaube, das Rock’n’-Roll-Touren hält einen jung, wegen all der Freude, aber wie wilde Teenager benehmen wir uns heute nicht mehr. Mit über vierzig kann man sich das gar nicht leisten! Würde ich heute saufen wie damals, dann hinge mir der Kater eine Woche lang nach … Kann ich nicht empfehlen!“ Im neuen Song „Autumn“ singt Fallon: „I’d be young better now!“ Er holt jetzt auf gewisse Weise ein bisschen seine Jugend nach und genießt all das, was früher an ihm vorbeigerauscht ist. In den ersten Jahren war er so getrieben von seinem Rockstar-Traum, dass er sich wenig Ruhe zum Verarbeiten gönnte. Das ist heute anders. Und dennoch stutzt Fallon bei der Frage, wann er zum ersten Mal das Gefühl hatte, es geschafft zu haben. Es ist die längste Pause im Gespräch, zwei, drei Sekunden vergehen. „Noch nie“, sagt er dann und wirkt selbst verblüfft. „Es gab nur einzelne Momente, in denen ich kaum glauben konnte, was passiert, auf manchen Festivalbühnen und so.“

Fallon betrachtet das Publikum als Teil der Band, weil er die Resonanz braucht, und Deutschland sei „praktisch zu unserer zweiten Heimat geworden“, behauptet er. Er kann inzwischen sogar

THE GASLIGHT ANTHEM
NOVEMBER 2023

FOTOS: KELSEY HUNTER (3)

„Wiesbaden“ aussprechen und wundert sich nicht mehr, dass seine Texte hierzulande so genau analysiert werden. „Das Bemühen, andere Menschen zu verstehen, scheint mir in Deutschland sehr ausgeprägt zu sein. Und das ist doch eigentlich der einzige Grund, warum wir Kunst machen. Wir haben doch mit Musik angefangen, weil wir verstanden werden wollten.“

Viele Songs auf *„History Books“* suchen das Gute im Leben und konzentrieren sich auf das, was bleibt – bei gleichzeitigem Wissen um die Vergänglichkeit, mit der eine gewisse Melancholie einhergeht. Das war bei Fallons Soloalben nicht anders, man erinnert sich an „A Wonderful Life“ oder „See You On The Other Side“. Die Dichte an lebensbejahenden Hymnen ist jetzt allerdings besonders hoch, auch wenn er in „Empires“ die gnadenlose Ökonomisierung Amerikas anprangert und „A Lifetime Of Preludes“ voller Zweifel steckt. Die erste Single war nicht zufällig „Positive Charge“. Fallon hat es nicht so geplant, aber er mag, dass die zehn Songs insgesamt optimistisch klingen. „Wahrscheinlich hat es viel mit meiner momentanen Geisteshaltung zu tun. Wer hat das noch mal gesagt – ein europäischer Schriftsteller oder eine Malerin oder so: ‚Man schreibt nicht, weil man weiß, was man denkt. Man schreibt, um herauszufinden, was man denkt.‘ Wenn ich Texte schreibe, erforsche ich, was ich eigentlich denke und fühle. Ich bin mir da vorher oft nicht sicher, aber mit den Worten kommt die Erkenntnis.“ Das Philosophieren weist Fallon also eher uns Europäern zu, doch „Ich schreibe, um herauszufinden, was ich denke“ ist tatsächlich eins der berühmtesten Zitate der amerikanischen Essayistin Susan Sontag.

Woher kommt seine neue, noch positivere Lebenseinstellung? Fallon lacht laut auf: „Wahrscheinlich von der Therapie!“ Er geht offen damit um, dass er in den vergangenen Jahren viele, viele Stunden damit verbracht hat zu lernen, besser mit allem klarzukommen und mehr zu schätzen, was er hat – und in der Zeit wurde ihm eben bewusst, dass das auch The Gaslight Anthem einschließt. Er sehnte sich nach der Gemeinschaft und der Euphorie. „Ich dachte in dieser stillen Zeit oft: Mann, ich würde alles darum geben, nur *ein* Rockkonzert spielen zu können! Und dann war klar: Wenn es wieder möglich ist, dann machen wir das!“

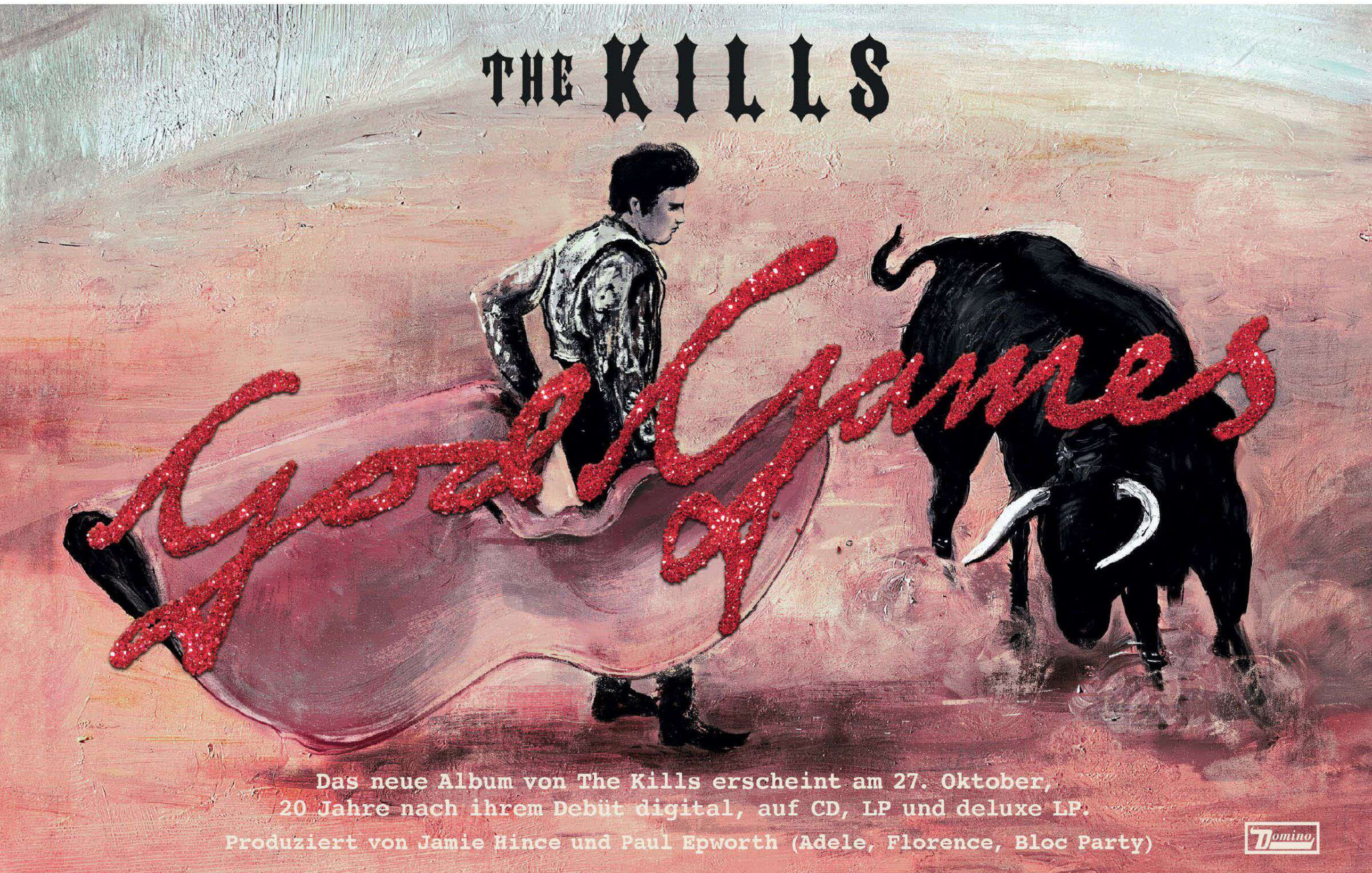
„Positive Charge“ endet mit den Worten: „It’s good to be alive.“ Das erinnert natürlich ein bisschen an „It ain’t no sin to be glad you’re alive“, und auch das ist wahr. Der erste Satz auf dem Album, in „Spider Bites“, ist allerdings: „My teeth are crumbling structures.“ Fallon kichert jetzt fast. Das sei ja nun mal eine Tatsache, es gehe bergab mit seinen Kauleisten. Und er wolle, dass gleich klar ist: Hier geht es ehrlich zu. Wir wissen, dass wir älter werden und langsam verglühen, aber solange wir noch brennen, soll das bitte lichterloh sein – wie in „Little Fires“, wo Fallon fast zu bersten scheint. „Ich musste diese Energie nicht suchen. Ich war doch wie ein Vulkan, der endlich mal wieder ausbrechen wollte! Es ging nicht darum, wieder zu lernen, mit voller Kraft zu singen und zu spielen, sondern mich zurückzuhalten, damit ich nicht komplett explodiere. It was AWESOME!“ Er sagt das genau so, man hört die Großbuchstaben.

Fallon lässt sich von dem inspirieren, was er beobachtet und fühlt, zu konkret wird er dabei nie – das macht die universelle Kraft seiner Stücke aus. Von Politik hat er eh keine Ahnung, sagt er selbst, da hält er sich lieber raus. Manchmal helfen ihm Bücher beim Texten, im Fall von „Michigan, 1975“ zum Beispiel Jeffrey Eugenides’ „The Virgin Suicides“. Fallon gibt zu, erst durch Sofia Coppolas Verfilmung von 1999 auf den Roman aufmerksam geworden zu sein, doch seitdem verfolgt er ihn. Irgendwann, nahm er sich vor, würde er einen Song darüber schreiben.

The Gaslight Anthem haben *„History Books“* im Studio ihres Produzenten Peter Katis aufgenommen, einem alten viktorianischen Haus in Bridgeport/Connecticut. Das eigentliche Studio ist im Dachboden, in den Zimmern darunter nächtigte die Band. „Keine Fernseher, keine Computer, nur Bücher“, so beschreibt es Fallon. „In meinem kleinen, kalten Kämmerchen inspizierte ich das Bücherregal, und da stand unter anderem ‚The Virgin Suicides‘. Das war doch ein Zeichen! Ich hatte noch eine schöne Melodie übrig, die ich geschrieben hatte, als ich über Weihnachten zu Besuch bei meinem Schwager war, auf einer schottischen Insel. Dafür hatte ich ewig keine Worte gefunden – und dann war ich in fünf Minuten fertig damit. Das müsste mir häufiger passieren!“

Er lacht schon wieder. Es ist gut, am Leben zu sein. ®

THE GASLIGHT ANTHEM

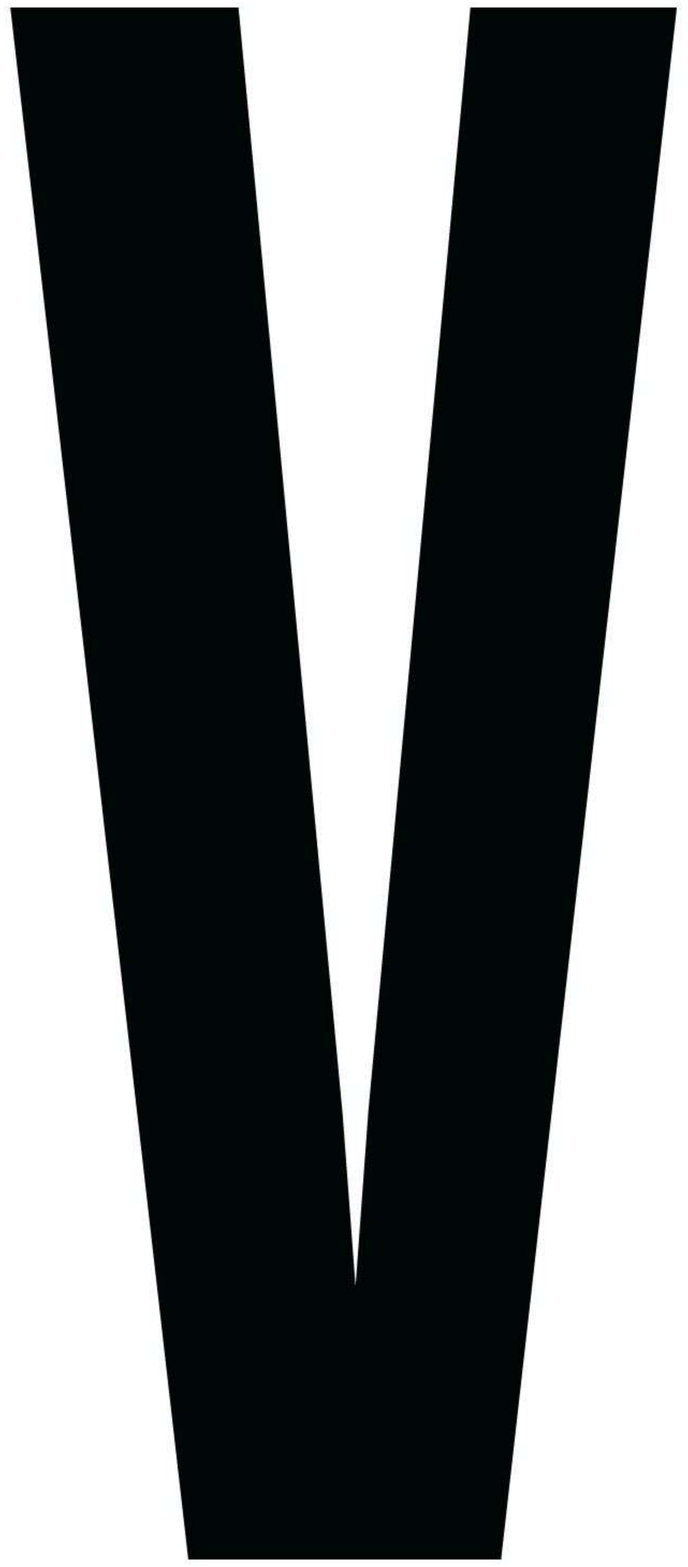


MAGIC MOMENTS

Der Schriftsteller Jan Brandt kehrt auf die Tanzfläche seiner Jugendtage in Ostfriesland zurück – sie ist immer noch voll

VON JAN BRANDT

FOTOS VON VALENTIN GOPPEL



ATER BETRITT MEIN ZIMMER MIT DER „OSTFRIESEN-Zeitung“ in der Hand. „Hör eben, ich muss dir noch etwas erzählen.“ Er schlägt die letzte Seite auf, die Seite mit den Todesanzeigen, und erklärt, dass vor ein paar Tagen ein Mann gestorben sei, den er gut gekannt habe, ein Kriminalbeamter, hier aus dem Ort. „Ja und?“, sage ich, es ist kurz vor halb zehn, ich will endlich ins Limit, meine Dorfdisco, heute soll DJ Marco zum letzten Mal eine „Alte-Zeiten-Party“ veranstalten, und jetzt fühle ich mich wie zu alten Zeiten, als ich noch zu Hause wohnte und Vater mir, jedes Mal bevor ich ausging, ins Gewissen redete. „Und dessen Tochter, die hat einer umgebracht. Die wollte gerade nach Hause hin, als sie von dieser Disco kam. Wie heißt die noch? Da oben an der Deichstraße.“

„Magic“, sage ich.

„Richtig“, sagt Vater.

„Das gibt’s schon lange nicht mehr. Das heißt jetzt Fetenscheune. Aber da gehe ich ja nie hin, da sind ja nur Idioten. Ich gehe ins Limit, und das ist keine fünfhundert Meter von hier.“

„Das ist egal“, sagt Vater. „Da kann immer was passieren.“

„Im Limit ist noch nie was passiert.“

„Es gibt für alles ein erstes Mal.“ Vater faltet die Zeitung wieder zusammen, seine Mission ist beendet. Zusammen gehen wir die Treppe hinunter.

LIFE IN A NORTHERN TOWN
DJ MARCO HANNEKEN VOR DEM LIMIT IN IHRHOVE

DORFDISCO

Kaum habe ich die Haustür geöffnet, fragt er: „Ziehst du nicht *mehr* an?“ Er deutet auf mein T-Shirt.

„Nein, Papa. Es ist Sommer.“

Und so ist es. Es ist Sommer. Samstag Abend. Ende Juli. Die Grillen zirpen. Die Laternen leuchten. Und am Horizont, illuminiert von den letzten Strahlen der Sonne, türmen sich Wolken auf wie Berge.

Auf dem Weg ins Limit muss ich an den Mordfall denken, von dem Vater erzählt hat - und an den Brief meiner Mutter aus dem Frühjahr 1998. Damals studierte ich in London. Meine Mutter schrieb mir alle paar Tage Briefe, in denen sie mich bat, mich endlich bei ihnen zu melden. „Dein Vater will schon Interpol einschalten.“ Und ich weiß noch, wie verwundert ich war, dass auf dem Land ebenso krasse Verbrechen passierten wie in der Großstadt.

Genau 25 Jahre ist das jetzt her.

Und genau 25 Jahre ist Marco jetzt DJ im Limit.

Und seit genau 25 Jahren lebe ich jetzt in Berlin.

Ein Vierteljahrhundert.

Und trotzdem komme ich nicht los von meiner Dorfdisco.

Dabei habe ich es doch als Teenager kaum abwarten können, endlich aus dem Kaff meiner Jugend zu verschwinden. Ihrhove in Ostfriesland, siebzig Kilometer von der Küste entfernt, Reithalle, Sportplatz, ein Neubaugebiet nach dem anderen, insgesamt 3500 Einwohner, umgeben von Kuhweiden, sattes Grün bis zum Deich, unserem Horizont. Mittlerweile ist Ihrhove zu einem Schlafdorf mutiert. Es gibt noch einen Uhrmacher, einen Schreibwarenhandel, ein Möbelgeschäft und drei Supermärkte. Alle pendeln in die beiden nächstgelegenen Städte Leer und Papenburg. Alte Häuser werden durch neue ersetzt, vor allem durch solche im Toskana-Stil.

Während über mir am Abendhimmel Fledermäuse ihre Kreise ziehen, erinnere ich mich an mich, an meine Jugend, an meine nächtlichen Fahrradfahrten durchs Dorf. An die langen Haare und an Heavy Metal. An die Polizisten, die mich anhielten, weil ich freihändig und ohne Licht fuhr. An meine Fahrerflucht. An das Bußgeld. Und das Lachen der Beamten. Sie kannten mich. Wir waren zusammen zur Schule gegangen. Ich erinnere mich an meine Sehnsucht nach Freiheit. Nichts war so wichtig wie der Führerschein, um mit Freunden in die Discos fahren zu können, in denen unsere Musik gespielt wurde. Das Merlin und das Charts lagen zwanzig, dreißig Kilometer entfernt, in Augustfehn und Harkebrügge. Und ausgerechnet einen Monat nachdem ich meine Fahrprüfung bestanden hatte, im Dezember 1992, machte bei uns im Industriegebiet das Limit auf, die „progressive Diskothek“, wie es in der Werbung hieß, in einem weißen Backsteinbau mit Erkern und Doppeltür und Schweif über dem Eingang wie von einem Kometen, sechs Sterne, fünf Buchstaben: LIMIT, und von dem Moment an tanzten und tranken wir uns zwischen Boxen und Barhockern um den Verstand. Dort lernte ich meine erste Liebe kennen, dort erlebte ich meinen ersten Rausch, dort schloss ich Freundschaften für die Ewigkeit.

Auf dem Vorplatz steht ein Bierwagen, auf dem Dach prangt mit Leuchtschrift der neue Slogan: „Die andere Disco.“ Die Tür ist zu, ich bin zu früh. In meiner Jugend war ich auch immer einer der Ersten. DJ Ivo, Marcos Vorgänger, spielte bis Mitternacht Death und Thrash Metal und Grindcore, Punk und Goth und Wave, damit sich alle Außenseiter austoben konnten, bevor die gemäßigteren Gäste eintrafen. Mit seiner Glatze und seinen Augenringen sah Ivo - Ivo Schuster, Sohn eines Buchhändlerpaars - wie Nosferatu aus. Und er war tatsächlich ein Vampir, aber einer, der von unserer Energie genauso zehrte wie wir von seiner. Er hatte uns zu seinen Jüngern gemacht, und wir hatten ihn zu unserem Mentor erkoren. Jedes Wochenende brachte er uns neue Lieder bei, er führte uns in neue Welten ein, und wir dankten es ihm, indem wir den Boden beben ließen - und uns auf dem Klo die Seele aus dem Leib kotzten.

IVO HAT DAS AUFLEGEN AUFGEGEBEN. Inzwischen lebt er in Hamburg, arbeitet als Abteilungsleiter im Callcenter einer Bank. Aber er genießt unter denen, die sich an ihn erinnern, immer noch Kultstatus. Marco Hanneken ist ein würdiger Nachfolger, nicht nur des Aussehens wegen - Glatze, Augenring e, schwarze oder weiße T-Shirts -, sondern auch im Hinblick auf die Musik und die Philosophie dahinter. Für ihn ist das Limit ein Labor. Ihm geht es darum, Unbekanntes zu entdecken und es am lebenden Objekt auszuprobieren. Und das muss er auch, weil sich das Limit alle paar Jahre verjüngt. Ein Abi-Jahrgang zieht in die Welt, ein neuer wächst nach, bevor auch der sich in alle Winde zerstreut.

Er hat die Mottopartys fortgeführt, „Dicke Eier“ an Ostern, „Deine Mudda“ am Muttertag, „Schools Out“ am Schuljahresende und all die anderen, die keine Anlässe brauchen, „Magic Moshroom“, „Indie Night“, „Bad Taste“, „Alte Zeiten“. Er hat den „Happy Hour Music-Mix“ erfunden, eine Veranstaltungsreihe, bei der Genre und Getränke stündlich wechseln. Er hat dem Limit seinen Instagram-Kosenamen gegeben: Lieblingsdorfdisco. Und er hat die politische Ausrichtung des Ladens, das Selbstverständnis der Betreiber und Gäste, zum ersten Mal und für alle hörbar in Worte gefasst. Überall im Raum kleben jetzt Aufkleber wie „Kein Bock auf Nazis“ oder „Refugees Welcome“, und überm DJ-Pult prangt in zweifacher Ausfertigung „FCK AFD“.

Mitte Mai hat er seinen Abschied verkündet, Ende des Jahres wolle er aufhören und den Platz hinter dem Pult für Jüngere freimachen, für eine neue Generation. Die Reaktionen auf seine Ankündigung waren überwältigend. Hunderte Fans schickten ihm Nachrichten. „Im Limit und bei dir hat jeder einen Raum gefunden, der sich anders, dazwischen und außerhalb gefühlt hat, solange man kein Arschloch war.“ - „Du hast mich dreizehn Jahre durch Liebeskummer, Probleme im Elternhaus und jetzt als Mutter durch den ganzen Alltagsstress begleitet und für ein paar Stunden alles vergessen lassen.“ - „Fühlt sich an, als würde der große Bruder das Land verlassen.“

Ich betrete das Limit durch den Seiteneingang, gehe an einer Wand aus Getränkekisten vorbei, hinter der Theke entlang zur Tanzfläche. Von der Anmutung her hat sich der Laden seit seinem Bestehen kaum verändert. In der Mitte die von Boxen umringte Tanzfläche, dahinter das DJ-Pult, rechts und links davon zwei terrassenförmige Sitzbänke, an der einen Seite, zwischen den Toiletten, eine von einem Schindeldach beschattete Bar, an der anderen, neben dem eigentlichen Eingang, das Bistro im Fachwerkstil mit Fenstern und Wänden aus Backsteinmauern und Holzpfählen, insgesamt 480 Quadratmeter, aber jeder Bereich steht für sich wie einzelne Häuser, ein Dorf im Dorf.

Marco taucht hinterm DJ-Pult auf und hievt eine Kiste mit CDs auf die Ablage, sein Sortiment für den heutigen Abend. Wir begrüßen uns, indem wir unsere erhobenen Hände ineinander verschränken und uns zueinander ziehen, bis sich unsere Schultern berühren. „Warte mal kurz“, sagt er, ein paar Stecker und Kabel in den Händen, „ich muss jetzt erst mal den CD-Player wieder anschließen, gestern haben die nur so Hardcore-Gabba-Schrott aufgelegt, da brauchten die den nicht.“

Als er fertig ist, gehen wir ins Bistro und sprechen, bevor die ersten Gäste kommen, über sein Leben. Das Bistro ist der einzige einigermaßen ruhige Ort im ganzen Haus, ein Halbrund mit roten Wänden und schwarzen Tischen und Stühlen. In der Mitte des Raumes steht eine Theke, an der es die legendären Limit-Baguettes gibt: Brötchen mit Salami oder Schinken oder Käse mit Gurken, Tomaten und Eisbergsalatblättern und viel Remoulade.

Marco ist in Burlage, einem Moordorf, aufgewachsen, am Ende der Welt, zwischen Torfabbaugebiet, Mercedes-Benz-Teststrecke und dem ehemaligen KZ Esterwegen. Die örtliche Dorfdisco, in der schon sein Vater auflegte, hieß Top Ten, aber Marco zog es als Teenager ins siebzehn Kilometer entfernte Limit, „weil da“, wie er sagt, „Musik lief, die man nicht kannte, und das war alles geil, nicht nur Indie, Rock oder Metal, sondern cooler HipHop, Funk und Soul und Big Beat“. Das Gegenteil von Top Ten. „Mein erstes Mal war 1993, da war ich fünfzehn.“

„Das war ja sehr jung“, sage ich. „Und verboten.“

„Das hat damals niemanden interessiert.“

Ich nicke. „Das war noch der Wilde Westen. Drei Mark Eintritt und viermal die Woche Wahnsinn.“

Und Marco nickt auch. „Und mit Ivo. Bei dem stand ich jeden Freitag am Pult. Und er musste mir immer Lieder aufschreiben. ‚Was war das? Und was war das, was du davor gespielt hast?‘ So ein Einfluss. Und dem bin ich ja auch hinterhergefahren, ins Charts, weil ich wusste, da legt Ivo auf.“

„Da war er später Mitinhaber“, sage ich. „Und dann ist das abgebrannt. Das Charts ist ja ein Sym-

Das Limit verjüngt sich alle paar Jahre. Ein Abi-Jahrgang zieht in die Welt, ein neuer wächst nach, bevor auch der sich in alle Winde zerstreut

INSTITUTION
DIE HEILIGEN HALLEN DES LIMIT SIND ZUGLEICH EIN ARCHIV DER POPKULTUR

SAMSTAG ABEND
TANZFLÄCHE VOLL,
GEMEINSCHAFTS- UND
GLÜCKSGEFÜHLE
AKTIVIERT

bol dafür, wie es auch ausgehen kann mit den Dorfdiscos. Irgendwann steht da nur noch eine Ruine. Und was lebt, sind die Legenden.“

ALLE ANDEREN ALTERnativen Discos in der Region haben irgendwann aufgegeben. Dass es das Limit noch gibt, ist kein Wunder, sondern das Verdienst von Leuten, die dafür brennen, einen Ort wie diesen um jeden Preis am Leben zu erhalten. Marco repräsentiert Werte, die für jede Kulturinstitution wichtig sind: Kontinuität, Stabilität, Verlässlichkeit und die Fähigkeit, sich gleichzeitig immer wieder zu erneuern. Zu viel Fluktuation, zu viel Veränderung, und die Leute verlieren den Bezug dazu. In dieser Hinsicht befindet sich das Limit gerade an einem kritischen Punkt: Anfang des Jahres haben die alten Geschäftsführer, die Kerkhoffs, den Betrieb an ihren siebenundzwanzigjährigen Sohn Tim übertragen, ein gelernter Schlosser, der, sollte es nicht gut laufen, jederzeit in seinen alten Beruf zurückkehren kann. Vor Kurzem ging Doris, die von Beginn an hinterm Tresen stand, in Rente. Und seit der Pandemie hat sich das Ausgehverhalten der Jugendlichen drastisch verändert. „Wir waren ja früher alle ständig hier, weil wir Angst hatten, was zu verpassen. Und diese Angst haben die Leute heute nicht mehr, weil sie während der Corona-Zeit eh schon alles verpasst haben. Vorher hatten wir jedes Wochenende volles Haus, jetzt nur noch einmal im Monat, und zwar an einem Tag. Und dann ist alles teurer geworden. Da hilft es kaum, den Eintritt im Sommer auf null zu setzen. Wenn niemand kommt, kommt niemand.“

Und jetzt stellt sich die Frage, wer ihm nachfolgen könnte. Alex? Jake? Arthur? Hanno? Oder Julia – Julez Rulez –, die einzige Frau im DJ-Team? Die ist allerdings bisher nur zwei-, dreimal aufgetreten und ihr letzter Abend liegt Monate zurück.

Unvermittelt fragt Marco nach meinem Vater. „Wie geht’s dem eigentlich?“

„Gut“, sage ich und erzähle, weil ich nicht über seine Disco-Paranoia sprechen will, dass er gestern mit dem Fahrrad zweimal durchs Dorf und den Hammrich – das Marschland – gefahren sei. „Er meinte, besser jetzt, morgen soll’s ja regnen.“

„Der ist so cool. Das ist bewundernswert, dass der noch so fit ist, vor allem dass der noch will.“

„Das liegt an der Musik.“ Mein Vater ist fünfundneunzig und spielt Mundharmonika. Vor vier Jahren hat er mit zwei Bekannten, einem Gitarristen und einem Geiger, eine Band gegründet. Sie spielen Volks- und Heimatlieder bei Seniorenfrühstücken, Altenheimnachmittagen und auf Dorffesten, mehr als fünfzig Konzerte stehen in diesem Jahr in ihrem Tourplan. „Diese Woche hängt er voll in den Seilen, weil sie keinen Auftritt haben.“

„Rock star life“, sagt Marco.

„Ja“, sage ich, „wie bei dir“, und erinnere ihn an seine eigene Band, The Coalfield, bei der er, wie es noch heute auf der Website ihres ehemaligen Plattenlabels heißt, für „singing and screaming“ zuständig war. Ich hole mein Telefon hervor, gebe „The Coalfield“ bei Google ein und lese ihm noch einmal die Kritiken vor. Das Musikmagazin „Visions“ urteilte über das Debütalbum, *„Transmitter“*: „In einer guten halben Stunde macht die norddeutsche Hardcore-Formation mehr Radau, als für Harmonie liebende Menschen gut sein kann. Alles muss raus: der Groll, die Wut und der Druck. Um diesen Eindruck zu bekräftigen, schreit Sänger Marco Hanneken gegen die meist stakkato gespielten Gitarren an, als seien diese schuld an seiner Misere.“ Dabei war es damals eine gute Zeit für Marco. Er hatte sich als DJ etabliert, im Limit seine spätere Frau Heike kennengelernt und an der Berufsschule eine Ausbildung als Erzieher absolviert. Unter der Woche wohnte er in Bremen, am Wochenende in Ostfriesland.

Die Band löste sich nach dem zweiten Album, *„Vamonos Loco“*, auf, Marco zog nach Hamburg, ein alter DJ-Kollege aus dem Limit spielte inzwischen bei der Band Station 17, und sie suchten jemanden, der das Booking übernehmen könnte. Drei Tage nach seiner Hochzeit trat er seine neue Stelle an, „ein Traumjob“, wie er sagt. Aber als Heike schwanger wurde, zog er nach Ostfriesland zurück und fing nach der Elternzeit an, ganz im Limit zu arbeiten – als Veranstaltungskaufmann. Von da an war er nicht nur für die Gestaltung seiner Abende zuständig, sondern für das gesamte Programm, für das Erscheinungsbild der Disco.

Er hat seine Leidenschaft zum Beruf gemacht. Auch wenn es zu einem Künstlerdasein als Musiker nicht gereicht hat, genießt er eine ähnliche Popularität. Seine Kunst besteht jetzt darin, immer zu wissen, was die Leute hören wollen, was sie antreibt, weiter zu tanzen. „Ich möchte nicht, dass es mir irgendwann keinen Spaß mehr macht. Ich möchte auf das Limit zurückblicken und sagen, das war die geilste Zeit meines Lebens, und diese Zeit, das waren 25 Jahre.“

Dass er jetzt geht, hat viele Gründe. Seit dem Ende der Pandemie arbeitet er als Programmleiter im Zollhaus in Leer, einem vierstöckigen Backsteingebäude aus dem 19. Jahrhundert direkt am Bahnhof, er organisiert dort Konzerte, Lesungen, Partys und Performances. Das nimmt viel Zeit in Anspruch, Zeit, die ihm mit seiner Familie fehlt. Anfang des Jahres kam seine Frau mit Herzflimmern ins Krankenhaus. Das ließ ihn nachdenklich werden. Was, wenn mit einem Mal alles vorbei sein könnte? Kurz darauf starben seine Hündin Mila und eine gute Freundin an einer Lungenentzündung. Er selbst litt lange an einem Bandscheibenvorfall. „Das spielt zu ganz kleinen Teilen alles mit rein. Neulich saßen wir bei uns im Garten, meine Frau, mein Sohn und ich, und es war so schön. Und ich dachte: Geil, das hast du ab nächstes Jahr öfter!“

Auf dem Vorplatz, vor der Bierbude, treffen die ersten Gäste ein. Und es dauert nicht lange, da klopft einer von ihnen gegen das Fenster und brüllt durch die Scheibe, dass er anfangen soll. „Ich komme gleich!“, ruft Marco zurück, aber die Meute gibt keine Ruhe.

„Ich glaube, du musst“, sage ich, und als wir uns erheben, schallt ihm ein „Besser ist!“ entgegen. Wir gehen durch ein Spalier von Leuten, die ihn und sich selbst anfeuern und auf den Abend einstimmen, als handele es sich um ein Fußballspiel, eines der letzten Matches einer Ikone: „Marco fängt jetzt an, Marco fängt jetzt an!“

Marco klatscht Männer ab und nimmt Frauen in den Arm.

Eine kommentiert seine Kleidung: „Du hast heute so ein Punkrock-Beatdown-Outfit an!“ Sie meint die Kombination von Glatze, hellen Sneakern, kurzer Hose und schwarzem Hoodie mit „Lieblingsdorfdisco“-Aufdruck. Diese Mischung aus Sportlichkeit und Maskulinität, die aber, weil er dabei immer lächelt, nie ins Unangenehme kippt, nie ins Bedrohliche.

Alte Zeiten heißt: Musik der Neunziger und Nullerjahre. Früher hätten wir gesagt: Oldies. Da sind keine Überraschungen zu erwarten. Das Überraschende ist vielleicht, dass heute überwiegend Leute dazu tanzen, die damals noch gar nicht geboren waren. Die ersten beiden Songs, die Marco auflegt, wirken wie ein Kommentar zu den Schmerzen des Frühjahrs. „Instant Street“ von dEUS: „Pains playing yo-yo in my body as we speak.“ Und „The Only One I Know“ von den Charlatans: „Everyone has been burned before. Everybody knows the pain.“ Aber schon beim dritten Lied, „The Distance“ von Cake – auf der Tanzfläche dreht ein einsamer Tänzer seine Runden –, passen Inhalt und Form auf positive Weise perfekt zusammen: „The arena is empty except for one man/ Still driving and striving as fast as he can.“

Kaum stehe ich am Tresen und bestelle ein Bier, kommen Jan und Anna herein, die ich, weil ich mit der Jugend nicht allein sein wollte, zur „Alte Zeiten“-Party eingeladen habe. Ich kenne sie erst seit ein paar Jahren, sie sind Anfang vierzig, jünger als ich. Anna ist Lehrerin, unterrichtet Biologie und Erdkunde am Gymnasium, Jan ist gelernter Banker, sitzt seit zwei Jahren für die SPD im Stadtrat von Papenburg.

Ich gebe der Kellnerin ein Zeichen und erweitere meine Bestellung um zwei Flaschen. Fast bin ich versucht, ein Tablett Charly zu bestellen – Cola mit Weinbrand oder Weinbrand mit Cola, je nach gewünsch-

Früher gab es mehr spiddelige Langhaarige, heute tragen die Typen ihre Haare kurz, und ihr Körperbau lässt darauf schließen, dass sie Krafttraining betreiben

MAGISCHER ORT
DAS DJ-PULT IM LIMIT

ter Intensität und Wirkung – oder einen Limit-Shaker, einen Halbliterkrug voll mit Baileys, Rum, Batida und Bananensaft, das Durcheinander, mit dem wir uns beim letzten Mal, irgendwann vor der Pandemie, an diesem Ort abgeschossen haben. Aber es ist noch früh am Abend und ich habe mir vorgenommen, klar im Kopf zu bleiben, um alles, was um mich herum geschieht, mitzubekommen. Nachdem wir angestoßen haben, sagt Anna, dass sie ihre Tochter gefragt habe, ob sie nicht mitkommen wolle.

Ich wusste nicht, dass ihre Kinder schon so alt sind, lasse mir aber nichts anmerken und sage, um meine Sprachkompetenz unter Beweis zu stellen: „Das ist ihr bestimmt zu cringe."

Anna schüttelt den Kopf. „Nee, die ist nicht so drauf. Die steht nicht auf Ausgehen und Alkohol. Die liest lieber."

„Mein Gott! Was habt ihr bloß falsch gemacht?"

„Das war doch bei dir sicher auch nicht anders!", schaltet sich Jan ins Gespräch ein. Er muss jedes Wort schreien, damit ich ihn verstehen kann, Marco hat bei „Tourette's" von Nirvana die Lautstärke aufgedreht.

„Doch!", brülle ich zurück, „ich habe versucht, Literatur und Leben zu verbinden", und stürze mich mit der Flasche in der Hand ins Getümmel. Was folgt, ist ein wilder Mix aus Grunge, Punkrock, Big Beat, HipHop, Pop und Rap-Metal. Bei „Killing In The Name", einem Song, der zum Soundtrack des Limit zählt, weil die Single damals kurz vor der Eröffnung der Disco herauskam, geht es heute verhältnismäßig gesittet zu. Normalerweise stürmen träge Hünen aus den dunkelsten Ecken herbei, um nach dem wütend hervorgestoßenen „Uh!" die weniger gut Gebauten von der Tanzfläche zu schubsen. In der Mitte springen sich zwar ein paar Männer an, aber die meisten bleiben für sich, kreuzen ihre Arme über ihren Köpfen, wippen auf und ab und vor und zurück. Es ist erst halb eins, zu früh, um auszurasten. Früher, das fällt mir auf, gab es mehr spiddelige Langhaarige und mehr Flanellhemden, selbst im Hochsommer, die Typen heute tragen ihre Haare kurz, sind dem Wetter entsprechend angezogen, und ihr Körperbau lässt darauf schließen, dass sie Krafttraining betreiben.

Als Marco „Schrei nach Liebe" von den Ärzten spielt und beim Refrain zum Mikro greift, drehen sich alle zu ihm hin und singen lauthals mit. Ein paarmal geht das hin und her wie bei einem Konzert, und es ist nicht auszumachen, wer mehr gibt, das Publikum oder der DJ. Marco hat inzwischen seinen Hoodie aus- und eine Baseballkappe angezogen, sein Kampf-Outfit, hüpft hinter den CD-Playern herum, wirft die Hände in die Luft, sieht aus, als würde er sich am liebsten übers Pult schwingen und ein Bad in der Menge nehmen.

In einer Tanzpause, als wir uns an der Theke Nachschub holen, erzählt Jan, dass er mit Marco zur Schule gegangen sei, aufs Staatliche Gymnasium Papenburg, ein Jahr nur, Marco war sitzen geblieben und wechselte später, um nicht ein weiteres Mal sitzen zu bleiben, auf die Realschule, aber in diesem einen Jahr zeigte er bereits alles, was ihn als Erwachsener auszeichnen sollte: „Diese Begeisterung, dieses Lachen, dieses absolut Positive. Damals hatte der schon so einen breit aufgestellten Musikgeschmack, ich fand das bewundernswert und befremdlich. Er war da schon in der Szene unterwegs, ich bin aber nicht mit, ich wäre da nie reingekommen. Ich sah so alt aus, wie wir waren. Ich war immer der Kleine, der nie dabei war, aber er hat hinterher davon erzählt, und das klang immer schon größer und besser als bei den anderen." Er trinkt einen Schluck Bier, und als er die Flasche abgesetzt hat, sagt er: „Und dann dieser Typ mit der Axt, da habe ich gedacht, das Limit ist nichts für mich."

„Welcher Typ mit der Axt?"

„Der seine Frau geköpft hat. Aus Leer." Ich erinnere mich an den Fall. Das Ganze spielte sich im Frühjahr 2008 ab, da war Leer überregional in den Schlagzeilen. Der Typ, kaum jünger als ich, hatte seine Freundin in seiner Wohnung enthauptet, allerdings nicht mit einer Axt, sondern mit einer Machete. Hinterher hatte er das Haus in Brand gesteckt. Es gab eine Explosion, aber da war er schon auf der Flucht und mit dem Kopf seiner Frau im Wagen vor einen Lkw gefahren. Ein Waffennarr. Und ein Heavy-Metal-Freak.

„Und der war im Limit?"

Jan nickt.

„Stimmt", sage ich, ernsthaft überrascht über mich selbst, „der Gründer vom Limit hat mal erzählt, der lief hier auf dem Parkplatz mit einem Morgenstern rum. Mitte der Neunziger muss das gewesen sein. Das hatte ich völlig verdrängt." Und als ich das sage, muss ich an meinen Vater denken, an all seine Mahnungen und Warnungen und daran, dass die womöglich doch nicht ganz unberechtigt sind.

Gegen zwei, die Nacht ist auf dem Höhepunkt und die Tanzfläche so voll, dass man sich kaum bewegen kann, gehen wir nach draußen, um frische Luft zu schnappen. Früher, das fällt mir in dem Moment ein, durfte man im Limit noch rauchen. Heute ist es mir unerklärlich, wie ich das als Nichtraucher durchgestanden habe: der Qualm so dicht, dass man nicht bis zum anderen Ende des Raumes schauen konnte, und der nächste Tag eine Tortur aus Kopf-, Magen- und Lungenschmerzen.

Kaum stehen wir hinter der Bierbude zusammen, spricht uns ein junger Mann an, kurze wuschelige Locken, Brille, Kinnbart und ganz in Hellblau gekleidet. „Wer seid ihr?"

Wir nennen ihm unsere Namen, und er nennt uns seinen: Pascal. „Ich soll euch ansprechen", sagt er, und ich frage ihn, warum und für wen, und er deutet hinter sich auf eine junge Frau mit langen lockigen Haaren und einem hellblauen Kleid. Sie steht mit einigen anderen zusammen. „Die da. Die haben mich zu euch geschubst. Meine Freundin."

„Ja klar", sagen wir, „alles klar", woraufhin er wissen will, wo wir herkommen, obwohl wir ihm keinen Anlass dafür gegeben haben, uns danach zu fragen.

„Aus Ihrhove", sage ich, und Anna und Jan sagen: „Aus Papenburg."

Er selbst stammt, wie sich herausstellt, aus Langholt. „Da kennt mich jeder. Und ich kenne jeden."

Ich nenne ihm ein paar Namen. Aber er schüttelt jedes Mal den Kopf. Irgendwann sagt er: „Ich glaube, einer von uns ist ganz schön betrunken.“ Das hindert ihn jedoch nicht, zur Bierbude zu gehen und eine Runde Wodka Red Bull zu bestellen. Nach einer Weile gesellt sich die Frau im hellblauen Kleid zu uns, sie ist tatsächlich seine Freundin, heißt Maren, bestreitet aber, dass sie ihn beauftragt habe, uns anzusprechen. „Das macht er ganz von allein, da kennt er nichts. Dafür muss er nicht mal betrunken sein.“

Jan und Anna erklären, dass sie jetzt gehen müssen, die Kinder warten. Nachdem sie sich verabschiedet haben, stehen Maren und Pascal und ich noch eine Weile beisammen. Pascal berichtet von seiner Ausbildung im Bundeswehrdepot in Weener, und Maren erzählt, dass ihre Eltern sich hier kennengelernt haben, nicht im Limit, im Vorgänger, dem Rainbow, das von 1988 bis 1991 existierte. Der Schweif über dem Eingang ist das Einzige, was noch daran erinnert – das Rainbow warb einst damit, „ein neuer Stern am Diskothekenhimmel“ zu sein.

Während ich ein kurzes Referat über die Historie des Hauses halte, bemerke ich ein Vibrieren in meiner Hose und ziehe mein Telefon hervor. Mein Vater. Noch bevor er etwas sagen kann, sage ich: „Papa, ich stehe vorm Limit, es geht mir gut.“

„Jan, es ist drei Uhr. Ich bin gerade aufgewacht und du bist immer noch nicht da. Du musst doch nach Hause kommen!“

„Papa, ich unterhalte mich hier gerade. Leg dich wieder hin. Wenn du das nächste Mal aufwachst, bin ich wieder da.“

„Ja, ist gut.“

Ich drücke ihn weg und entschuldige mich bei Maren und Pascal. „Mein Vater. Er macht sich Sorgen. Mein Gott, ich bin fast fünfzig und der telefoniert mir immer noch nach!“

„Sei froh, dass du einen Vater hast, der sich Sorgen um dich macht“, sagt Pascal. „Das ist keine Selbstverständlichkeit.“

Ich pflichte ihm bei, und unser Gespräch bekommt eine Ernsthaftigkeit, die mir nicht guttut, weil es mir bewusst macht, dass mein Vater womöglich nicht mehr lange zu leben hat. Ich verweise auf die Kälte der Nacht und schlage vor, wieder reinzugehen, aber Pascal und Maren wollen sich lieber auf den Heimweg machen, ihnen steht noch ein fünf Kilometer langer Fußmarsch bevor.

Drinnen schallt „Psychosocial“ von Slipknot aus den Boxen. Marco hat sich eine Horrorclown-Maske übergezogen und peitscht von oben die Menge an. Bei „Jump Around“ und „Insane In The Brain“ trägt er wieder seine Basecap, ist aber genauso energetisch unterwegs wie vorher. Erst bei „You’ve Got The Love“ von Florence + The Machine beruhigen sich alle ein wenig, und ich nutze den Moment, um Marco zu fragen, ob es jemanden gibt, der oder die zu allen seinen Abschlussabenden kommt, Marco-Ultras. Er zeigt auf zwei Frauen auf der Tanzfläche, eine Blonde und eine Dunkelhaarige mit Strähnen, eine mit Pony und Piercings, eine mit Brille. „Stella und Saskia. Die sind jedes Mal hier, die reisen selbst dann noch extra an, wenn sie vorher irgendwo beim Konzert waren.“

Als ich sie anspreche, sagen sie, dass sie gerade vom Kleinstadtfestival aus Meppen kommen, sie seien nur kurz zu Hause gewesen, um sich umzuziehen. „Wir wollen jeden Abend, den wir mit Marco noch haben können, genießen“, sagt Stella, und Saskia sagt: „Marco ist einfach einzigartig, wenn der da oben mit seinen Requisiten hantiert und mitsingt. Er hat für alles ein Auge und versucht immer, die Stimmung einzufangen und darauf zu reagieren.“

Wie sich herausstellt, sind beide achtundzwanzig und arbeiten als Erzieherinnen in einer Kindertagesstätte in Langholt. Am Wochenende lassen sie es krachen. Gerade sind sie auf Festivaltour, Deichbrand, Hütte Rockt, Wutzrock. Im Herbst wollen sie zum Engst-Konzert nach Düsseldorf und hinterher noch ins Limit, 250 Kilometer hin und zurück.

STELLA KAM SCHON mit fünfzehn das erste Mal her, damals noch mit einer von ihrer Mutter unterschriebenen Einverständniserklärung, dem sogenannten Mutti-Zettel, da braucht man einen volljährigen Bürgen, um überhaupt reinzukommen. Und seitdem sei sie ein „Indie-Girl“. Saskia dagegen habe mit Discos überhaupt nichts anfangen können, „ich habe mich woanders nie wohlgefühlt“, aber Stella habe ihr dermaßen vom Limit vorgeschwärmt, dass sie irgendwann mitgekommen sei – zu einer Bad Taste Party, und da hätten sie gleich die ganze Nacht durchgetanzt. „Da war die Liebe da.“

„Warum hast du dich woanders nicht wohlgefühlt?“, frage ich.

„Wegen der Musik und der Leute. Und dann ist es da immer so unübersichtlich voll. Unangenehm.“

„Und hier? Seid ihr hier schon mal dumm angemacht worden?“

„Nein, nie“, sagt Saskia, aber Stella erinnert sie an ein Erlebnis, das auch charakteristisch für Marco ist. „Da war so ein Typ, der hat uns die ganze Zeit angequatscht, der wollte mit uns eine Polonaise machen, und Marco hatte das im Blick, drehte die Lautstärke runter und rief: ‚Lass die Mädels in Ruhe, die wollen nur tanzen!‘“

„Ja“, sagt Saskia, „der sorgt dafür, dass das hier ein Safe Space ist. Wenn da Menschen rauchen, wenn da jemand sein T-Shirt auszieht oder rumpöbelt, dann macht er eine Ansage.“

Weil jetzt alle, die ich kenne, weg sind, beschließe ich zu tanzen. Ich tanze zu The Knife, Jeans Team und Mediengruppe Telekommander. Bei „Fuck The Pain Away“ von Peaches brüllt Marco den Refrain so laut ins Mikro, dass es wie eine Selbstbeschwörungsformel wirkt, wie eine zeremonielle heidnische Reinigungsprozedur, um die bösen Geister zu vertreiben, die ihn im Frühjahr heimgesucht haben – und um eine Trance-Vision zu erleben, den großen Knall, die Offenbarung des Heiligen Liedes, die Rückkehr des Paradieses, eine Verschmelzung von Diesseits und Jenseits.

Marco Hanneken ist der beste Beweis dafür, dass Auflegen eine eigene Kunstform ist, dass es sehr wohl einen Unterschied macht, wer hinter den Plattentellern oder den CD-Playern steht, und dass ein Lied, das man schon tausendmal gehört hat, anders klingt, wenn jemand es abspielt, der es noch mehr mag als man selbst und der einen mit seiner Begeisterung und Freude darüber, es genau jetzt zum tausendundersten Mal zu hören, ansteckt. Er ist ein Animateur und Inspirator, ein Schamane und Spiritus Rector, der alle, die in seinen Einflussbereich geraten, in den Bann zieht. Wer ihn erlebt und nicht zumindest ein Zucken in den Gelenken spürt, hat keine Seele.

Um halb fünf unterbricht Marco das Programm, sagt, wie schön die Zeit im Limit gewesen sei und dass er niemanden vergessen werde. „Und ich hoffe, ihr werdet mich auch nicht vergessen!“ Und dann spielt er den Simple-Minds-Klassiker „Don’t You (Forget About Me)“, aber in der Gloom-Metal-Version von Life Of Agony. Alle tanzen, alle singen mit, und beim Refrain wenden sie sich ihm zu und rufen wie aus einem Mund: „We won’t forget about you“, und Marco stehen Tränen in den Augen.

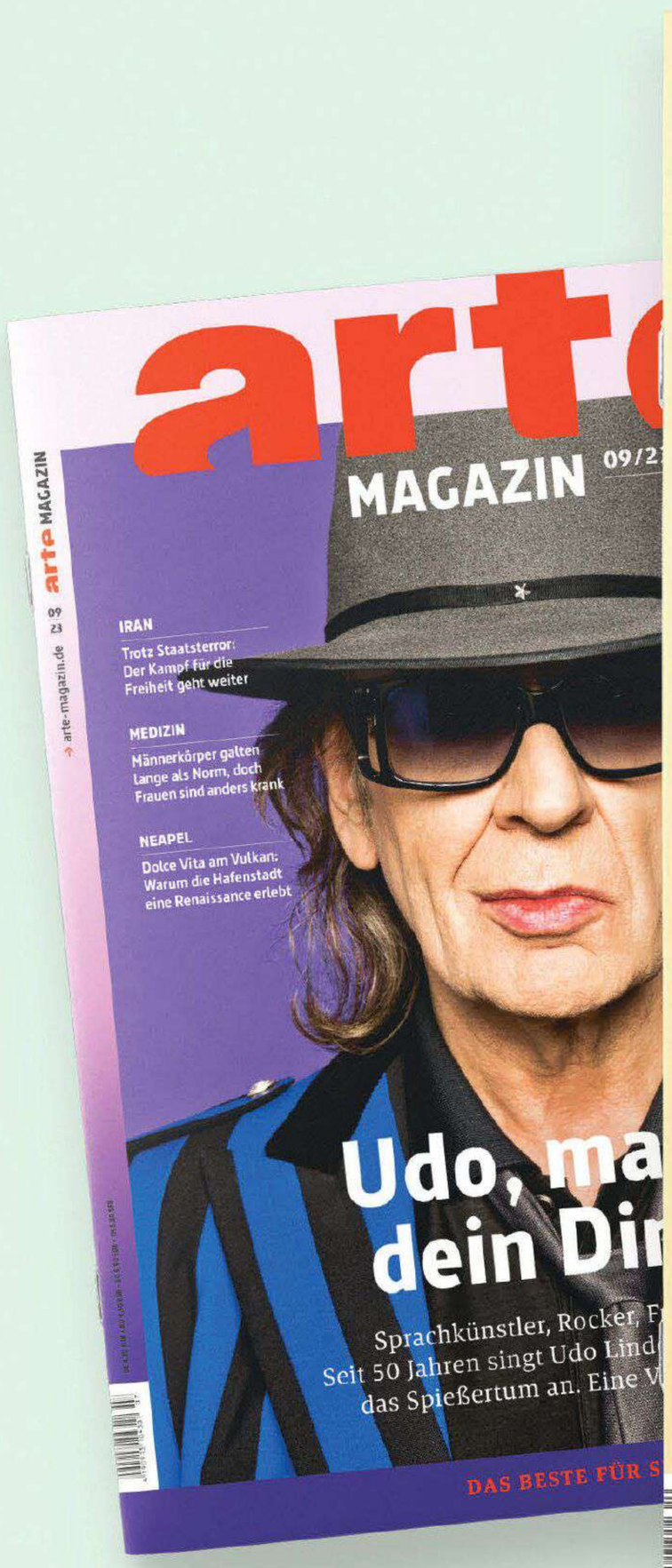
Es ist kurz nach fünf, Nirvanas Interpretation von Lead Bellys Bluesnummer „Where Did You Sleep Last Night“ erfüllt den Raum, über uns gehen die Lichter an. Als ich nach draußen trete, ist es fast hell, und ich merke, wie glücklich ich bin. Ich habe durchgemacht, durchgetanzt, durchgefeiert. Ich habe eine Nacht im Limit verbracht, von Dämmerung zu Dämmerung. Ich komme mir vor wie ein Held, der gegen die Zeit gewonnen hat, wie früher. Als hätte ich mein Leben für sieben, acht Stunden um Jahre zurückgedreht. Und auch wenn es jetzt wieder auf die Gegenwart zurückschwenkt – diese Nacht kann mir niemand nehmen. ®

ROLLING STONE goes Dorfdisco
Sind auch Sie in der Provinz aufgewachsen? War auch für Sie die Diskothek die Verbindung zu einer anderen Welt? Was für Musik wurde da gespielt? Was für Publikum fand sich dort ein? Haben Sie noch Fotos aus der Zeit? Waren Sie vielleicht sogar selbst mal DJ? Schreiben Sie uns an: *wohnzimmer@rollingstone.de*

Er ist ein Animateur und Inspirator, ein Schamane und Spiritus Rector, der alle, die in seinen Einflussbereich geraten, in den Bann zieht

Wir machen Lust auf ARTE

Mit uns finden Sie Ihre persönlichen ARTE-Highlights



2 Ausgaben **GRATIS** testen

JETZT SICHERN:

arte-magazin.de/gratis **040 – 3007 4000**

VON STELLA SOMMER

ZUM 80. GEBURTSTAG VON JONI MITCHELL: EINE ANNÄHERUNG IN OFFENER STIMMUNG VON DER SONGWRITERIN UND SÄNGERIN STELLA SOMMER

Die Schönheit des Abgrunds

JONI MITCHELL WIRD ALSO 80. ALS ICH GEFRAGT wurde, ob ich zu diesem Anlass eine persönliche Würdigung schreiben möchte, musste ich kurz überlegen. Mein Verhältnis zu Joni Mitchell ist nämlich, passend zu ihrer Musik, ein etwas komplexeres. Ich bin eine große Bewunderin von Joni Mitchell. Ich bin jedoch kein Superfan. Warum das so ist, weiß ich eigentlich selbst nicht so genau. Es ist nicht so, als hätte ich über die Jahre nicht immer wieder versucht, mich ihr anzunähern, und viel über sie gelesen und ihre Musik gehört. Dennoch waren für mich als Songwriterin bisher andere Künstler:innen immer ein Stück prägender und haben mich mehr abgeholt. Ich weiß, dass das manchmal einfach daran liegt, dass man die richtigen Leute zur richtigen Zeit für sich entdecken muss.

Und da wären wir beim Stichwort: Zeit. Als die Anfrage vom ROLLING STONE kam, etwas über Joni Mitchell zu schreiben, hatte ich eine Woche sehr viel Zeit, weil ich sehr viel Bahn fahren musste. Ich dachte also, es wäre eine schöne Gelegenheit, mich in dieser Woche noch mal intensiver mit Joni Mitchell auseinanderzusetzen, während ich mit der Bahn durch Deutschland fahre.

So weit die Theorie. In der Praxis stellt sich mein Unterfangen natürlich um einiges komplizierter und weniger idyllisch dar als von mir erhofft. Entweder das WLAN funktioniert nicht oder ich finde mich aufgrund diverser Zugausfälle und Verspätungen in komplett überfüllten Zügen auf dem Boden sitzend im Gang bei den Toiletten wieder. Man könnte sich kein unglamouröseres Setting vorstellen, um sich mit Joni Mitchells Werk zu befassen. Aber nun gut. Zu bequem durfte es natürlich auch nicht sein. „I'm always running behind the time", heißt es in einem Mitchell-Song. „Just like this train/ Shaking into town/ With the brakes complaining." Passt also alles irgendwie.

Hier ist, was ich weiß, sozusagen mein Ausgangspunkt: Joni Mitchell ist eine der größten, wenn nicht sogar die größte Songwriterin und Gi-

BUSY BEING FREE
Joni Mitchell, 1968

FOTO: GETTY IMAGES

Man hat das Gefühl, Joni Mitchell ist ihr eigener Ozean und nicht bloß ein kleiner Fisch. Sie ist ihr eigenes Genre

LADY OF THE CANYON

Porträt der Künstlerin als junge Frau und 2020 bei einem ihrer wenigen öffentlichen Auftritte

tarristin unserer Zeit. Das ist unbestritten. Fakt. Sie ist auch eine große Sängerin. Da es jedoch auch heute noch sehr oft passiert, dass Songwriterinnen in erster Linie auf ihre Stimme reduziert werden, möchte ich ihre Stimme hier gar nicht weiter thematisieren.

Dass sie eine der größten Songwriterinnen ist, kann ich jedoch belegen: Selbst wenn man, so wie ich, eher nordisch unterkühlt unterwegs ist und in der richtigen Stimmung sein muss, um die Emotionalität mancher Mitchell-Originale auszuhalten, sprechen die unzähligen Coverversionen ihrer Lieder eine andere Sprache. Ihre Lieder sind universell einsetzbar und funktionieren auf so unterschiedliche Art und Weise, dass es verblüffend ist. Würde man mich drei Tage in einen fensterlosen Raum einsperren und mir ausschließlich Buffy Sainte-Maries Version von „The Circle Game" vorspielen, würde ich mich keine Sekunde langweilen und mich bestens unterhalten fühlen. Was für eine Version, was für ein Lied!

Außerdem weiß ich, dass Joni Mitchell, wie jede große Künstlerin, verschiedene Phasen durchlaufen hat und eigentlich jede:r eine andere Joni Mitchell meint, wenn er oder sie von ihr redet. Meine Joni Mitchell ist die der ersten vier Alben. Man könnte sagen, ihrer folkigen Platten, wobei das mit den Genres bei Joni Mitchell so eine Sache ist.

Songwriter bewegen sich wie Fische im Ozean, die einander erkennen, wenn sie verwandt sind, weil man die Handschrift der gemeinsamen Vorbilder bzw. Einflüsse aneinander erkennt. Die meisten Folk-Songwriter orientieren sich an anderen Folk-Songwritern, oft wird noch in den angrenzenden Genres Country und Blues gewildert.

Joni Mitchell hat zwar auf ihren ersten Alben auch im weitesten Sinne „Folkmusik" gemacht, ihre größten und prägendsten Einflüsse als Songwriterin kamen aber laut eigener Aussage aus dem Jazz. Das kann man bereits auf den frühen Alben an den komplexen Harmonien und Melodien erkennen, die sich teilweise sehr Folk-untypisch verhalten.

Joni Mitchell schwimmt also schon mal nicht in einem Schwarm, sondern allein. Und wenn man guckt, was Joni Mitchell sonst noch so macht, hat man eher das Gefühl, sie ist ihr eigener Ozean und nicht bloß ein kleiner Fisch darin. Sie ist ihr eigenes Genre.

Denn tatsächlich verhalte es sich so, dass sie eigentlich „eine Malerin" sei, die „die Prinzipien der Malerei aufs Songwriting angewendet" habe, so Mitchell. Und damit bin ich mir gar nicht mehr sicher, ob man die Maßstäbe, die für andere Songwriter gelten, überhaupt auf sie anwenden kann. Joni Mitchell arbeitete über die Jahre hinweg parallel zur Musik auch immer weiter als Malerin, aber ihre Bilder verkaufte sie nur in ganz seltenen Ausnahmefällen. Gezeigt werden die Werke auch fast nie, stattdessen hängen sie in ihren Häusern. Berühmt ist ihr Satz „I sing my sorrow and I paint my joy". Wieso sollte man Freude auch verkaufen; wer weiß, ob man sie zurückkriegt.

Da ich die ersten Alben von ihr am besten kenne, widme ich mich zunächst den dreien, die sämtliche ausgecheckten Musikerfreund:innen von mir lieben und von denen sie schwören, es seien „die besten Alben, die jemals gemacht wurden". Nämlich *„Court And Spark"* (1974), *„The Hissing Of Summer Lawns"* (1975) und *„Hejira"* (1976). Ich habe mich vor diesen Alben immer gedrückt, weil ich ignoranterweise heimlich immer befürchte, dass Musik sofort in „Gemucke" ausartet, sobald man die Tür zum Jazz öffnet. Spoiler: Das ist hier in einem vertretbaren Maße geschehen, es sind gute Alben und man kann sie sich anhören. Am faszinierendsten finde ich aber, dass es bei allen drei Alben geglückt ist, die Songs zu schützen. Man merkt sofort, dass es eben Songs sind, die von einer Songwriterin geschrieben und nicht aus Jams mit Jazzmusikern entstanden sind. So was hört man Liedern nämlich an. Die Songs von Joni Mitchell stehen unangetastet für sich. Egal wer auf welchen Alben welches Instrument spielt.

Außerdem fällt natürlich auch bei diesen Alben Joni Mitchells Gitarrenspiel auf. Sie ist nicht einfach nur gut. Sie ist sehr gut. Und originell. In ihrem Wikipedia-Artikel findet sich die Info, dass der US-ROLLING-STONE sie auf den 72. Rang der „besten Gitarristen aller Zeiten" gewählt hat. In dieser Liste ist sie die höchstplatzierte Frau, was, nun ja, leider nicht überraschend, aber trotzdem fragwürdig ist. Man kann von diesen Listen halten, was man will, Joni Mitchell spielt vielleicht

FOTOS: GETTY IMAGES (2)

auch keine Gitarrensoli wie Jimi Hendrix und drängt sich natürlich sonst auch viel weniger in den Vordergrund mit ihrem Spiel als vermutlich die meisten in dieser Liste vertretenen Männer, weil sie die Gitarre eben als Begleitinstrument und nicht als Solo-Instrument einsetzt. Aber das, was sie da technisch und harmonisch quasi im Vorbeigehen abliefert, ist so komplex und einzigartig, dass sie meiner Meinung nach mindestens in die Top Ten dieser Liste gehört.

Und dann sind da natürlich noch die verschiedenen Gitarrenstimmungen. Auch ich habe früh mit den sogenannten Open Tunings bzw. Alternate Tunings angefangen. Bei Open Tunings stimmt man die Gitarre idealerweise so, dass man, wenn man keinen Finger auf die Saiten legt und alle Saiten anschlägt, einen Akkord hat (z. B. D-Dur). Dadurch kann man sich selbst freier begleiten. Es hilft vor allem beim Songwriting, wenn man sich selbst überlisten will. Hat man schon fünfzehn Songs mit der immer gleichen Akkordfolge geschrieben, wird es irgendwann schwierig für das Gehirn, sich neue Melodien auszudenken, wenn die Hände immer das Gleiche greifen. Nicht weniger als 57 verschiedene Gitarrenstimmungen hat Joni Mitchell angeblich im Laufe ihrer Karriere benutzt. Ursprünglich war es allerdings nur eine Notlösung: Aufgrund einer Polio-Erkrankung als Kind verlor sie Kraft in der linken Hand und musste sich etwas überlegen, um trotzdem Gitarre spielen zu können.

Durch Open Tunings kann man auf erstaunliche Ideen kommen, und wenn man einmal damit angefangen hat, hört man damit meistens nicht so schnell freiwillig wieder auf. Das Ganze hat jedoch auch seine Tücken. Zum einen muss man sehr organisiert sein, wenn man verschiedene Stimmungen benutzt. Es gibt eine nicht geringe Anzahl von Liedern aus dem Die-Heiterkeit-Frühwerk, bei denen ich wirklich keinen blassen Schimmer mehr habe, wie man sie spielt, weil ich die verwendete Gitarrenstimmung auf irgendeinen Collegeblock gekritzelt habe und dieser Schlüssel zum Song nicht mehr auffindbar ist. Zum anderen hat man live ein großes Problem, wenn man nach jedem Song seine Gitarre komplett umstimmen muss, weil die Sache mit den verschiedenen Stimmungen ausgeartet ist (was sie fast immer tut).

Wenn man in einer Band wie Die Heiterkeit spielt, gewöhnt man es sich schnell ab, zu viele Songs mit verschiedenen Stimmungen live zu spielen. Wenn man eine große Band ist, hat man einen Gitarrentechniker dabei, der die verschiedenen Gitarren stimmt und sie einem dann anreicht, damit keine Pause entsteht. Und wenn man Joni Mitchell ist, die unangefochtene Königin der Open und Alternate Tunings, dann baut jemand dir eine Gitarre, die in Standardstimmung bleiben kann, aber an ein System angeschlossen ist, das die verschiedenen Stimmungen abgespeichert hat und das Signal der normal gestimmten Gitarre je nach Bedarf in die verschiedenen Tunings umwandeln kann, ohne dass man die Gitarre nach jedem Lied umstimmen muss. Genial.

Dann sind da natürlich auch noch Joni Mitchells Texte. Auffällig, gerade in der heutigen Zeit, ist die Abwesenheit von Zynismus. Selbst in ihren jungen Jahren scheint eine alte Weisheit in ihr zu stecken, die ihresgleichen sucht. Sie ist weit davon entfernt, moralisch zu werden oder Vorwürfe zu machen. Selbst ihre Break-up-Songs sind voller Zärtlichkeit, Größe, Würde und, ja, Poesie. Unvergessen die Notiz, mit der sie sich angeblich von Graham Nash trennte: „If you hold sand too tightly in your hand, it will run through your fingers." Woanders wäre das ein Refrain.

Es gibt Songwriter, bei denen man das Gefühl hat, dass man bei jedem Lied in einen vor einem klaffenden, tiefen Abgrund schaut. Bei Joni Mitchell hat man auf den ersten Blick das Gefühl, dass selbst die Abgründe mit Wolken ausgekleidet sind und sich wohlig weich anfühlen. Das sieht aber nur auf den ersten Blick so aus. Durch die Wolken sind die Abgründe noch gefährlicher, weil man nicht sieht, wo man hintritt. Und spätestens wenn man sich diesem Abgrund hingeben will, merkt man, dass Wolken keine Gewichtsträger sind und man einfach durch sie hindurchfällt. Und dass es sich bei dem Abgrund trotz aller Schönheit eben um einen Abgrund handelt.

Auf YouTube kann man ein Interview sehen, das Elton John mit Joni Mitchell in ihrem Wohnzimmer führt. Zum Abschluss sagt er über den Ort des Gesprächs: „Every corner of this room is Joni. Everything is Joni. It's the most special room I've ever been in." Und so verhält es sich mit eigentlich allem im Joniversum. Jedes ihrer Bilder ist Joni. Jedes ihrer Alben ist Joni. Und jedes ihrer Lieder ist Joni. Bis in den letzten Ton, bis in die letzte Ecke. Die pure Essenz. Nicht verwässert. Komplett unverfälscht. Selbst wenn es an anderen Genres kratzt. Und das muss man erst mal schaffen. ®

Unsere Autorin STELLA SOMMER ist Sängerin, Songwriterin und Musikerin. Mit ihrem Projekt Die Heiterkeit hat sie seit 2010 vier Alben mit Songs auf Deutsch veröffentlicht. Auf ihren Soloalben – im vergangenen Jahr erschien das Doppelalbum „Silence Wore A Silver Coat" – singt sie in englischer Sprache.

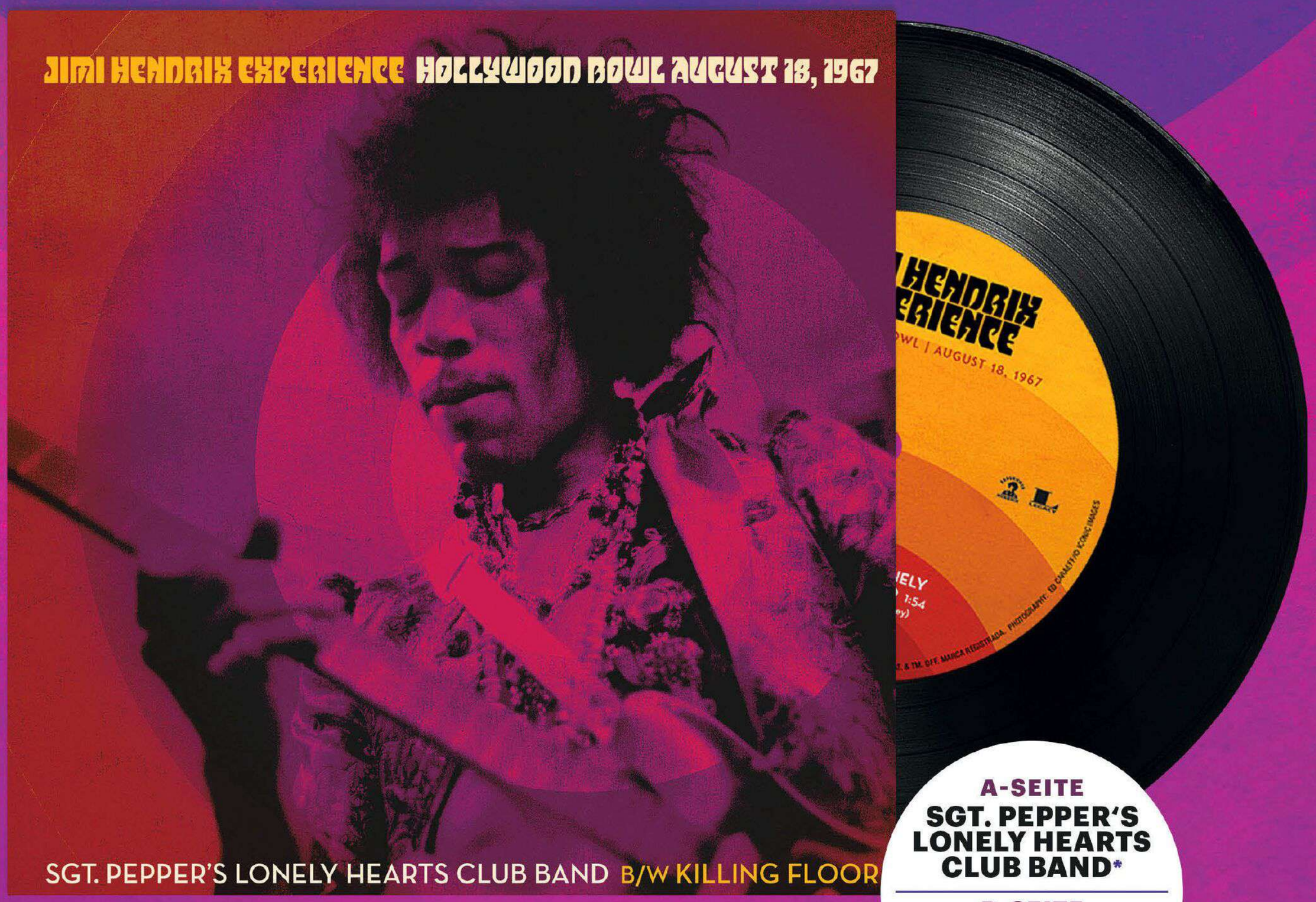
AUSGABE VERPASST?

UND NOCH VIEL MEHR MUSIKGESCHICHTE

JETZT BESTELLEN
ROLLINGSTONE.DE/SHOP

musikexpress
EXCLUSIVE VINYL

ENJOY THE SHOW



EXKLUSIVE SAMMLER-VINYL-SINGLE NUR MIT DEM NÄCHSTEN MUSIKEXPRESS

AB 10.11. IM HANDEL

ODER JETZT VORBESTELLEN:

MUSIKEXPRESS.DE/HENDRIX

Reviews

EINFACH QUEEN SEIN

Krönungsakt: Die zeitlose Country-Ikone mit einer grandiosen Selbstermächtigung

Von JÖRG FEYER

Dolly Parton

Rockstar

UNIVERSAL

★★★½☆

Die bessere Barbie (Backwoods-Version) war Dolly schon 2008 – und auch schon Rock'n'Roll, als sie noch Country sang. Oder andersrum. Über *„Coat Of Many Colors"* schrieb Robert Christgau, so viel „genius of purity" sei im Rock nicht mehr zu haben. So viel (Selbst-)Ironie auch kaum. Blöde Witze über dumme Blonde? Pah! Sie wisse ja, dass sie nicht dumm sei. „I also know I'm not blonde." Die Klatschpressen-Queen? Nun, sie habe „einen gewissen Stolz" entwickelt, als Königin von allem Möglichen. „I just want to be the queen."

Zwangsläufig singt Dolly Parton nun, mit 77, Queen (Sie ahnen was), dazu 29 (!) andere Songs samt Gästeliste 40 plus (Zahl, nicht Alter), so divers wie kaum je wieder. Auch gibt es gleich fünf Cover-Motive. It's all a bit too much und beliebig. Aber man kann dieses 4-LP-/2-CD-Set auch als krönenden Akt einer grandiosen Selbstermächtigung begreifen, die vor gut fünfzig Jahren begann, als sie sich von ihrem Mentor Porter Wagoner löste. Die Kategorie „Rock" sieht Dolly großzügig: „Heart Of Glass" (sehr verzichtbar)? „Every Breath You Take"? „Long As I Can See The Light" (sehr schön mit John Fogerty)? Oder sie führt das, was aus dem Rock'n'Roll wurde, gleich heim nach Tennessee, wo Simon Le Bon ihr (sehr passabel) dabei hilft, ihren Klassiker „My Blue Tears" neu zu lesen.

Es rührt an, wie Parton die Rock-Röhre gibt und dabei dem Country-Twang doch nie ganz entkommt („I Hate Myself For Loving You" mit Joan Jett). „Tried To Rock And Roll Me" beweist, dass ihre Stimme besser gealtert ist als die von Melissa Etheridge. Hinter dieser „Rockstar"-Inkarnation muss die Songwriterin Dolly Parton verschwinden. Die war immer dann am relevantesten, wenn sie das gar nicht sein wollte. Wenn sie nur diesen Flickenmantel ihrer Mutter feierte. Oder diese Jolene anflehte, ihr doch bitte nicht den Mann zu nehmen, nur weil sie's kann. Sie bleibt am relevantesten, wenn sie da weitermacht, wie ausgerechnet mit Rob Halford im Beziehungsratgeber „Bygones".

Mick Jagger musste aus Termingründen für „Satisfaction" absagen, Jimmy Page und Robert Plant nicht nur aus Termingründen für „Stairway To Heaven". Beides ist vermutlich gut so. Selbst Dolly Parton bekommt nicht alle und alles. So tröstlich für uns gemeine Sterbliche.

ILLUSTRATION: SERGIO MEMBRILLAS

F.S.K.
Topsy-Turvy
★★★½☆

Zwischen Frisurfragen und Chic in Zeitlupe

Nicht zu glauben? Es gibt sie immer noch, die Freiwillige Selbstkontrolle aus München. Seit 43 Jahren. In Originalbesetzung! Während anderen Bands in all den Jahren das Personal auch des Schnitters wegen allmählich ausging, haben F.S.K. ihres en passant sogar aufgestockt. Carl Oesterhelt trommelt seit 1990 fest für die Band. Und wie Oesterhelt hier trommelt, auf dem mutmaßlich 17. Album des Quintetts, ist für *„Topsy-Turvy“* durchaus maßgeblich.

Nehmen wir „Claude Lanzmann (und sein Bruder)“, das in die französische Intellektuellenszene einer anderen Zeit zurückführt und doch in der Erinnerung an den Mittachtziger-Dokumentarfilm „Shoah“ ganz in die heutige passt. Über sechs Minuten wird das Stück quasi nur von Oesterhelts Bassdrum-Doppelschlag gehalten. Ähnlich das Instrumental „Home Office“, ein verzwickter Shuffle, den Justin Hoffmann (sonst Regent kühler Synth-Sounds) mit einem Jazz-Exkurs am Klavier bespielt. „Das Parlament der Dinge“ wiederum klingt wie Chic in Zeitlupe, mit leichtem Sprung im Groove. „Mein Sofa hat mit mir ein Problem“, singt Michaela Melián. Später gibt’s sogar noch Handclaps, damit alle schön mitsingen können.

Im Titelstück steht die Welt sieben Minuten lang kopf, wenn die Sau den Metzger ins Schlachthaus bringt, der Affe den Schausteller tanzen lässt und die Frau unterm Pantoffel steht. Wobei „topsy-turvy“ ein alliterierend schöner, aber für den Gang der Dinge möglicherweise doch zu euphemistischer Ausdruck ist. Aber selbst Frisurfragen können ja Futter für ein bisschen Agit-Pop sein. „Nicht verneigen, Stirn zeigen!“, fordern F.S.K., doch nicht ohne zu warnen: „wie ihn einst die Beatles trugen, kann auch das Gesicht verschlucken“. Nur bloß kein Fake-Pony! „Digital Benin“ (wieder dieser Oesterhelt-Groove) ist dann ein wenig albern. Aber vielleicht kann man die Beutekunst-Debatte manchmal nur mit Kokosnüssen ertragen.

Im 44. Bandjahr bleibt die F.S.K. jedenfalls eine Stimme zur Zeit, bei der man erst merkt, wie sehr sie gefehlt hat, wenn sie sich mal wieder zu Wort meldet. *(Buback)* **JÖRG FEYER**

KICKS

FAVORITEN AUF 33 – VON WOLFGANG DOEBELING

Molly Tuttle & Golden Highway *City Of Gold* ★★★½☆

Mit „White Rabbit“ hatten Molly Tuttle und ihre virtuose Bluegrass-Crew Lewis Carrolls „Alice In Wonderland“ geerdet, indem sie Jefferson Airplanes psychedelisch aufgeladenes Original entkernten und um Soli auf Mandoline, Fiddle und Banjo auf mehr als fünf Minuten streckten. Dadurch verlor das einst von Grace Slick zielsicher unter die Haut gejagte, finale Postulat „Feed your head!“ zwar ein wenig von seiner Dringlichkeit, nicht indes an Überzeugungskraft: „When logic and proportion have fallen sloppy dead“, zu far-out Fingerpicking. Und fortgesetzt mit „Alice In The Bluegrass“, einem Song auf *„City Of Gold“*, Tuttles aktueller LP, der Carrolls surrealistischen Trip ins ländliche Kentucky verlagert, ins „backwoods wonderland“, wie die Sängerin weiß. Anderswo geht es eher sorgenvoll zu, Ehen kommen zu ihrem natürlichen Ende, der Gold Rush im alten Kalifornien wird besungen, in „Down Home Dispensary“ wird die Legalisierung von Rauschmitteln gefordert. Molly Tuttles Gitarre glänzt einmal mehr, Produzent Jerry Douglas, vor fünfzig Jahren ein Pionier des Newgrass, bannt ihre Band live im Studio, schön homogen, hernach wurde freilich für saubere Abmischung jener trennscharfen Art gesorgt, die bei modernen Bluegrass-Klangbildern längst zum guten Ton gehört, auf Kosten von Druck und Drive. Die pissgelbe Vinyl-Variante war schnell vergriffen, was daran liegen könnte, dass man sie als „Limited Edition Beer Colored LP“ feilgeboten hat. *(Nonesuch)*

Two Runner *Modern Cowboy* ★★★½☆

Two Runner sind ein Duo, bestehend aus der Songschreiberin Paige Anderson und der Fiddle-Spielerin Emilie Rose, beide aus Nordkalifornien, beide eingeschworen auf jene mal perfekt passenden, dann wieder leicht angeschrägten, etwas zerrissenen Vocal Harmonies, die selten Langeweile aufkommen lassen. Unter Modern Folk subsumieren sie ihre Musik, deren Wurzeln sowohl in den Appalachen und der Sierra Nevada liegen als auch in der keltischen Tradition Irlands. Die Sounds sind sich also ihrer Roots bewusst, indes sich die Songs eher gegenwärtiger Themen annehmen, wie junger Frauen auf alten Motorrädern, oder ganz ohne Worte auskommen, wie das trunken gefiedelte „Shakin’ Down The Acorns“. *(Two Runner)*

Dorthia Cottrell *Death Folk Country* ★★★½☆

Der Albumtitel umschreibe das Wesen ihrer Musik, sagt die Künstlerin aus Richmond/Virginia. Man könnte ihr Subgenre auch Acoustic Goth Drone nennen. Das zombieske Selbstbildnis auf dem LP-Cover spricht auch Bände, ebenso wie die Titel der Songs, beginnend mit „Death Is The Punishment For Love“ und final mündend in „Death Is The Reward For Love“. You get the picture. Dorthia ist keine Frohnatur, ihre Doom-and-Gloom-Texte weisen sie als dunkelsüchtige, im Jenseits lustwandelnde Dichterin aus, gesegnet mit einer kühl-unnahbaren Altstimme, bestens geeignet zur Verkündigung unheiliger Botschaften. Und die sind begehrt: Eine Splatter-Ausgabe, Auflage: 423, war sofort weg. Witchy. *(Relapse)*

Shabazz Palaces
Robed In Rareness
★★★½☆

Afrofuturistischer HipHop aus Seattle

Ein bisschen psychedelisch und ziemlich far-out waren Shabazz Palaces ja schon immer. Nun geht es mit einer Reihe von Minialben – *„Robed In Rareness“* macht den Anfang – noch etwas tiefer hinein in Klangwelten, die auch ohne Licht glitzern und funkeln. Die Beats sind durchgängig langsam, ein stolperndes Pochen und gelegentliches Torkeln, die perfekte Musik, um dazu Drogen zu nehmen, die früher als „bewusstseinserweiternd“ galten.

Nach dem Ausstieg des Multiinstrumentalisten Tendai Maraire besteht Shabazz Palaces nun nur noch aus Ishmael Butler. Als Butterfly war der Mann aus Seattle einst Kopf der Digable Planets, die 1994 für ihre Single „Rebirth Of Slick (Cool Like Dat)“ einen Grammy nach Hause tragen konnten. Der von Butler produzierte Jazz-Rap hatte schon damals einen größeren Tiefgang als die jazzy Vibes von Mitbewerbern wie der Talkin’-Loud-Clique. Mit Shabazz Palaces hat Butler im Verlauf von sechs Alben ein Universum erschaffen, das an die schillernde Esoterik und den Zukunftsoptimismus des Afrofuturismus anknüpft. „There’s a respectful eye on the past, an embrace of an ever-evolving present, and its feet are firmly planted in the future“, sagt er über *„Robed In Rareness“*.

Der Auftakt, „Binoculars“, kreiselt um einen hypnotischen Loop, der rhythmisch immer wieder neu variiert wird; ein rückwärts laufendes Sample setzt weitere Akzente. Flüsternd rappt Butler im Duett mit dem ebenfalls aus Seattle stammenden Royce The Choice über kommende bessere Zeiten: „All I wanna do is see the girls get a chance/ All I wanna do is see the bros gettin’ bands/ All I wanna do is feel free in my mind/ All I wanna do is grab hold of my time.“ In „Woke Up In A Dream“ ist Lil Tracy zu hören, der 28-jährige Sohn von Butler. Bei den anderen Stücken finden sich Gäste wie Porter Ray oder Geechi Suede von Camp Lo, die sich alle perfekt in den Sound integrieren. Falls sich jemand über das HipHop-untypische Label Sub Pop wundert: Butler arbeitet dort seit 2013 im Bereich A&R. *(Sub Pop/Cargo)* **JÜRGEN ZIEMER**

FOTO: BOBBI RICH

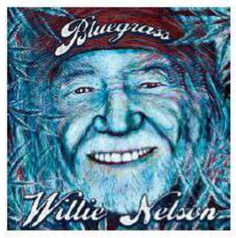
★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel

Wild Nothing
Hold

★★★½☆

Feierlich-melancholischer 80er-Jahre-Pop

Seit 2010 entwirft Jack Tatum seine melancholische Eighties-Synthiepop-Erinnerungsmusik und evoziert Gefühle von Howard Jones bis Prefab Sprout. Das fünfte Album des US-Amerikaners erweitert die stilistischen Möglichkeiten um Electro-Sounds, die allerdings auch aus früheren Jahrzehnten zu kommen scheinen. Natürlich nimmt man die Nostalgie und das Retromoderne zuerst wahr. Aber viel wichtiger ist Tatums sanftes Gespür für sehr nuanciertes Songwriting. *„Hold“* ist ein Album, das man betreten kann wie ein Haus mit unterschiedlich eingerichteten Zimmern. Der Künstler stellt sich seinen Ängsten und Selbstzweifeln als Vater. Es ist zudem das erste Album seit dem Debüt, das er selbst produziert hat. Er nimmt es persönlich. *(Cargo)* **JÖRN SCHLÜTER**



Willie Nelson
Bluegrass

★★★☆☆

Die Zeit drängt: Willie im High Lonesome Sound

Mit 90 spürt selbst der Erfinder seines eigenen Tao, dass die Zeit drängt. Nur sechs Monate nach dem Harlan-Howard-Tribute *„I Don't Know A Thing About Love“* verbeugt Willie sich vor dem High Lonesome Sound. Nicht über die Traditional-Route: Nelson lässt Banjo, Fiddle, Mandoline zu sich und zwölf Songs aus allen Schaffensphasen kommen, vom Endfünfziger „Man With The Blues“ über Outlaw-Meilensteine wie „Bloody Mary Morning“ bis zu „Still Is Still Moving To Me“ (1993). Dem Elefanten im Raum kommt Willie auch mit Selbstironie („Slow Down Old World“). Doch gibt es etwas Traurigeres, als ihn mit noch nuancierter, doch schon angeschlagener Stimme noch einmal im „Home Motel“ auf der „lost-love avenue“ wiederzufinden? Viel Bewegenderes auch nicht. *(Legacy/Sony)* **JÖRG FEYER**

The Kills
God Games

★★★½☆

Das Sonnenbrillenrock-Duo ist zurück – und überzeugt

„Eh, you taste just like New York“, singt Alison Mossharts kratzige Stimme gleich zu Beginn des Albums und fasst super zusammen, worum es dem Sonnenbrillen tragenden Duo geht. Tiefe Nacht und tiefe Küsse, als Kulisse dient die legendäre Bowery in der Lower East Side, und gäbe es das CBGB noch, Mosshart und ihr gitarreverzerrender Partner Jamie Hince wären das Traumpaar des nicht minder legendären Clubs. Sieben Jahre nach ihrem letzten Album sind die Kills zurück im alten Dämmerlicht, schick und kaputt und im Glanz der Nullerjahre. Produziert hat Paul Epworth, der schon ihr Debüt einrichtete, bevor er in die Grammy-Liga aufstieg: das schöne Scheppern und Pluckern etwas runtergepitcht, modernisiert und aufgehübscht. *(Domino)* **SEBASTIAN ZABEL**

Duran Duran
Danse Macabre

★★★★☆

Die 80er-Jahre-Helden können immer noch fast alles

Bereits 1995, auf ihrem achten Studioalbum, *„Thank You“*, bewiesen die New-Romantics-Pioniere, dass sie Songs covern können, an die man eigentlich niemanden ranlassen sollte. 28 Jahre später schaffen Simon Le Bon und Co. noch einmal das Unmögliche. „Ghost Town“ von den Specials? Fasziniert mit Synthiepop-Teppich! „Paint It Black“ von den Stones? Wird zur Gothic-Hymne! Das mystische „Spellbound“ von den Banshees? Reüssiert als druckvoller Achtziger-Knüppel! „Psycho Killer“ bleibt dank eines Killer-Basses „Psycho Killer“. Nebenbei zeigen die Brummies mit Versionen von Choice Cuts und brandneuen Tracks, dass sie immer noch discokugelaffin sind. Was zunächst wie ein Flickenteppich wirkt, entpuppt sich als superkompakt. Thank you! *(Tape Modern/BMG)* **FRANK LÄHNEMANN**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN – VON MARC VETTER

The Mary Wallopers
Irish Rock N Roll

★★★★☆

Seit den Pogues dürfte wohl kaum eine Band den vom Teufel dirigierten und mit Alkohol eingeriebenen Spirit traditioneller irischer Musik so belebt haben wie die Mary Wallopers aus Dundalk. Nach dem elektrisierenden Debüt will der Nachfolger die sich ins Rabiate steigernde Energie der gefeierten Bühnenauftritte abbilden. Das gelingt durch zittrige Balladen, politisch gefärbte Punk-Pastiches mit Folk-Instrumentarium und kruden Humor. Die Band nennt das progressiven Traditionalismus. Der ist schon deshalb authentisch, weil er seine Ideen nicht aus Pop-Rekonstruktionen zieht, sondern tatsächlich Lokalhelden wie Jinx Lennon Reverenz erweist. *(BC)*

MPC Lafote
Aquarium

★★½☆☆

Im Corona-Homeoffice wurde der Post-Punk-Pop der Hamburger zum galligen New-Wave-Gebräu umgemischt. Synthesizer pluckern düster zu links-engagierten Dada-Texten, auch über Hafermilch. Die Band ist in Laberlaune, mit freigiebigen Melodien. *(Buback)*

Yoke Lore
Toward A Never Ending New Beginning

★★☆☆☆

So wie sich der Laptop-Pop von Adrian Galvin nicht entscheiden kann zwischen frenetischen Beats für die Tanzfläche und vergrübeltem Indie-Bombast, kommen auch die Texte daher: zwischen Liebesrausch und aufgepeitschten Zweifeln. *(Yell House/Thirty Tigers)*

Kiki Bohemia
Those Are Not Songs

★★½☆☆

Die Berliner Eine-Frau-Armee hat sehr wohl Songs zu bieten – blühend schöne! Man bekommt sie aber kaum zu fassen, zu sehr winden sie sich in theatralischen Avantgarde-Volten und psychedelischen Tänzen auf dem sonischen Drahtseil. *(blankrecords)*

King Gizzard & The Lizard Wizard
The Silver Cord

★★★½☆

Die Band mit der unersättlichen Suche nach musikalischen Subgenres lässt für Album Nr. 25 (!) stümperhaft Synthesizer blubbern, fährt mystische Konzepte auf und zerschreddert munter Pop-Standards. Chaos als Treibstoff, auch mit Extended Version. *(Panache)*

Alabama 3
Cold War Classics, Vol. 2

★★★☆☆

Eine „musikalische Zeitreise in die Ära der gegenseitigen Zerstörung und der Vor-Glasnost-Paranoia“ verspricht die neue Platte von Alabama 3, den „Sopranos“-Titelsong-Schreibern. Der bemerkenswert vielseitige Acid-Country-House kennt kein Verfallsdatum. *(Submarine Car)*

Liv Warfield
The Edge

★★★½☆

Fast zehn Jahre Zeit ließ sich die einstige Prince-Begleiterin für ihr neues Album, das mit viel Bläserpower den dringlichen Nachweis liefert, dass Warfield ihrem Mentor mit ihrem vibrierenden Rock-Funk weiter nacheifert und in jedem Genre zu Hause ist. *(Leopard/Broken Silence)*

Ajay Mathur
Blow My Cover

★★½☆☆

Charmantes Recycling betreibt der in der Schweiz lebende Inder Ajay Mathur: Alle 13 Songs seiner rührigen neuen LP stammen aus der Vergangenheit, wurden von Freunden und Kollegen neu arrangiert. Der neblige Hall der Aufnahmen nennt sich „binauraler 3-D-Sound“. *(Yakketeeyak)*

Elina
Whatever Happens Now

★★★☆☆

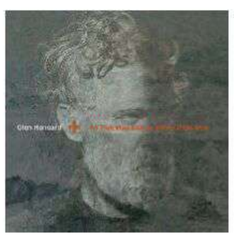
Die besänftigende Stimme der Schwedin steht im Zentrum dieser angenehm tröstlichen Popsongs. „Apologize“ schielt zwar etwas sehr darauf, für den Score einer Drama-Serie adoptiert zu werden, der Rest ist aber starkes Songwriterinnen-Handwerk. *(Nettwerk)*

Bombay Bicycle Club
My Big Day
★★★★☆

Die Londoner überzeugen mit Neugier und Schlauheit

Mit ihrem letzten Werk, das gewissermaßen ein Comeback war, hatten sich Bombay Bicycle Club 2020 auf ein neues kreatives Plateau gehievt. Ihr sechstes Album kann es halten. Auf „*My Big Day*“ entsteht aus den typischen trockenen Drums, quirky Synths und sophisticated Indie-Rock-Gitarren ein großartiger Klang, in dem ungefähr alle BBC-Aromen stecken. „Just A Little More Time“ spielt mit Nineties-HipHop-Verweisen – das ist hier öfters ein Thema. „I Want To Be Your Only Pet“ hat ein psychedelisches Gefühl. Damon Albarn steuert zum friedlichen HipHop-Track „Heaven“ Vocals bei, Holly Humberstone veredelt den nostalgischen Sommerpop von „Diving“. Auch toll: der Post-Indie-Punk-Rock „Meditate“, gesungen im Duett mit Nilüfer Yanya. *(Mmm …)*

JÖRN SCHLÜTER



Glen Hansard
All That Was East Is West Of Me Now
★★★☆☆

Kneipenfeste Lieder des irischen Songschmieds

Wie es sich für einen echten irischen Songschreiber gehört, hat Glen Hansard die Stücke seines neuen Albums in Dubliner Pubs erprobt, bevor er sie zu einem Reigen zusammengeklöppelt hat, der mal rockig ächzt, mal soulig seufzt. „The Feast Of St. John“ klingt wie ein Hochofen, aus dem sich flüssiger Stahl in eine Wanne voll Guinness ergießt. Es zischt und rumpelt – und Warren Ellis fiedelt tapfer gegen das Getöse an. Den Folk-Hymnus „Ghost“ presst Hansard noch in den muffigsten Winkel der Pinte. Interessanter wird es, wenn er seine Stimmbänder schont, etwa in „Sure As The Rain“, wo er sich als Chansonnier im Stile eines Serge Gainsbourg und Benjamin Biolay versucht. Oder in der an Nick Caves Trauerepos „*Ghosteen*“ erinnernden „Reprise“. *(Epitaph)*

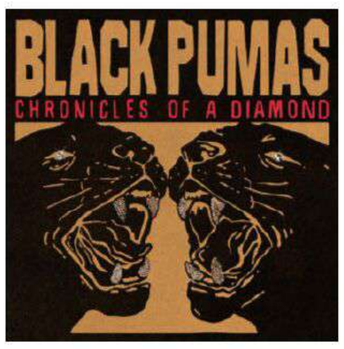
MAX GÖSCHE

Black Pumas

Groove-Hypnose

Noch mehr sensationeller Soul-Funk aus Austin/Texas

Von GUNTHER REINHARDT



Black Pumas
Chronicles Of A Diamond
ATO/PIAS
★★★★½

Bevor eine Fuzzgitarre dazwischenfunkt und sich die Soul-Nummer dann noch in einen Gospel verwandelt, verrät Eric Burton zu einem cool stolpernden Groove aus einem zusammengeklaubten Schlagzeugbeat, Streicherakzenten und einer störrischen Akustikgitarre, dass Musik Seelen retten kann. „We know life is more/ More than pretty things/ Or singing melodies“, sprechsingt er im großartigen „More Than A Love Song“, das das Album „*Chronicles Of A Diamond*“ eröffnet, auf dem das Duo aus Austin/Texas Funk und Soul eigenwillig neu und trotzdem irgendwie vertraut interpretiert – und das genauso betörend wie auf dem Debüt, auf das sich im Jahr 2019 alle einigen konnten.

Der Song „Ice Cream (Pay Phone)“, den Sänger-Songwriter Burton mit Falsettgesang und Gitarrist-Produzent Adrian Quesada mit unzähligen Produktions-Gimmicks verzieren, hüpft zu einer Singalong-Melodie so vergnügt herum, als ob sämtliche Bewohner der „Sesamstraße“ beteiligt gewesen wären. „Tomorrow“ ist ein bizarr-schöner Walzer, „Sauvignon“ ein fieser Seventies-Funk. „Gemini Sun“ klingt so, als ob sie die Black Keys sein wollten. „Rock And Roll“ verrät, wie sich die Black Pumas einen Boogie vorstellen. „Mrs. Postman“ wiederum beschert dem Gastmusiker JaRon Marshall einen großen Auftritt mit jazzigen Klavierakkorden. Und beim Titelsong, der sich raffiniert durch Soundtexturen wühlt, darf man sich noch stärker als sonst an Curtis Mayfield erinnert fühlen.

Wieder ergänzen sich Burton und Quesada grandios. Hier diese erstaunliche Stimme und die tollen Songideen, da der einfallsreiche Musiker und Produzent, der sie stets außergewöhnlich umsetzt, wenn er in die von einer Akustikgitarre bestimmte Soul-Ballade „Angel“ ein Mellotron schummelt oder in „Hello“ einen Synthie-Loop. Diese hypnotisch groovenden Songs ergeben jedenfalls zusammen ein Meisterwerk aus Jazz, Funk, Blues, Rock’n’Roll und Soul. Und wenn die Black Pumas wieder lauter Grammy-Nominierungen bekommen, aber nichts gewinnen, ist wirklich was faul in der Welt der schönen Dinge und schönen Melodien.

Hope
Navel
★★★½☆

Eine beeindruckende Hymne auf die Reduktion

Bitte nicht stören, Gast hört noch! Man möchte beim zweiten Album der Berliner um Christine Börsch-Supan sofort jedes Nebengeräusch entfernen und die Straßenarbeiter draußen wegschicken. Dies stellt eine Übung im Zurücknehmen dar in einer Zeit, da alles schneller, lauter sein muss – zu 100 Prozent gelungen. Produzent Olaf Opal hat die Backing Tracks wie eine skelettierte Version seiner Schützlinge The Notwist aufnehmen lassen. „There’s nothing more“, so heißt es in „Osmosis“, und wir finden in den behutsam und durchlässig gewebten Soundteppichen unsere eigenen Wunden wieder. Beth Gibbons liebt diese Band ebenso wie die Idles oder Depeche Mode. Ein Album, das es zu feiern gilt. Aber bitte: Ganz diskret! Pst! *(Haldern Pop/Rough Trade)*

FRANK LÄHNEHMANN

The Menzingers
Some Of It Was True
★★★½☆

Punkrock aus Philadelphia, mit Americana-Note

„The Menzingers“ klingt nach Familienserie, ist aber eine in Philadelphia beheimatete Punkband, die gern mal Ausritte ins weite Americana-Land unternimmt. Hier hat Brad Cook (Waxahatchee, Kevin Morby) im texanischen Sonic Ranch Studio produziert, was der Chose einen rustikalen Barbecue-Geschmack verleiht. „Hope Is A Dangerous Little Thing“ kachelt zu Beginn mächtig rein, mit einer Intensität, wie man sie von den frühen Clash kennt. Hymnische Chorusgesänge bilden den roten Faden durch die 13 Tracks. „Some Of It Was True“ und mehr noch „Alone In Dublin“ wühlen tiefer in der Traditionskiste, bevor zu „High Low“ die Klampfenkutsche angespannt wird. Insgesamt ein solide ausgereiftes Rocker-Album. *(Epitaph)*

RALF NIEMCZYK

FOTO: PIAS

Hotel Rimini
Allein unter Möbeln
★★★★☆

Kunstlied, Pop, Chanson: Tolles Debüt aus Leipzig

Am Anfang steht ein in Zeitlupe gespielter instrumentaler Prolog. Es ist schön, so hineingeführt zu werden – als müsste man den Ort wechseln, um die Musik von Hotel Rimini zu erleben. Folgt man der Einladung, erlebt man eines der besten Debütalben dieses Jahres. Schon 2022, als die EP „Die Zeit schlägt mich tot, aber ich schlag zurück" erschien, ist viel über das Leipziger Sextett geschrieben worden: dass ihm mit klassischer Besetzung plus drei Streichinstrumenten mehr Klangfarben als üblich zur Verfügung stehen; über die Nähe zu Schauspiel und Theater; dass man an ähnlich melancholische Bands wie Die Höchste Eisenbahn oder Element Of Crime denken kann.

Ach, wie schön die feierlich-spröde Melancholie auf *„Allein unter Möbeln"* ist! Etwa im Titellied, in dem sich Sänger Julius Forster wünscht, fremdbestimmt zu leben wie ein Kind, das man zur Schule bringt. Oder im tollen Walzer „Schwedische Gardinen", einem Klagelied über Schwermut und die Schlappheit der Seele: „Schilddrüsenunterfunktion/ Ist das Krankheitsbild der Welt." Kluge Beobachtungen und gutes Songwriting an jeder Stelle. *(Hotel Rimini)*

JÖRN SCHLÜTER

The Streets
The Darker The Shadow The Brighter The Light
★★★★☆

Rausch, Kater, Repeat: Liebesbrief an die Clubkultur

Schade eigentlich, dass die Abwesenheit von Licht einen schlechten Ruf hat. Mike Skinner kann Lieder davon (sprech-)singen. Genauer gesagt 15. Nachdem The Streets 2002 mit *„Original Pirate Material"* und den Folgeplatten Popkultur-Geschichte geschrieben hatten, pausierte das Projekt. Skinner legte in Londoner Clubs auf. In diesem Zeitraum beobachtete und archivierte er nuanciert, was zwischen Dancefloor, Hinterzimmer, Hochgefühl und an den verklebten Tagen danach passiert, um später einen brillanten Liebesbrief an jenen verheerend-verlockenden Lifestyle zu schreiben.

Musikalisch bindet Skinner auf *„The Darker The Shadow The Brighter The Light"* Schleifen aus Grime und Garage, Breakbeat und Big Beat, Drum & Bass, EBM, House und EDM. Sprachlich überzeugt er mit gewohntem Cockney-Dialekt und ernsthaft witzigen Punchlines. Am Ende macht Swing-Sound den Rausschmeißer, und im Kopfkino ist es, als würde ein Feuerzeug klicken, eine Kippe glimmen und die letzte Party-Schar in den Nachtbus stolpern, während im Club das Putzlicht angeht. *(679/Warner)*

ANNE FLORACK

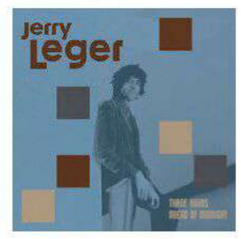
Conny Ochs
Wahn und Sinn
★★★☆☆

Melancholischer Folk mit dramatischen Effekten

Soundgarden machen Heavy Metal für Menschen, die Heavy Metal hassen, hat ein weiser Kritiker mal gesagt. Von Conny Ochs könnte man behaupten, er mache Folk Music für Leute, die nichts mit Singer-Songwritern anfangen können. Was der Musiker aus Halle „Doom-Folk" nennt, erinnerte in der Vergangenheit oft an die Unplugged-Ausflüge von Grunge-Bands wie Alice In Chains. Auch sein fünftes Soloalbum wird von der Melancholie kaputter Männer getragen, doch statt einsamer Ritte in den Sonnenuntergang unternimmt Ochs hier eher auf das Kinn gestützte Betrachtungen durchs Salonfenster.

Streicher sorgen für dramatische Lichteffekte. Ochs singt erstmals auf Deutsch und klingt dabei wie ein Rio Reiser fürs Rustikale. Einige der Stücke könnten gar als Deutschpop durchgehen, wüsste man nicht, dass sie von einer Künstlerseele in Cowboystiefeln komponiert wurden. Die Aura des vagabundierenden Beat-Poeten kultiviert Ochs auch in einem Gedichtband, der zeitgleich erscheint – ein Erinnerungsstück an all die Zufalls- und Schicksalsbekanntschaften, die man so am Wegesrand zurücklässt. *(Exile On Mainstream)*

FABIAN PELTSCH



Jerry Leger
Donlands
★★★★☆

Wunderschön nostalgisches Songwriting

„Es gibt nicht mehr viele Pubs wie diesen", sagt Jerry Leger über das Video zu „Three Hours Ahead Of Midnight". Er meint den Imperial Pub in Toronto. Es gibt dort ein Aquarium, und im Fernseher läuft ein Baseballspiel. Auf der kleinen Bühne spielt Jerry Leger mit seiner Band.

Das Album *„Donlands"* ist wie alle Musik von Jerry Leger eine nostalgische Angelegenheit. Sein schlotziges Gitarrenspiel wird auf dieser Platte von der Farfisa-Orgel und dem Piano umrahmt. Der warme Klang wurde von Mark Howard eingerichtet, der mit Bob Dylan und Lucinda Williams gearbeitet hat. Und mit Tom Waits: Jerry Leger war vor allem beeindruckt von *„Real Gone"*. Leger liebt auch *„Pledging My Love"* von Johnny Ace, das geht noch viel weiter zurück in der Zeit. Die Worte des Künstlers in Ehren, aber *„Donlands"* – benannt nach dem Theater, in dem es aufgenommen wurde – klingt nach den Byrds, nach Gram Parsons und den Balladen Elvis Costellos. Also wahnsinnig gut. Und es ist herrlich gesungen.

Es gibt nicht mehr viele Songschreiber wie Jerry Leger. *(Latent)*

ARNE WILLANDER

Mint Mind

VG+

★★★½☆

Heavy-Sounds von Tocotronic-Gitarrist Rick McPhail

Rick McPhail war einst Mitarbeiter der Kölner Popkomm und schärft seit vielen Jahren den Gitarrensound von Tocotronic. Seit geraumer Zeit betreibt er noch ein weiteres Bandprojekt, das dereinst unter „Heavy Music for Nerdy People" einsortiert wurde. Der hanseatische Amerikaner mit der markanten Werberbrille vereinigt mit leichter Hand europäische und Überseewurzeln. Piepsige Synthesizer sind da ebenso erlaubt wie Scheppergitarren im Grunge-Modus. In versierter Rock'n'Roll-Tradition bearbeitet man die Sujets gegen den Strich. „Gold Card Member" kracht mit viel Hall, „Youth And I" widmet sich zwischen Hawkwind und Punkrock der ewigen Frage nach dem Älterwerden im Showbiz. Aufgabe souverän gemeistert. *(Tapete)* **RALF NIEMCZYK**

Futurebae

BLA (Berlin Love Affair)

★★★½☆

Melancholie zwischen Hyperpop und Auto-Tune-Rap

Dating in Berlin ist furchtbar, da sind sich alle Singles auf der Suche nach der Liebe in der Hauptstadt einig. Futurebae kann davon nicht nur ein, sondern gleich zehn Lieder singen. Nicht wissen, woran man bei der anderen Person ist, sich auf nichts Festes einlassen wollen, das Herz gebrochen bekommen. „Versprechen halten so lang, bis die U-Bahn wieder fährt." Diese Facetten des Gefühlswirrwarrs spielen sich zu synthielastigem Hyperpop, NDW-Gitarrenriffs, harten Beats, Auto-Tune-Rap und leisen Klaviertönen bei glockenklarem Gesang ab. Musikalisch ist die Platte so vielseitig, dass man noch nicht *den* Futurebae-Sound benennen kann. Typisch sind aber die kurzweiligen, dicht erzählten Texte zu eingängigen Melodien mit mächtiger Melancholie-Attitüde. *(Virgin)* **NAOMI WEBSTER-GRUNDL**

SOUNDS

TO INFINITY AND BEYOND – VON JÜRGEN ZIEMER

Marina Herlop

Marina Herlop *Nekkuja* ★★★★☆

Ihr letztes Album, *„Pripyat"*, gehörte zu den Highlights des vergangenen Jahres, verband Klavier, Elektronik und die bewegliche Stimme der Katalanin zu einem immersiven Klangerlebnis. Auch auf *„Nekkuja"* steht der glockenhelle, aber meist digital bearbeitete Gesang im Mittelpunkt. Die acht Stücke klickern und klimpern ausgesprochen positiv, geradezu sonnendurchflutet. Wie ein Garten, in dem sich die Sounds neugierig ausrollen und ranken. Manchmal glaubt man Harfen zu hören, doch nein, alles kommt aus dem Computer. Es ist eine sehr feminine und zugewandte Musik, und ganz aus der Ferne grüßt auch die Erinnerung an Björk. *(PAN)*

Hauschka *Philanthropy* ★★★★☆

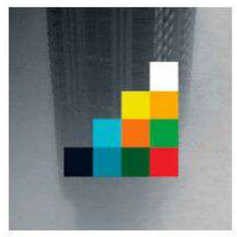
Für seine Filmmusik zu „Im Westen nichts Neues" erhielt Volker Bertelmann Anfang dieses Jahres einen Oscar. Als Hauschka ist er noch besser. Viele Stücke auf *„Philanthropy"* zeichnen sich durch eine treibende repetitive Ästhetik aus, wie sie auch Techno-Tracks zugrunde liegt. Fast schon ein Markenzeichen ist das präparierte Piano. Alle Percussion-Sounds, Bassdrums, Melodien, jedes Geraschel stammt von dort. Das markante Vibrieren in „Diversity" zeigt die Wirkung dieser Manipulationen besonders gut. Die im Titel anklingende Menschenfreundlichkeit treibt auch die Musik – hier darf man sich fallen lassen. *(City Slang)*

Moritz von Oswald *Silencio* ★★★½☆

Basic Channel, Maurizio, Rhythm & Sound und zuletzt mit dem eigenen Trio: Moritz von Oswald gehört zu den bedeutendsten Electronic-Musikern der letzten Jahrzehnte. Nun folgt er Vorbildern wie György Ligeti und Iannis Xenakis und erforscht mit dem 16-stimmigen Chor Vocalconsort Berlin die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen menschlichen Stimmen und künstlichem Klang. Ein ehrgeiziges Projekt, manchmal schwebend und ätherisch, häufiger dunkel und dissonant, alles in allem eher Minimal Music als Ambient. *(Tresor)*

Oneohtrix Point Never *Again* ★★★½☆

Der Zappelphilipp unter den Produzenten zwischen Conceptronica und Hyperpop lässt es wieder mal krachen. Daniel Lopatins neuestes Werk gewährt kaum eine Atempause, alles wechselt permanent die Form und Klangfarbe. Ein Streichquartett eröffnet, doch nach 1:56 Minuten ist der Spuk vorbei, Auflösung und Groteske bestimmen weitgehend das musikalische Geschehen. Mal bäumt sich eine Metal-Gitarre auf, mal ist es ein Progrock-Keyboard, gelegentlich gibt es sogar etwas Gesang. Das hat sehr besondere Momente, die wie die vorsichtige Kommunikation mit einer höheren Intelligenz klingen. Doch nach wenigen Momenten stürzt in der Regel alles wieder ein, und unter zuckenden Beats formiert sich das nächste ADHS-Intermezzo. *(Warp)*



Steven Wilson

The Harmony Codex

★★★★☆

Ein weiteres Großwerk des Prog-Rock-Meisters

Den feuilletonistischen Reflex, Leute wie ihn als prätentiöse Prog-Rock-Nerds abzutun, pariert Steven Wilson mit einem Schulterzucken. Auf seinen letzten drei Soloplatten hat der Brite demonstriert, dass ausufernde Klanglandschaften und konzise Songs ziemlich gut harmonieren können. Genau da knüpft Wilson mit *„The Harmony Codex"* an. „Inclination" oszilliert zwischen The The und Talk Talk, „What Life Brings" ist Britpop from outer space, das herrlich überkandidelte „Impossible Tightrope" segelt in Rush-Gewässern, circa *„Moving Pictures"*, bevor es in einem Fusion-Jazz-Strudel versinkt, und „Beautiful Scarecrow" donnert so prächtig los wie Björks „Army Of Me". Mike Oldfield hatte vor Äonen mal den Mumm für solche Abenteuer. *(Virgin)* **MAX GÖSCHE**

Zoe Wees

Therapy

★★★☆☆

Wunderkind-Soul-Pop-R&B für den Weltmarkt

Die 21-jährige Hamburgerin ist Medienstar und Streaming-Wunder zugleich. Bereits ihre 2020 veröffentlichte Single „Control" wurde zum internationalen Erfolg. Sie spielte bei den American Music Awards und gastierte bei US-Talkmaster Jimmy Fallon. Die Themen ihrer Songs erinnern an Billie Eilish. Ihr Debütalbum mit gleich 20 Songs enthält clever ausproduzierten Soul-Pop-R&B. Quasi englisch gesungener Weltstandard. „You Ain't Really Good For Me" kreist um Gitarrenriffs, „Don't Give Up" ist Dancefloor mit Überwältigungseffekt, „Hold Me" drückt die Folk-Taste. Saubere Arbeit, schön gemacht. Sie surft durch die Genres, all das hat sie drauf. Vielleicht eine Spur zu perfekt, doch mit dieser musikalischen Bandbreite steht ihr die Welt offen. *(Universal)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: ANGELO GUTTADAURO

The Shindellas

Shindo

★★☆☆☆

Solider R&B mit falschem Etikett

Wenn mit dem Präfix „New American" geworben wird, ist Vorsicht geboten vor altem Wein in fabrikfrischen Schläuchen. Hier sollen die klassischen Sixties-Girlgroups Pate stehen für den „New American Soul Sound" dieses Trios aus Nashville, doch ist der vom Teen-Drama der Shangri-Las („Leader Of The Pack") so weit entfernt wie vom naiven Schmachten der Ronettes („Be My Baby"). Vielmehr ist „*Shindo*" solider R&B, der aus den 80er-/90er-Jahren schöpft, ohne das Format von Destiny's Child oder En Vogue zu erreichen. Aber „Ooh La La" und „Last Night Was Good For My Soul" sind veritable Tanzbodenschwinger vor der Nacht, die kommen soll (und dann besungen wird). „New" ist daran ziemlich gar nichts. *(Weirdo Workshop/Thirty Tigers/Membran)* **JÖRG FEYER**

Moonriivr

Vol. 1

★★★½☆

Fünf Kanadier mit einem sanften Rockabilly-Revival

Die vier Musiker von Moonriivr haben daheim in Kanada viel Erfahrung damit gemacht, in den Bands anderer Leute zu spielen, etwa in denen von The Weather Station, Basia Bulat und Kathleen Edwards. Gemeinsam spielen sie frühen Rock'n'Roll, Country und einen milden Rockabilly nach der Art von Gleichgesinnten wie Lord Huron. Ganz sachte und leise ist diese Musik, als hätten Buddy Holly und Chris Isaak eine Platte mit Damien Jurado aufgenommen. Herausragend sind der Zeitlupen-Surf von „10.000 Suns" mit wabernder Slide-Gitarre sowie der Folk-Blues „Run", bei dem die Verstärker analog warm brutzeln und eine einsame Synth-Linie die zeitgemäße Perspektive andeutet. Der Crooner „No Turning Back" hat im Refrain ein tolles Soul-Motiv. *(Victory Pool)* **JÖRN SCHLÜTER**

FOTO: JACKIE LEE YOUNG

Mountain Goats

Jennys Rückkehr

Mythen auf Motorrädern: John Darnielle wagt eine Rockoper Von MAIK BRÜGGEMEYER

Mountain Goats

Jenny From Thebes

MERGE/CARGO

★★★★☆

Es gibt diesseits von John Prine unter den amerikanischen Songwritern keinen besseren Storyteller als John Darnielle. Sein unbestrittenes Meisterwerk: *„All Hail West Texas"* aus dem Jahr 2002, ein mit einem Panasonic-Kassettenrekorder aufgenommenes Lo-Fi-Album über, wie es auf dem Cover heißt, „sieben Menschen, zwei Häuser, ein Motorrad und eine geschlossene Einrichtung für adoleszente Jungs", das mit dem Klassiker „The Best Ever Death Metal Band In Denton" beginnt. Jenny, die im gleichnamigen Song auf einer Kawasaki vorgefahren kommt und im Verlauf des Albums noch einmal als Absenderin mehrerer Postkarten auftaucht, kehrte zehn Jahre später auf *„Transcendental Youth"* zurück – „Jenny calls from Montana/ She's only passing through", hieß es da – und schien für Darnielle eher eine Chiffre für die romantisierte Erinnerung seiner Erzähler zu sein als eine Figur mit einer eigenen Geschichte.

Doch auf *„Jenny From Thebes"* berichtet Darnielle nun tatsächlich aus ihrem Leben. Dass das Album die antike ägyptische Stadt im Titel führt, deutet – wie auch das Cover mit einem Zitat aus dem Aischylos-Stück „Sieben gegen Theben" („Heimführen will ich diesen Mann, die Vaterstadt/ Soll er besitzen und des Vaterhauses Macht") – auf den mythischen Charakter seiner Erzählung hin, die irgendwann Mitte der Achtziger beginnt und auch so klingt. Der poppige New Wave der Cars und das Drama von Jim Steinman dienten der Produzentin Trina Shoemaker als Referenz für den Klang des Albums. Im ersten Song, „Clean Slate", landen wir zu tänzelndem Klavier, sirrenden Streichern und zackigen Bläsern in Jennys Ranch in West Texas, wo die unterschiedlichsten Leute Zuflucht finden. Doch eine geheimnisvolle Vorsehung treibt sie in den folgenden Songs fort … aufs Meer hinaus.

„Jenny From Thebes" ist eine Rockoper im Geiste der griechischen, aber auch der amerikanischen Mythologie, ist zugleich die „Odyssee" und „Easy Rider". „I wish the West Texas Highway was a Möbius strip/ I could drive it forever", sang Darnielle 2002. Zwei Jahrzehnte später erzählt er immer noch davon, und wir hören gebannt zu.

Orchestral Manoeuvres In The Dark

Bauhaus Staircase

★★★★☆

Die Synthiepop-Pioniere verbinden Past und Present

43 Jahre nach „Enola Gay" liefern Andy McCluskey und Paul Humphreys noch einmal ein Knalleralbum ab. Eines, das sich auf Augenhöhe mit den Klassikern der Achtziger bewegt und dennoch futuristisch vor Anker geht. Ist das der letzte Atemzug, haben sie mit Auflösung und Comeback nahezu alles richtig gemacht. Immer noch können sie unwiderstehlichen Jelly-Belly-Synthiepop, den Human League längst nicht mehr abliefern. „Look At You Now" pluckert weltumgreifend, als würden Kraftwerk, Erasure und Baz Luhrmann gemeinsame Sache machen. Derweil scheinen beim Glamrock von „Slow Train" Marc Almond und Neal X zugange zu sein. Und die Titel! „Anthropocene"! „Kleptocracy"! „Don't Go"! (*White Noise*) **FRANK LÄHNEMANN**

Pudeldame

Come On Humanity

★★★★☆

Funky Designerpop mit Herz und Geist

Lübecker Electropopper, die sich seit einigen Jahren um den Erfolgsschauspieler Jonas Nay gruppieren. Diesmal mit an Bord: der Wiener Produzent Zebo Adam, der für eine fluffige Eleganz wie bei Bilderbuch sorgt. In einem tollen Slow-Disco-Track widmet man sich dem kontroversen Thema „Woke", das hier durch den Glamour-Kakao gezogen wird. „Haltung ist wichtich und richtich", heißt es dort. Pudeldame treiben Schabernack und surfen musikalisch elegant durch eine Retro-Welt zwischen Wham! und Haircut 100. Man fährt „Lila Opel Corsa" und hat eine „Quarterlife Crisis", die wunderbar schnöselig mit Auto-Tune-Stimme ausgestattet ist. Einzig der Bandname ist eine Spur zu albern. Vielleicht über einen Wechsel auf „P-Dame" nachdenken? *(Bauturm/ Zebralution)* **RALF NIEMCZYK**

Duff McKagan
Lighthouse
★★★☆☆
Der GN'R-Bassist mit melancholischer Energie

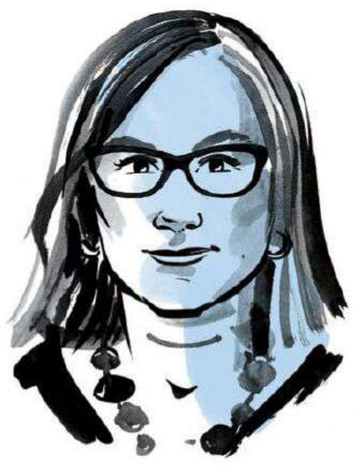
War *„Tenderness“* ein Wohnzimmeralbum mit akustischen Americana-Weisen, inszeniert sich der Guns-N'-Roses-Bassist hier wieder im vollen Bandornat. Gunners-Breitseiten darf man trotzdem nicht erwarten, nur gelegentlich, etwa bei „Just Another Shakedown“ glühen die Röhren mal etwas heißer. Dafür bietet *„Lighthouse“* gut abgehangenen, von Martin Feveyear geschmackvoll produzierten Roots-Rock mit deutlicher Siebziger-Aura. „Longfeather“ versprüht das verschwiemelte Sentiment einer Mott-The-Hoople-Hymne, aber auch bei „Fallen Ones“ oder dem von Slash einmal mehr hübsch verzierten „Hope“ wird es eng im Hals. In der Rolle des alternden Melancholikers fühlt sich McKagan offenbar ganz wohl. Das kann er auch. *(BFE/The Orchard)* **FRANK SCHÄFER**

A. Savage
Several Songs About Fire
★★★½☆
Sanfte Rocksongs, von Cate Le Bon gewitzt arrangiert

Schlafende Töchter, Folge 7. Weil die von Co-Autor Jack Cooper weiterschlafen sollte, griff Andrew Savage nur zur Akustikgitarre, bevor später (ohne Tochter) doch noch Schlagwerk, Geige, Saxofon dazukamen. Und Cate Le Bon, deren Arrangement-Witz nicht nur „Le Grand Balloon“ adelt. Hier agiert der Texaner mal extrovertierter, sonst entfalten gerade seine Gesangslimits ihre Reize. An den Punk seiner Ex-Band Parquet Courts erinnert nur noch „Elvis In The Army“. Savage stellt sich vor, die Songs in einem Club zu spielen, der „langsam anfängt zu brennen“. Die torkelnde Miniatur „Riding Cobbles“, „My New Green Coat“, das ganz in sich ruhende „Mountain Time“ und „Out Of Focus“ möchte man gern noch gehört haben, bevor der Laden zu Asche wird. *(Rough Trade)* **JÖRG FEYER**

DAS LEBEN ANNEHMEN

Wie gehen wir gegen die Schwermut an, die sich mit zunehmenden Verlusten einstellt? Ein Wiederhören mit Vic Chesnutt hilft



BIRGIT FUSS
FRAGT SICH DURCH

Schuld ist eigentlich Kristin Hersh. Beim Interview kamen wir neulich auf Vic Chesnutt zu sprechen, ihren geliebten Songwriter-Kollegen, dem sie 2015 ein großartiges, weil brutal ehrliches Buch gewidmet hat: „Don't Suck, Don't Die“. Da war Vic schon sechs Jahre tot. Ihre Erinnerungen an die gemeinsame Zeit enden mit den Worten: „Everything dies, love even. (...) See you in my dreams.“

Da musste ich wiederum an Bruce Springsteen denken, der seine Konzerte mit der E Streeet Band jetzt stets mit „I'll See You In My Dreams“ beschließt. „Death is not the end“, heißt es darin, das hat uns ja auch schon Bob Dylan gesagt. Springsteen hat inzwischen viele Menschen, denen er nur noch in seinen Träumen begegnen kann - mit den zunehmenden Verlusten wird die Schwermut größer, doch er hat sie in eine Energie umgewandelt, die der Endlichkeit eine trotzige Lebensfreude entgegensetzt. Bei Kristin Hersh ist das ähnlich: Sie hat gelernt, die Dinge zu nehmen, wie sie kommen.

Und so anders war das bei Vic Chesnutt im Grunde auch nicht. Er wurde Singer-Songwriter, weil er es unbedingt wollte - obwohl er bei einem Autounfall mit achtzehn eine Querschnittlähmung davontrug, mit der das Herumreisen als fahrender Musikant mühsam war und das Gitarrespielen praktisch unmöglich. Hersh berichtet, dass eine Gruppe Medizinstudierende mal seinen Fall erörtern sollte. Alle kamen angesichts der Fakten überein, dass dieser Mann sich wohl kaum bewegen könne, seine Arme nur minimal benutzen. Chesnutt lachte über den Befund. Und wie er mit der „verkrüppelten Hand“ (so nannte er es selbst, er war kein Beschöniger) spielen konnte! Wie kein anderer.

Der November mit seinem Volkstrauertag und Totensonntag und Allerseelen und all den dunkler werdenden Tagen ist genau der passende Zeitpunkt, um ausgiebig Vic Chesnutt zu hören. Wobei dafür an sich jeder Monat richtig ist, weil Vic so viele berührende Lieder geschrieben hat. Er ist nie berühmt genug geworden, doch wie wichtig ist das schon?

Sein Debüt, *„Little“*, wurde 1990 von Michael Stipe in Athens/Georgia produziert, wo Vic seit seinem Unfall wohnte. Manchmal wäre er in den folgenden Jahren gern vor all den R.E.M.-Fans dort weggelaufen, erzählte er mir einmal, aber - mit einem grinsenden Blick auf seine Beine: „Das fällt mir ja leider schwer.“ Interviews mit Vic Chesnutt waren immer auch Lehrstunden in Akzeptanz ohne Selbstmitleid: Er jammerte nicht, er stellte fest. Und er konnte sogar noch lustig beschreiben, wie er mal mit seinem Rollstuhl im Flugzeug vergessen wurde. Dass er am Weihnachtsfeiertag 2009 sein Leben beendete, weil die Schmerzen zu arg wurden und die Medizinkosten zu hoch, macht mich immer noch traurig.

Was bleibt, ist wieder mal die Musik. Mehr als ein Dutzend Alben hat er hinterlassen, mindestens drei davon sind Meisterwerke: neben dem Debüt *„West Of Rome“* (1991) und *„Is The Actor Happy?“* (1995). Allein die Songtitel sagen so viel: „Panic Pure“, „Gravity Of The Situation“, „Sad Peter Pan“, „Free Of Hope“. Immer wieder schrieb er wütende, zarte, scharfsinnige Folkrock-Stücke, die ins Herz stechen. Eines der letzten heißt „Flirted With You All My Life“. Mit dieser unverwechselbaren nagenden Stimme singt er von der Todessehnsucht - und: „Oh, death/ Clearly I'm not ready.“

„I've flirted with you all my life/ Even kissed you once or twice ...“

Vic Chesnutt

ILLUSTRATION: STUDIO PONG FOTO: GETTY IMAGES

The Gaslight Anthem
History Books
★★★½☆

Solide Rückkehr der Heartland-Rocker, feat. Bruce

Vor neun Jahren hatten The Gaslight Anthem ihr letztes Album veröffentlicht. Brian Fallon hat in der Zwischenzeit Soloalben gemacht, auf denen er den Heartland-Punk gegen Heartland-Rock und -Folk eintauschte. Vielleicht ist deshalb der Grundton von *„History Books“* etwas wärmer und wehmütiger als der von *„Get Hurt“*. Toll ist etwa das hymnische „Positive Charge“, das Kraft hat, aber ohne Punk-Drive auskommt. „I was invincible many years ago, now I'm so much stronger“, singt Fallon. Durchhalten, Limonade aus Zitronen machen, das ganze schöne, schreckliche Am-Leben-Sein, das ist der Motor dieser Lieder. Beim Titelsong singt Bruce Springsteen mit – endlich hat Fallon das Duett mit seinem großen Vorbild bekommen. *(Rich Mahogany/Thirty Tigers)* **JÖRN SCHLÜTER**

Laura Misch
Sample The Sky
★★★★☆

Die Saxofonistin aus Südlondon innoviert New Age

Es dauert einige Sekunden, bis man die ersten Töne von „Hide To Seek“ vernimmt. Dann fühlt man gleißende Sonnenstrahlen, die auf eine Waldlichtung treffen. Erst die dezenten und warmen Saxofonklänge, dann setzt zart das elektronische Plingplong ein und schließlich Lauras wunderbare Stimme zwischen isländischer Fee und R&B-Größe. Alles in absoluter Eintracht mit der Natur. Die gelernte Biomedizinerin erfährt auf ihrem ersten Soloalbum eine Bewusstseinserweiterung, die sie mit uns allen teilt. Analoge und digitale Sounds existieren friedlichst miteinander. Wenn hier Leftfield-Pop und Folk auf Jazz und No Wave treffen, ist das eine organische Angelegenheit. Ein kraftspendender Trip in den – 'tschuldigung – Misch-Wald! *(One Little Independent/Bertus)* **FRANK LÄHNEMANN**

FOTO: JOSH GOLEMAN

The National

Mit mehr Herz

Die Multitalente finden in Live-Sessions zu sich selbst zurück

Von JÖRN SCHLÜTER

The National
Laugh Track
4AD/BEGGARS
★★★★☆

Überraschung: The National haben ein neues Album veröffentlicht. Auf *„Laugh Track“* sind Lieder, die zur selben Zeit entstanden sind wie das erst im April 2023 erschienene *„First Two Pages Of Frankenstein“*. Das Album markierte einen Neuanfang – die Zukunft von The National war vor dem Hintergrund von Matt Berningers psychischen Problemen eine Zeit lang ungewiss gewesen.

Waren seine Texte dort eine Inventur des Verlusts, dokumentieren sie auf *„Laugh Track“* eine vorsichtige Öffnung. Es geht um Nähe, zum Beispiel zu seiner Band. „I've gone off the deep end“, singt er in dem euphorischen „Deep End“, „the ringing in my ears sounds like singing, it's the only thing I hear, I just cling to it, I just listen.“ In dem Lied liegt die ganze Sehnsucht nach menschlicher Verbindung, die auf *„Laugh Track“* einer dissoziierten Welt gegenübersteht.

Etwas dissoziiert war in der Vergangenheit offenbar auch die Arbeitsweise von The National. Statt gemeinsam aufzunehmen, formte die Band die Songs aus Playbacks, die Aaron Dessner entwarf und von seinen Kollegen umsetzen ließ – eine gewisse Eleganz in der Musik von The National erklärt sich so. Übrigens bekam auch Taylor Swift von Dessner solche Playbacks, aus denen *„Folklore“* wurde, das Album, das Dessner zum Starproduzenten machte. Es ist eine legitime Art der Musikproduktion.

Doch für eine neue Gemeinsamkeit brauchten The National das direkte Miteinander. Die Band probte die neuen Lieder bei ausgedehnten Soundchecks und nahm sie schließlich bei Tucker Martine in Portland auf. Man spürt das Gleichzeitige und das vorsichtig Unkontrollierte, und man spürt alle The-National-Gefühle intensiver als zuletzt. Nicht dass The National je herzlos gewesen wären, aber hier finden sie ihr Herz wieder.

Bei einem Lied singt Rosanne Cash mit, auch Justin Vernon und Phoebe Bridgers sind dabei. Aber das spielt kaum eine Rolle – hier geht es um die Band. Schön zu hören beim abschließenden „Smoke Detector“, einer fast acht Minuten langen, bei einem Soundcheck aufgenommenen Improvisation, die vor unseren Ohren zu einem Lied wird. RS

45s

VON WOLFGANG DOEBELING

Mal-One
Punk Rock Fanzines
★★★★☆

„1976 was the start of the show/ In 1977 it really explodes“: Und wieder wird der Chronistenpflicht Genüge getan vom rührigen Mahner des Punk. Diesmal wird an die zahllosen DIY-Fanzines erinnert, die den Bands und Labels und Läden nicht nur in London auf dem Fuße folgten und die Revolte medial unterfütterten, durchaus aufrührerisch und stets preiswert. „They tell you all you need to know and only 25p a go“, weiß Mal-One. „Give a load to Rough Trade/ Man, you got it made.“ Frontal vorgetragen, auf der Rückseite in ähnlich kruder Dub-Version. *(Punk Art)*

Vintage Crop
Springtime
★★★★☆

Post-Punk vom Quartett aus Melbourne, eher ambivalent als aggressiv und primär konsterniert über die eigene Entfremdung in Zeiten wie diesen. Konkreter noch auf der Flipside dieser 7inch-Single, titels „Mercenary“, wo die Australier über Online-Musikszenen spötteln, die einem „Internet-Sound“ auf den Leim gehen. Vintage Crop halten sich da lieber an zupackende Riffs und marodierende Beats. *(Upset! The Rhythm)*

The Cactus Blossoms
If Not For You
★★★★☆

Auf den vier Tracks dieser 12inch-EP verbeugen sich die beiden Pop'n'Roll-Schöngeister aus Minnesota vor Bob Dylan, zum einen mit „If Not For You“ und „To Ramona“, zwei populären und oft gecoverten Bobtunes, zum anderen mit den sicher weniger bekannten, indes keineswegs unwürdigen Songs „Went To See The Gypsy“ und „Tell Me That It Isn't True“, so gekonnt wie geschmackvoll, vor allem gesanglich. Die Everly Brothers lassen grüßen. *(Walkie Talkie)*

Ethan P. Flynn
Abandon All Hope

★★★½☆

Tolles Album des UK-Wunderkinds, das keins sein will

Der Wegelagerer ist ein schönes Motiv für einen Song. Der aus Yorkshire stammende Singer-Songwriter Ethan P. Flynn verarbeitet das Thema wie in einem Roadmovie. Für das Video hat er Depeche-Mode-Tochter Ava Gore in ein rotes Cabrio gepackt und brettert (mit US-Nummernschild!) durch die nordenglische Countryside. Ein krachiger Popsong, zu dem die beiden an einem Stausee wild herumhüpfen. Von diesem Geist des freundlichen Nihilismus sind auch die restlichen acht Tracks bestimmt. Wobei das 16:27-minütige Epos „Crude Oil" heraussticht, das als längliche Irrsinnsballade in der Tradition der großen Weird-Pop-Erzähler daherkommt. Ein bemerkenswerter Mittzwanziger wird unter Schmerzen erwachsen. *(Young/Beggars)*

RALF NIEMCZYK

Dorian Electra
Fanfare

★★★☆☆

Ein etwas zu überladenes Queerness-Spektakel

Willkommen beim Tanz auf dem Vulkan! Die genderfluide US-Künstler:in, nunmehr ohne aufgemaltes Bärtchen, beweist auf ihrem dritten Album, dass man ein Star sein kann, wenn man nur will. Sie als Liberace des Hyperpop zu bezeichnen trifft es nur teilweise, denn wir haben es hier mal nicht mit Reduktion zu tun, sondern mit absolutem Maximalismus. Da treffen Rasenmäher auf Dubstep, Beethoven auf System Of A Down und Nu Metal sowie Dschinghis Khan auf Klaus Nomi und Lene Lovich – um nur die Speerspitzen zu nennen! Alles mit einem Anstrich von „Sodom And Gomorrah". Was zunächst viel Spaß bereitet, überfordert allerdings mit fortlaufender Spieldauer – weniger Schnipsel und Zitate und ein ruhigeres Fahrwasser wären manchmal hilfreich. *(Virgin)*

FRANK LÄHNEMANN

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER

Cirith Ungol *Dark Parade* ★★★★☆

Seit Jarvis Leatherby von Night Demon die Band aus dem Ruhestand geholt hat und sie mit seinem Elan am Leben hält, krakeelt Tim Baker wieder regelmäßig seine von Michael Moorcock beeinflussten Fantasy-Epen hinaus in die Welt. Das Erstaunliche daran ist, dass sein morbides, immer hart am Wahnsinn entlangschrammendes Organ über vierzig Jahre nach dem Debüt nichts von seiner verstörenden Intensität verloren hat. Auch wenn die Produktion fulminant drückt, das Songwriting eine ganz eigene Klasse besitzt und die beiden Leadgitarren immer wieder in Schönklang ersterben – Baker zersägt alle Eingängigkeit und macht die Band einmal mehr zu einer der großen Glaubensfragen im True Metal. Wer drauf ist, ist drauf. Die anderen zucken mit den Schultern. *(Metal Blade)*

Throat *We Must Leave You* ★★★☆☆

Es gibt eine neue, ziemlich erfolgreiche Crossover-Ecke im Metal, die das Genre mit dem Klangarsenal von Joy Division, Sisters Of Mercy etc. kreuzt. Anders als beim Gothic Metal kehren Bands wie The Night Eternal oder Unto Others, vormals Idle Hands, stärker die Dark-Wave-Elemente hervor. Throat versuchen sich ebenfalls an einem solchen Hybridsound, und wenn die beiden Gitarren einen breiten Klangteppich legen, Tribal Drums den Untergrund aufpflügen und Jukka Mattilas düsterer Bariton das „monster inside" angrummelt, versteht man ganz gut, was sie meinen. *(Svart)*

Neck Cemetery *Bring Us The Head* ★★★½☆

Ein Konzeptalbum der originelleren Art. Jeder Song ist einem populären Filmklassiker aus den Achtzigern gewidmet, von „Die Klapperschlange" bis „Friedhof der Kuscheltiere" . Die feine Singleauskopplung „Secret Of Steel" widmet sich „Conan", und die Lyrics sind von einem so herrlich kruden Camp-Humor durchdrungen, dass der alte Crom sein Schwert nicht mehr halten kann. Musikalisch bringen Neck Cemetery wertvolles Altmetall noch ein letztes Mal zum Glühen. Passioniert, gekonnt und mit der nötigen Selbstironie. *(Reaper)*

Sorcerer *Reign Of The Reaper* ★★★½☆

Dass Pathos leicht ins Lächerliche rutscht, wissen Manowar-Fans seit Jahrzehnten. Es ist vielleicht auch ein Indikator für eine halbwegs erfolgreiche demokratische Erziehung, wenn man martialisches Kinngerecke und virile Großmannssucht nur noch mit der Zunge in der Backe goutieren mag. Sorcerer konnten sich der Lächerlichkeit stets entziehen, weil sie ihren inneren Krieger mit einer Schwermut ausstatten, die ihm unser Mitleid sichert. Shouter Anders Engberg und seine Wingmen Kristian Niemann und Peter Hallgren an den wieder einmal vorzüglichen Gitarren sind Leidensmänner des Doom, die abgekämpft ihr Kinn aufstützen und über das irdische Jammertal sinnieren. *(Metal Blade)*

Timber Timbre
Lovage

★★★½☆

Schrullige Lo-Fi-Pop-Kunststückchen aus Ontario

Zu einem seltsam verdrehten Sixties-Twist reist er ins „Sugar Land" und singt ein Loblied auf die Dopamin-Ausschüttung. In „Ask The Community" borgt er sich Father John Mistys Pathos und Sarkasmus. Zum Orgel-Zeitlupenstakkato von „Stops" lernt er, Nein zu sagen. In der Burleske „Mystery Street" und der von einem Blubberbass zusammengehaltenen Pop-Kostbarkeit „Holy Motors" verarbeitet er die Tatsache, dass er wieder in seiner Heimat Ontario lebt, und zitiert John Cooper Clarke: „I am lost/ I am found/ Evidently Chickentown!" Taylor Kirk liebt es mit Timber Timbre skurril, er kommt auf *„Lovage"* wie der kleine Lo-Fi-Bruder von Leonard Cohen daher – auch wegen des kleinen Frauenchors, der immer wieder die Lieder verziert. *(Hot Dreams/PIAS)*

GUNTHER REINHARDT

Joe Bonamassa
Blues Deluxe, Vol. 2

★★½☆☆

Ehrenwert: Ein Arrivierter traut sich noch was

War *„Blues Deluxe"* vor zwanzig Jahren die „letzte Chance" (Bonamassa) des früh Gereiften, ist die Fortsetzung das Statement des dann doch Arrivierten. Der sich gleichwohl noch was traut, wenn er den Cover-Reigen mit „Twenty-Four Hour Blues" eröffnet und dabei wissen muss, dass nur Bobby „Blue" Bland sooo blue sein kann. Ehrenwerter Versuch. So auch, wenn Bonamassa den zynischen Leisetreter-Witz von Pee Wee Craytons „Win-O" unter zu viel Botschaft und Solo-Gehabe begräbt. Dann lieber Jump-Blues/Shuffle von älter (Guitar Slim's „Well, I Done Got Over It") bis jünger („I Want To Shout About It" von Ronnie Earl). Dass Fleetwood Mac 1968 noch eine ganz andere Band waren, ruft Bonamassa mit Peter Greens Speed-Boogie „Lazy Poker Blues" in Erinnerung. *(Mascot)*

JÖRG FEYER

FOTO: PETER BESTE

Israel Nash

Ozarker

★★★★☆

Berauschender, formvollendeter Heartland-Rock

Eine Wurzelbehandlung ganz ohne Betäubung? Ist in der Americana-Praxis von Dr. med. dent. mus. Israel Nash so schmerzhaft wie ein lauer Sommerwind. Er legt die berührenden Geschichten seiner Vorfahren und Prägungen mit den feinsten Bohrern frei und trifft dabei so zielsicher und gleichzeitig sanft jeden Nerv, dass es eine wahre Freude ist.

Vielleicht hat Nash sein besonderes Fingerspitzengefühl dem Umstand zu verdanken, dass er 1981 in Aurora/ Missouri geboren wurde. „Aurora" ist das italienische Wort für Morgenröte. Und dieses warme Licht eines neuen Tages, die rosarote Romantik des Neubeginns, trotz nachtwirrem Haupthaar, liegt in jedem der zehn Songs auf *„Ozarker"* – co-produziert von Kevin Ratterman (My Morning Jacket, Ray LaMontagne).

Nash ist die Rosamunde Pilcher des Heartland Rock, wenn er im herausragenden Titeltrack die Geschichte seiner Urgroßeltern erzählt: Als Saisonarbeiter verliebte sein Uropa sich in die Tochter eines Ozarker Obstplantagenbesitzers. Er versprach ihr, in genau einem Jahr wiederzukommen und sie zu heiraten. So geschah es, gegen alle Widerstände. Nash präsentiert seine Familienhistorie so authentisch und ergreifend, dass man das Lodern der jungen, verbotenen Liebe förmlich spüren kann.

„I need to get away/ Leave these troubles behind/ I'll take the very first empty road I find", singt er im rasanten Eröffnungsstück, „Can't Stop". Die goldene Aufbruchsstimmung, ohne auch nur einmal in den Rückspiegel zu schauen, und der euphorische Spirit des freien Highways sind hier omnipräsent. An jeder Tankstelle wartet ein alter Bekannter – allen voran Bruce Springsteen, Tom Petty und Bob Seger. Und selbst wenn ihm ein zünftiger Heartbreak auflauert, wie in „Pieces", kürzt Nash die Misere einfach so lange runter, bis unterm Strich „You're in the shadow/ I'm in the sun" steht.

So hymnisch, schwelgerisch, üppig und cremig gerührt klangen Nashs Songs noch nie. Wurzelbehandlungs-Fazit: Ruhig mehr nashen! *(Loose/ Rough Trade)* **INA SIMONE MAUTZ**

Misty Boyce

Plays Well Enough Alone

★★★½☆

Eine imponierende Folk-Akustik-Reise

Sanft, sanfter, Misty Boyce! Obwohl die Singer-Songwriterin aus Los Angeles durchaus umtriebig war, als Pianistin mit Ed Sheeran und Lord Huron tourte sowie Sting und Ingrid Michaelson im Studio unterstützte, kennen noch zu wenige Menschen ihren Namen. Nach der im letzten Jahr in Europa veröffentlichten Version ihres Albums *„Genesis"* beweist sie mit diesem Akustik-Ausflug, dass sie keine Hilfe braucht, um Zauber zu entfachen. Allein am Piano, manchmal mit zusätzlicher Gitarre, aber vor allem mit ihrer zarten, dennoch sehr kraftvollen Stimme irgendwo zwischen Kate Bush und Björk liefert sie ein beeindruckendes Lo-Fi-Folk-Statement ab, mit dem Titel „Get Lost" als Motto. Konkurrenzlos und eine Liga für sich. Obacht, Herr Sheeran! *(Make My Day)* **FRANK LÄHNEMANN**

Crime & The City Solution

The Killer

★★★½☆

Chaos und Wucht von der Indie-Rock-Instanz

Pandemie und Doktorarbeit: Zellkerne der erneuten Wiedergeburt der Band. Songwriter Simon Bonney nutzte den Lockdown zu einer Dissertation über das Afghanistan der 80er-Jahre. Er fand Erstaunliches zum Talent der Menschen, in üblen Lagen Normalität zu finden. In den sieben Songs geht's jedoch nicht um Krieg, sondern um assoziierte Themen: Liebe, Beziehungen, Traumata und das Umgehen damit. Der psychedelische Doom-Sound spiegelt das, dröhnt, grollt. Und Bonney heult dazu Verzweifeltes wie: „My love turns rivers to blood", speit im Titelsong Sentenzen über Gewalt und Tod. Ein ewiger Wechsel von Chaos und Wucht. Aber plötzlich singt Bronwyn Adams so süß und friedvoll zu Bonneys Knurren. Wir ahnen: Es ist bloß eine schöne Schimäre. *(Mute)* **RÜDIGER KNOPF**

The Drums

Jonny

★★★★☆

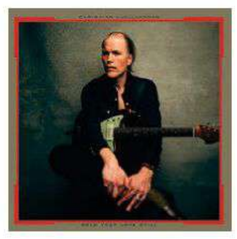
Kindheits-Aufarbeitung im Surf-Pop-Stil

Der nackte Arsch des Künstlers auf dem Cover. Wir sehen Jonny Pierce in seinem Birthday Suit, den Rücken zu uns. Vor allem aber sehen wir ihn auf den Knien, betend, die Ellenbogen auf einen Schreibtischstuhl gestützt. Nie ist der Mensch nackter, als wenn er betet. Jonny braucht Mitgefühl, Geborgenheit, das Verständnis seiner Mitmenschen. „Be Gentle."

The Drums sind schon lange keine Band mehr. *„Jonny"* ist so sehr eine Soloplatte, wie eine Platte solo sein kann. Es ist die Platte, die Pierce gemacht hat, nachdem er eine Therapie begonnen hatte. Er arbeitet seine Kindheit auf. Seine Mutter war nicht lieb zu ihm. Er bezog seinen Selbstwert aus seiner Kreativität. „There's a little child that lives in me/ I just want to protect him always." Er richtet sich an diesen „Little Jonny", lobt ihn für seine Fantasie. Die Strategien, die ihn als Kind über Wasser hielten (und ihn zum produktiven Künstler machten), führten zu Handlungsmustern, die ihn als Erwachsenen unglücklich machten. Er liebt die Einsamkeit, und die Einsamkeit liebt ihn.

„Jonny" ist, falls das noch nicht deutlich geworden ist, eine dramatische Platte. Vielleicht eine narzisstische. Ganz sicher eine sehr schöne Platte. Pierce singt pathetisch, wechselt häufig ins Falsett. Er singt, als hielte er einen Strauß Blumen in der Hand. In der ersten Hälfte zieht er das Tempo mächtig an, spielt Surf-Pop mit Achtelnoten-Bass, die hell klirrenden Gitarren spielen Zwei-Noten-Melodien. Die Harmonien kommen von den mehrstimmigen Gesängen. Den Beat besorgt eine Drum Machine oder ein Schlagzeug, das wie eine Drum Machine klingt. Pierce nutzt jede Gelegenheit für einen Handclap, und immer schellert ein hyperaktives Tamburin. Das Tempo ist so hoch, dass man beim Tanzen nicht mehr cool aussehen kann (wenn man dazu überhaupt in der Lage ist), sondern nur noch wie ein Kind auf der Stelle hüpft. Die infantile Freude, die die Musik dann ausdrückt, passt zur Psychoanalyse, die ihr zugrunde liegt.

„I used to want to die", singt er ganz am Ende, „but now I don't want to die." *(Anti)* **JAN JEKAL**



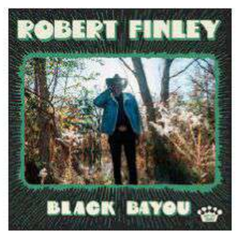
Christian Kjellvander

Hold Your Love Still

★★★½☆

Monumentale Emotions-Aquarelle des Schweden

„I want to give you this/ And ask for nothing in return", verkündet Christian Kjellvander zu Beginn seiner zehnten Studioplatte. Die Großzügigkeit ist keine Koketterie: Der Schwede pflegt die bedingungslose Hingabe, ohne aufs Preisschild oder nach Retouren-Optionen zu schielen. Er kultiviert elegisch seine zeitlosen, nachtblauen Emotions-Aquarelle, ebenso die vokale Wahlverwandtschaft mit Nick Cave, Bill Callahan und einem düsteren Chris Isaak. Die Brokatschwere des ähnlich monumentalen Vorgängers, *„About Love And Loving Again"* (2020), hat sich in fest umarmenden Wohlklang verwandelt – ohne dabei an melancholischer Tiefe einzubüßen. *„Hold Your Love Still"* philosophiert über den Kapitalismus, Intimität und die Zukunft. Diese hier klingt golden. *(Tapete)* **INA SIMONE MAUTZ**



Robert Finley

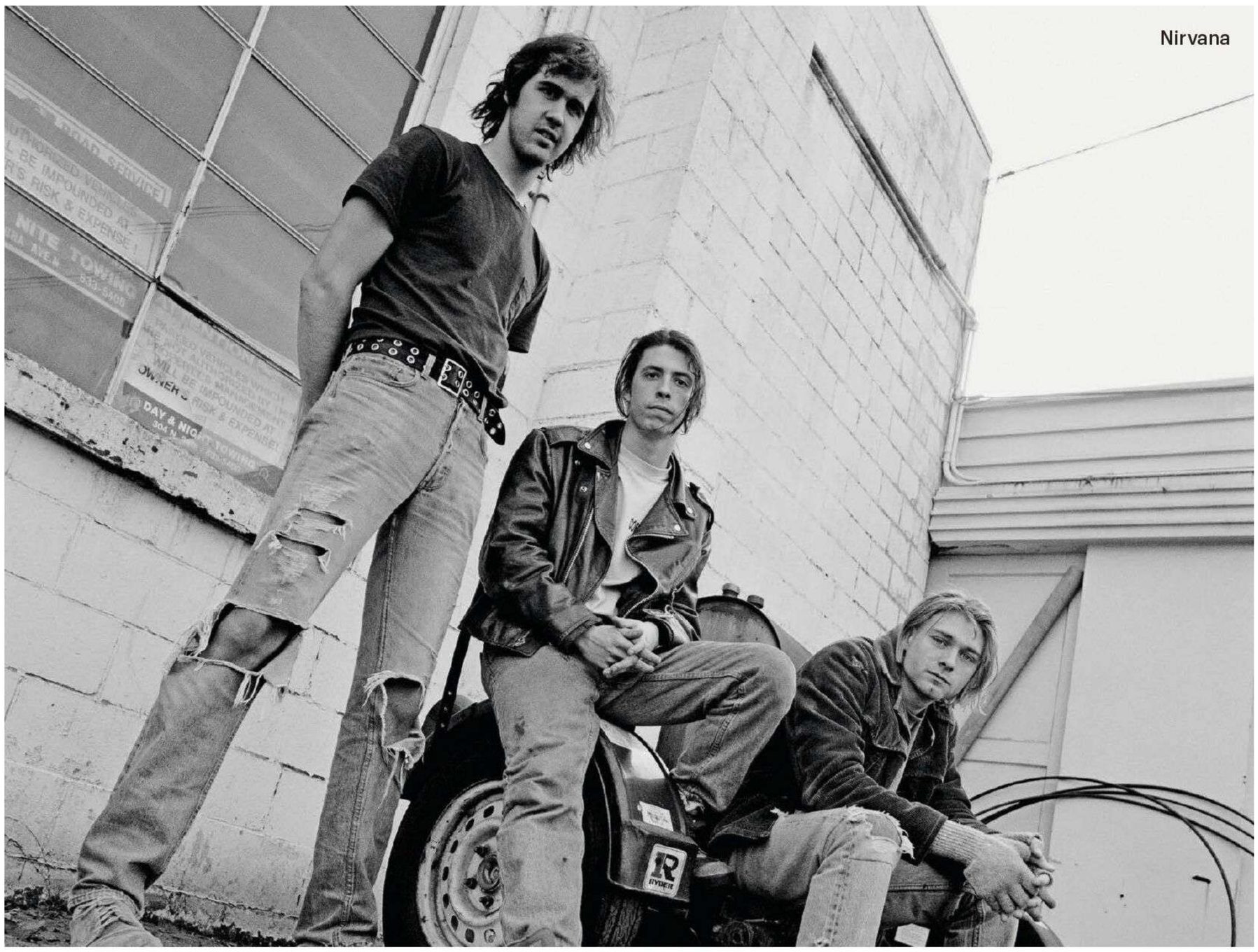
Black Bayou

★★★★☆

Von Dan Auerbach produzierter Blues-Strom

Der Altmeister muss mit seinen kraftvollen Blues-Meditationen aus den Sümpfen von Louisiana natürlich niemandem mehr etwas beweisen. Er arbeitete deshalb im Studio ganz ungeniert mit der Inspiration des Augenblicks, um seine erstaunlichen Geschichten zu erzählen, die nicht nur blumig verzierte Anekdoten aus dem Erzählkatalog des Blues-Kanons sind (obwohl Finley sich als disziplinierter Ausleger der reinen Lehre erweist), sondern auch dem Leben abgeschaut. Etwa der Alligatorkampf seines Großvaters oder das Sozialdrama „Nobody Wants To Be Lonely" über im Stich gelassene Pflegebedürftige. Finleys herzzerreißender Gesangsvortrag wechselt manchmal zum Soul, seine Studioband spielt sich dazu oft in einen heiligen Rausch. *(Easy Eye/Concord/Universal)* **MARC VETTER**

Reissues



Nirvana

BRÜCKE INS NICHTS

Das finale Studioalbum des Trios mit Outtakes, B-Seiten und Live-Mitschnitten

Von SASSAN NIASSERI

Mehr Erfolg bedeutet mehr Geld, mehr Geld bedeutet die Möglichkeit eines höherwertigen Klangbilds. Deshalb wird die Einzigartigkeit des 1993 erschienenen Nirvana-Albums mit jedem Jahr offenkundiger. Weder vorher noch nachher hat es eine Band gegeben, die als Reaktion auf einen Welthit versucht hat, dem darauffolgenden Werk mit Absicht (!) einen simpleren, krachigeren und gleichzeitig schwerer erträglichen Sound zu verpassen. Kein Star – und Kurt Cobain, Dave Grohl und Krist Novoselic waren zum Aufnahmezeitpunkt von *„In Utero“* Rockstars – hat das je gewagt. Auch die Seattle-Kollegen von Pearl Jam probierten sich nach *„Ten“* am Protest, doch war *„Vs.“* noch immer Classic Rock, oder eher noch: Complaint Rock.

Und *„Nevermind“* war tatsächlich noch das gewesen: ein Welterfolg mit Punkrock, der im Kern Pop war und Grunge genannt wurde. Aber ist *„In Utero“* deshalb wirklich Punk-Punk?

„Teenage angst has paid off well, now I’m bored and old“, sang Cobain in „Serve The Servants“ und hustete – eine Koketterie mit der Unperfektion – ins Mikro. Er wollte die Platte „I Hate Myself And I Want To Die“ nennen, und Steve Albini reproduzierte für Nirvana den Knochenbrecher-Schlagzeugklang von Cobains Idolen, den Pixies. Die wurden mit *„Surfer Rosa“* berühmt, aber nicht erfolgreich – vielleicht wollte Cobain mit der Hommage sein Gewissen beruhigen, seinen Leuten versichern, dass er wusste, wem er was verdankte.

Aber so ruppig die Aufnahmen, so sehr Pop waren die meisten Songs dann doch. Aus brutalen Ideen bastelte Cobain melodiöse Rundumversorgungen für geschundene Seelen: „Rape Me“, eine alberne, larmoyante Verhohnepipelung von „Smells Like Teen Spirit“, die aufgrund der Vergewaltigungsfantasie heute Wellen schlagen würde; dazu das gelungenere, wenn auch mit typisch kindischem Grunge-Sarkasmus betitelte „Radio Friendly Unit Shifter“, das eben kein „Verkaufsschlager“ werden konnte, weil es von Feedbackschleifen getragen wird. Ohne Albini hätte es wohl auch die Feuerwalze namens „Scentless Apprentice“ nie gegeben, das Juwel der Nirvana-Diskografie, zu Recht auch von Dave Grohl als ihr bestes Lied bezeichnet – und das einzige auf Erden, das besser ist als der Roman, auf dem es basiert, Patrick Süskinds Mördergeschichte „Das Parfüm“. Mit „Heart-Shaped Box“ schließlich eine Single, in der die Vagina der Freundin als Falle mit Sicherheitsschloss bezeichnet wird.

Nirvana

In Utero

UNIVERSAL

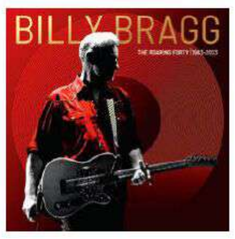
★★★½☆

„In Utero“ wurde natürlich ein Welterfolg, damals hochgelobt und von vielen heute als bester Nirvana-Output verehrt. Cobains Plan, von jetzt an unauffälliger leben zu können, ging nicht auf. Stattdessen ging ein anderer Plan auf: mit einem derartigen Album die Credibility der Anfangsjahre zurückzuerobern.

Kurz darauf schon war Cobain woanders. Er liebte das ein Jahr zuvor veröffentlichte R.E.M.-Album *„Automatic For The People“*, und für das vierte Studioalbum von Nirvana, das dann allerdings nie kam, plante er den stärkeren Einsatz von Akustikgitarren. Das diesem Ansatz folgende *„In Utero“*-Schluss-Statement „All Apologies“ bleibt deshalb ihr Brückenlied. Ein Brückenlied ins Nichts.

Vielleicht hätte Cobain über die effiziente Vermarktung seines Nachlasses gelacht. Die „30th Anniversary Edition“ ist noch opulenter als die zum 20-jährigen Jubiläum, enthält auf acht LPs bzw. fünf CDs aber dieselben Outtakes und B-Seiten, dafür immerhin zwei komplette Konzerte mehr – leider nicht ihr finales, 1994 in München. Dazu Poster, Fanzines und schrammelige Backstage-Pässe als Faksimiles. Die werden nun Käufer in den Händen halten, die echt viel Geld dafür ausgegeben haben.

FOTO: UNIVERSAL MUSIC



Billy Bragg

The Roaring Forty, 1983-2023

★★★★★

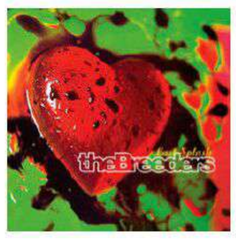
Große Folkrock-Werkschau des kämpferischen Briten

„I was twenty-one years when I wrote this song/ I'm twenty-two now, but I won't be for long", sang Billy Bragg in „A New England", sich des ständigen Wandels schon bewusst. Das ist 43 Jahre her, und seitdem hat sich alles verändert und nichts. Alles: Der Brite ist kein zorniger Folkpunk mehr, sondern längst ein nationales Kulturgut. Geschätzter Buchautor, Aktivist und auf der Bühne auch eine Art Stand-up-Comedian. Nichts: Die Wucht, mit der Bragg um Freiheit, Solidarität und Zuversicht kämpft, ist genauso groß wie 1983, als sein Debüt, *„Life's A Riot With Spy Vs Spy"*, erschien.

Vierzig Jahre also. Die werden jetzt gefeiert. Die 40 Songs in dem 3-LP- oder 2-CD-Set sind gut gewählt, und normalerweise rät Billy ja eher zu Mäßigung und Bescheidenheit, doch hier darf mal auf den Putz gehauen werden: Wer etwas auf sich hält, braucht natürlich das „Limited Edition 14 CD Super Deluxe Box Set"! Also das Ding mit mehr als 300 Stücken. Neben dem Dutzend Studioalben (no fillers, mostly killers) gibt es ein liebevoll gestaltetes Fotobuch mit vielen Erinnerungen. Besonders spannend sind die Raritäten: alternative Versionen, Demos und etliche EPs als Bonus, dazu viele Live-Aufnahmen, etwa bei John Peel 1983, die Compilation *„Fight Songs"* und die *„Lockdown Live"*-Sessions. Das Highlight für alle, die schon alles haben, sind die *„Rare And Previously Unreleased Recordings 1987-2015"* mit geschätzten Kolleg:innen wie KT Tunstall, Joe Henry, Kirsty MacColl und Pete Seeger. Bei drei Stücken tauchen Peter Buck, Michael Stipe und Mike Mills auf – Anfang der 90er-Jahre besuchte Bragg R.E.M. gern in Athens/Georgia.

Zwei Titel sagen eigentlich alles über diesen Mann: Er war der „Milkman Of Human Kindness", aber er ist auch „Mr Love & Justice" – seine Liebeslieder sind mindestens so berührend wie die Protestsongs. Und dieses Boxset wirkt im Grunde wie ein Billy-Bragg-Konzert: Man hört sich an, was schiefläuft auf der Welt, man leidet mit ihm und den Geliebten, und dann geht man mit einem wissenden Lächeln raus: Es ist noch nichts verloren. *(Cooking Vinyl)*

BIRGIT FUSS



The Breeders

Last Splash

★★★★½

Jubiläums-Edition des Zweitwerks von Kim Deals Band

Die Gründung der Breeders als Nebenprojekt mag sich damit erklären, dass Kim Deal sich mit ihrer Rolle als stumme Pixies-Bassistin nicht zufriedengeben wollte. Sie fand mit Tanya Donelly von den Throwing Muses eine ebenfalls frustrierte Mitstreiterin. Das Albumdebüt, *„Pod"*, wurde eine der Lieblingsplatten von Kurt Cobain, doch die Gruppe trat zunächst nicht einmal live auf. Um zu verstehen, warum *„Last Splash"* als Hybrid aus schummrigem Alternative-Rock und schrulligem Indie-Pop 1993 so gut funktionierte, muss indes tiefer gegraben werden.

Black Francis hatte die Pixies mit einem inzwischen legendären Fax an den düpierten Rest der Band aufgelöst. Sozusagen über Nacht wurden die Breeders zu Kim Deals neuer Hauptbeschäftigung. Heute fiele die Interpretation, dass die Gruppe ihre Energie aus der Loslösung von toxischen männlichen Energien bezog, wohl etwas zu leicht. Was stimmt: Fast alle Songs der Platte, vom debil anmutenden Surf-Rocker „Flipside" über den brillanten, zum Hit gewordenen Grunge-Reggae von „Cannonball" bis zur geknurrten Ballade „Do You Love Me Now?", beben vor Lust und weiblicher Selbstbehauptung. Frauen, die dezidiert nicht als Begehrte, sondern als Begehrende auftreten. Kims Zwillingsschwester, Kelley Deal, als Zuwachs unterstrich die abenteuerlustige Verschwisterung nur noch. Dass die neue Gitarristin dann auch noch kaum Gitarre spielen konnte, wurde zum Vorteil. Raumgewinn durch Naivität – und jeder Song will viel zu viel und hat sein eigenes Manifest.

„Last Splash" scheint kaum gealtert, was vielleicht auch daran liegt, dass es die epileptische Energie der Rockmusik in den frühen Neunzigern zugleich erfasst und geschickt spiegelt. Der mit verschollen geglaubten Analog-Tonbändern erstklassig remasterten Jubiläumsversion liegen zwei neue Songs mit Mehrwert bei: Am feurigen „Go Man Go" schrieb Black Francis mit, und bei „Divine Mascis", einer alternativen Version von „Divine Hammer", singt der Chef von Dinosaur Jr. *(4AD)*

MARC VETTER

Depeche Mode

Delta Machine – The 12" Singles

★★☆☆☆

Die Maxi-Singles der schwächeren Spät-Ära

Euphorisiert sprach Dave Gahan von Gefühlen, wie er sie zuletzt auf *„Songs Of Faith And Devotion"* (1993) empfunden habe, von einem Bedürfnis nach Soul und Gospel. Doch im letzten von drei für Depeche Mode produzierten Werken hinterließ Produzent Ben Hillier für *„Delta Machine"* nur dünne Electro-Gerüste, bei dem Schläge auf die E-Drum wie Kissenschlachten klingen. Drei Singles (plus der Albumtrack „Goodbye") auf sechs Maxis beschreiben die traurigste Reihe an Auskopplungen, die Depeche Mode sich bis heute geleistet haben. „Heaven" hat ein Blues-Standard-Akkordmuster, „Soothe My Soul" ist ein Stadionstampfer ohne echten Refrain, „Should Be Higher" wie ein langsamer, ausdauernder Wassertropfen, der einen kirre macht. *(Warner)*

SASSAN NIASSERI

The Mothers

Over-Nite Sensation

★★★★☆

Zappas Großwerk von 1973 als opulentes Boxset

Das erste Album auf Zappas eigenem DiscReet-Label präsentierte nicht nur eine aufgestockte Band (u. a. mit Jean-Luc Ponty und den Gebrüdern Fowler) und einen aufregend neuen Sound, sondern rückte den Chef als Sänger und Gitarristen wieder deutlicher in den Fokus. Tina Turner und die Ikettes besorgten die Backing Vocals. Die große Jubiläumssause zum Fünfzigsten wuchert nun in unterschiedlichsten Konfigurationen mit diversen Outtakes (darunter frühe Fassungen von „Inca Roads" und „RDNZL"), Alternativversionen, dem schon bekannten Remastering von Bob Ludwig, dem originalen Quadraphonic Mix (nur auf Blu-ray), audiophilem Vinyl mit 45 rpm und zwei Konzerten vom Frühjahr 1973 (Hollywood Palladium und Cobo Hall Detroit). *(Zappa/UMe)*

RONALD BORN

Lynyrd Skynyrd

Fyfty

★★★★☆

Umfangreiche Werkschau der Südstaaten-Rocker

Als kürzlich mit Gary Rossington auch noch das letzte Originalmitglied von Lynyrd Skynyrd verstarb, glaubte man, die Band jetzt ebenfalls zu Grabe tragen zu können. Aber ihre Geschichte schien ja schon einmal fast beendet: mit dem legendären Flugzeugabsturz 1977. Die Reunion zehn Jahre später war zunächst eine anrüchige, wenn auch hochkarätige Tribute-Veranstaltung. Johnny, der jüngere Bruder ihres verstorbenen Frontmans Ronnie Van Zant, trat sein Erbe an, Rossington scharte (auch später) immer wieder begnadete Gitarristen um sich, und so wurde dann doch eine zweite Karriere daraus. Der Einstieg von Gitarrist Rickey Medlocke vor 25 Jahren war wie eine Frischzellenkur für die Band. Er versetzte ihr noch einmal einen kräftigen Schubser in Richtung Hardrock und sorgte so dafür, dass Lynyrd Skynyrd in der Gegenwart ankamen. Er hält jetzt gitarristisch die vielen Fäden in der Hand und will offenbar so bald nicht aufhören.

Die virtuosen, filigran miteinander verwobenen Leadgitarren gehörten von Anfang an zum Markenkern. Schon Al Kooper, der Lynyrd Skynyrd entdeckte und die ersten Alben produzierte, war angetan von der Abgezocktheit, mit der diese Jungspunde ihr Material im Griff hatten. Und auch wenn sie sich als gute Rednecks positionierten und beide Van Zants das stolze Lebensgefühl weißer Südstaatler besangen, ist das musikalisch alles andere als borniert. Ihre Musik vermischt schwarzes und weißes Erbe, Bluegrass, Country, Blues und Rock so harmonisch, dass man sie gegen ihre eigenen gelegentlichen Dummheiten in Stellung bringen muss. Kunstwerke sind meist schlauer als ihre Schöpfer.

„Fyfty" ist eine souverän kuratierte und die bisher umfangreichste Werkschau von Lynyrd Skynyrd, die alle Bandphasen durchsucht und neben den erwartbaren Standards, von „Free Bird" bis „Simple Man", auch Überraschungen aus dem Cowboyhut zaubert. „On The Hunt" etwa, die seelenvolle Heavy-Nummer von *„Nuthin' Fancy"*. Schon fast vergessen. *(Geffen/UMe)*

FRANK SCHÄFER

VINYL PICKS

VON WOLFGANG DOEBELING

Mary Wells
The Two Sides Of Mary Wells
★★★☆☆

Die Soulstress aus Detroit hatte mit 23 Jahren ihre beste Zeit bereits hinter sich, die scharfen Teen-Belter und ihre größten Hits, als 1966 dieses Album erschien, veranschlagt als Showcase für ihre Vielseitigkeit als Vokalistin. Aus entsprechend diversen Quellen schöpfte das Material, vom gerade in Soul-Kreisen gern gecoverten Stones-Superhit „Satisfaction", der schon in Versionen von Aretha Franklin und Otis Redding kursierte, bis zur leichten Brazil-Brise „The Girl From Ipanema", von Mary Wells heterogemäß einem „Boy" umgewidmet. *(Music On Vinyl)*

Canned Heat
Boogie With Canned Heat
★★★½☆

Das Quintett aus Kalifornien nahm seinen Blues-Rock sehr ernst, vor allem Alan „Blind Owl" Wilson hatte sich als Feldforscher des Blues hervorgetan, durchaus mit akademischer Akribie. Bei Canned Heat spielte er Slide Guitar und Harmonika. Und er sang mit hoher, kopflastiger Stimme. Etwa auf „On The Road Again", dem besten Track dieser zweiten Heat-LP von 1968, der auch weltweit auf 45 reüssierte. Die raue, voluminösere Stimme des Leadsängers Bob „The Bear" Hite sorgte für wirkmächtigen Kontrast, die Band zeigte sich bestens eingespielt. *(Pure Pleasure)*

Joni Mitchell
Court And Spark
★★★★★

Der Höhepunkt im Schaffen der Künstlerin. Den offenherzigen Bekenntnissen auf *„Blue"* ließ Joni Mitchell mit *„For The Roses"* ein labyrinthisches, verschlüsseltes Werk folgen, dann kam Anfang 1974 *„Court And Spark"*. Eine musikalische Wende, denn wurde die Sängerin zuvor primär von Rock-Größen wie Stephen Stills und James Burton begleitet, stand ihr nun mit Tom Scotts L.A. Express zudem eine Jazz-Formation zur Seite. Trotz dieses Stilwechsels avancierte das Album zum Bestseller, dank erinnerungswürdiger Songs wie „Help Me" und „Down To You". Joni selbst autorisierte das Remastering. *(Elektra)*

The Flying Burrito Brothers
The Gilded Palace Of Sin
★★★★★

Erst 26 Jahre alt war Gram Parsons, als er Ende September 1973 einen jämmerlichen Drogentod starb. Zum 50. Jahrestag versammelten sich Fans und Freunde am Ort seines Ablebens im kalifornischen Joshua Tree, um einmal mehr eine Gedenktafel anzubringen. Frühere Versuche waren vereitelt worden, diesmal schien es zu klappen. Dem Text des Tributes war allerdings zu entnehmen, Gram Parsons habe „Wild Horses", jenen Song, den ihm die Rolling Stones überlassen hatten, bevor sie ihn selbst aufnahmen, gemeinsam mit seinem Busenkumpel Keith Richards geschrieben.

Blödsinn natürlich, gegen den sich Parsons persönlich am vehementesten verwahrt hätte. Der Verdacht fiel naheliegenderweise auf Phil Kaufman. Immerhin war er es gewesen, der Grams Leichnam vor einem halben Jahrhundert entführt hatte, um ihn in Joshua Tree rituell zu verbrennen. Anyway, festzuhalten bleibt, dass Gram Parsons, Musiker und Visionär, noch heute einen legendären Ruf genießt, obwohl er nie in nennenswerten Mengen Platten verkauft hat. Und schon gar nicht mit mit *„The Gilded Palace Of Sin"*, unfassbarerweise.

Die erste von nur zwei LPs der Flying Burrito Brothers mit Gram Parsons als Klassiker des Country-Rock zu bezeichnen wäre eine böse Untertreibung. Als Mitglieder der Byrds hatten Parsons und Chris Hillman im Jahr zuvor mit *„Sweetheart Of The Rodeo"* schon einen anderen Wegweiser in Richtung Americana aufgestellt, nun taten sie den nächsten Schritt, enger noch mit der Country-&-Western-Tradition verbandelt und gefährlich näher auch am Sündenpfuhl-Hedonismus, versinnbildlicht in den Coverfotos mit der Band in Nudie-Suits.

Sowie in den auratischen Songs, die doch reale Drohkulissen für den gewählten und zu verteidigenden Lebensstil an die Wand malen, wider die Einschränkungen von Freiheit, den Kriegsdienst, die Antidrogengesetze, die Studentenrevolte. Rocksongs im Countrygewand. Und umgekehrt. Stets jedoch auf der Hut, die Menetekel fest im Blick. „This old town's filled with sin/ It'll swallow you in/ If you've got some money to burn/ Take it home right away/ You've got three years to pay/ But Satan is waiting his turn", schrieben und singen Parsons und Hillman. „It seems like this whole town's insane."

An Alternativen, preisgünstigeren zumal, besteht kein Mangel, doch liegt mit dieser aktuell wieder verfügbaren Edition endlich die ultimative vor, von Kevin Gray unter optimalen Bedingungen implementiert: „100% Analog Mastering from Real Analog Tapes, Dead Quiet 180g Virgin Vinyl, Pressed At RTI, Exquisitely Restored Jacket Art by Stoughton", verspricht das Label. Mehr geht nicht: AAA, keinerlei Digi-Kompromiss, wovon in besonderer Weise das ungleich profundere Bass-Register profitiert. „It costs more", weiß der ausgewiesene Hi-Fi-Enthusiast Michael Fremer, „but it's worth it." *(Intervention)*

Linton Kwesi Johnson
Forces Of Victory
★★★★☆

Die Performance des studierten Soziologen und Dub-Poeten in den Seventies war aufregend: Rezitationen so analytischer wie aktivistischer Gedichte in jamaikanischem Patois, untermalt von Dub-Reggae. Sein Musikerkollektiv Poet And The Roots bestand nur kurzzeitig, mündete jedoch in dauerhafte solistische Aufklärungsarbeit, politisch, literarisch, musikalisch. LKJs erste Solo-Platte erschien 1979, co-produziert von Dennis Bovell, und fiel auf medial überaus fruchtbaren Boden. Nun erscheint sie erneut, nebst Bonus-LP mit extended Dub-Mixes. *(UMC)*

Dolly Mixture
BBC Radio Sessions
★★★★☆

Debsey, Rachel und Hester aus Cambridge machten als Dolly Mixture vor gut vierzig Jahren schnuckeligen Twee Pop. Die Shangri-Las waren ihre Vorbilder, aber auch die Undertones. Aus dem Girlgroup-Sound der Sechziger und dem Punkpop der Achtziger kondensierte das Trio seine eigene Musik und hinterließ schließlich eine Handvoll vortrefflicher Singles sowie die Doppel-LP *„Demonstration Tapes"*. Eine entzückende Dokumentation von Learning by Doing. Hier ergänzt um etwas energischere Radio-Live-Mitschnitte, bisher unveröffentlicht. Mit Poster. *(Sealed)*

Joe Strummer & The Mescaleros *Streetcore*
★★★★☆

Joe Strummers Abschiedsplatte, seine dritte Studio-LP mit den Mescaleros, wurde vor zwanzig Jahren posthum auf Hellcat veröffentlicht und erfährt jetzt eine Jubiläumsbehandlung mit Extras. Wobei der Nachdruck des handgeschriebenen Textes zu „Coma Girl" bereits dem Sleeve der Originalpressung zu entnehmen war. Wichtiger ist ohnehin, dass *„Streetcore"* zu Recht als würdiges Vermächtnis des Sympathen gilt, mit einer ganzen Reihe großartiger Tracks, die das Wiederhören allemal lohnen, wie „Long Shadow", von Joe für Johnny Cash verfasst, hier produziert von Rick Rubin. *(Dark Horse)*

FOTO: GETTY IMAGES

Heatmiser

The Music Of Heatmiser

★★★½☆

Retrospektive von Elliott Smiths früher Band

Ein Eigenbrötler war der nachmals als Kultfigur verehrte Elliott Smith schon immer. Mit vierzehn aus dem Haus der Mutter in Texas aus- und beim Vater in Portland/Oregon eingezogen, startete er bald danach seine Drogenkarriere. Trotzdem schaffte er den College-Abschluss mit Diplomen in Philosophie und Politikwissenschaft - nur um dann eine ganze Weile in einer Bäckerei zu jobben und nebenbei eine Band zu gründen. Für das Debüt des Quartetts mit dem wunderlichen Namen Heatmiser interessierte sich das in Los Angeles ansässige Indie-Label Frontier Records. Aber über die Clubszene von Portland hinaus populärer wurde die Band durch zwei LPs und die 1994 veröffentlichte EP nicht. Das bestärkte den ehrgeizigen Songwriter aber darin, parallel eine Solo-Karriere zu starten. Die nicht minder ambitionierten Kollegen verließ er damals trotzdem nicht - mit ihnen nahm er weiterhin Dutzende Songs für geplante Heatmiser-Platten auf, sein Freund Neil Gust fungierte später oft nominell Co-Autor.

Die melancholischen, akustisch instrumentierten Songs des dritten und letzten Albums, *„Mic City Sons“*, hätte Smith - zunehmend Alkoholiker, depressiv, akut an Weltschmerz leidend und die Rocksongs seines Kumpels als immer unerträglicheren Lärm wahrnehmend - problemlos auf seinen Soloplatten bringen können. Dabei waren Gusts neue Kompositionen in Aggression, Pegel und Sound gegenüber den frühen Heatmiser-Anfängen entschieden reduziert. Von ihnen findet man fast zwei Dutzend im Archiv entdeckte auf dieser CD, darunter Aufnahmen, bei denen man in Smith bei seinen Songs für das Debütalbum, *„Dead Air“*, 1992 einen großen Fan von Hüsker Dü vermuten konnte. Das Demo des Titelsongs, eines von sechs in dieser Retrospektive, unterscheidet sich vom veröffentlichten Take praktisch durch nichts. Auch bei den für den Sender KBOO mitgeschnittenen Auftritten kultivierte Smith mit der Band sorgfältig dieselbe Punk-Attitüde wie The Clash und andere Pioniere des Genres. *(Third Man)*

FRANZ SCHÖLER

Susan Tedeschi

Just Won't Burn

★★★★☆

Neuauflage des zweiten Albums der Blues-Gitarristin

Als Susan Tedeschi nach dem Debüt mit *„Better Days“* ihrem Drummer die Aufsicht über die Sessions zum zweiten Album anvertraute, war das die Idee, die ihre Karriere entscheidend förderte. Tom Hambridge schrieb drei Songs für *„Just Won't Burn“* und sorgte mit einer ganz fabelhaften Produktion - er selbst so auffällig im Mix wie die Sängerin und ihre diversen Gitarren! - dafür, dass die Platte für ein kleines auf Blues spezialisiertes Label in Boston ein richtiger Bestseller wurde. Ihre Interpretation von John Prines „Angel From Montgomery“ war zwar nicht so kongenial wie die von Bonnie Raitt. Aber als Blues-Sängerin profilierte sie sich eindrucksvoll bei den eigenen Songs wie auch bei den Klassikern von Ruth Brown und Junior Wells. *(Fantasy)*

FRANZ SCHÖLER

The Cranberries

To The Faithful Departed

★★★½☆

Das schwierige dritte Album der Iren auf Vinyl

Die gute Nachricht: Nach 27 Jahren gibt es wieder eine Vinylausgabe des dritten Albums der Iren. Und die ist nicht nur preisgünstiger als das heute sehr gesuchte gelbe Original, sondern auch vorzüglich remastert. Der Hardrock-Produzent Bruce Fairbairn hatte der Band, die sich vom Megaseller *„No Need To Argue“* zu emanzipieren suchte, einen druckvollen Live-Sound für die Songs verpasst, die teils politischer, spröder, auch weniger stringent als auf dem Vorgänger daherkommen. Die 3-CD-Version enthält zusätzliche Outtakes (darunter eine uninspirierte Coverversion von „Go Your Own Way“) sowie zwölf unveröffentlichte Live-Tracks von der wegen gesundheitlicher Probleme der Sängerin vorzeitig abgebrochenen ’96er Welttournee. *(Island/Universal)*

RONALD BORN

Pere Ubu

Elitism For The People, 1975-1978
Architecture Of Language, 1979-1982

★★★★☆

US-Avantgarde-Rock in opulenten Luxus-Boxsets

In „The Book Of Hieroglyphs“ von 2012 erzählt David Thomas von einer Reise durch die Geisterstädte Amerikas. „Entlang von Landstraßen, über verlorene Brücken und an den Rändern der Interstates gibt es Orte, von denen man nicht weiß, dass man sie kennt“, heißt es im Klappentext. „Es gibt keine Karte auf der Welt, die einem sagt, wo sie zu finden sind. Eine Geschichte der Suche, eine Geschichte von gesichteten Leben.“ Buchautor Thomas, heute siebzig, ist der Kopf der Band Pere Ubu, Chronist und Verfasser dystopischer Songs, die wie Gespenster durch die (Post-) Punk-Ära schweben. Genau wie die Electro-Kollegen von Devo (Akron) kommen die Mitte der Siebziger formierten Pere Ubu (Cleveland) aus einer Industriestadt in Ohio, wo seltsame Pop-Entwürfe florierten.

Die Pop-Chroniken führen Pere Ubu als eine der einflussreichsten Bands des amerikanischen Undergrounds. Eine, die die Angst und das Chaos ihrer Zeit mit apokalyptischer Inbrunst und überraschender Menschlichkeit ausdrückt.

Zwei opulente Boxsets vom UK-Label Fire Records ermöglichen es nun, das Wesen des Avant-Sextetts zu erforschen. *„Elitism For The People, 1975-1978“* kommt als 4-Disc-Set mit Auszügen aus Pere Ubus „Scrapbook 75-82“, gestaltet von David Thomas persönlich, rare Fotos inklusive. Im Zentrum steht das brausende Debütalbum, *„The Modern Dance“* (1978), dessen Titeltrack eine Punkhymne mit Sound-Verfremdungen und einem wie irre klingenden Angstgesang ist. Dazu *„Dub Housing“* und *„The Hearpen Singles“*. Box Nr. 2 enthält das bahnbrechende *„New Picnic Time“*, in einer Kritik bezeichnet als das „gruseligste Album, das je aufgenommen wurde“. Dazu *„The Art Of Walking“* mit Mayo Thompson von Red Crayola, *„Song Of The Bailing Man“* und die Bonus-CD *„Architectural Salvage“* mit Outtakes und Kuriositäten. Platten von sonderbarer Schönheit, durchdrungen von Wahrheit, zuweilen tragisch und manchmal überaus schmerzhaft. *(Fire)*

RALF NIEMCZYK

W.A.S.P.

The 7 Savage

★★★☆☆

Sieben Platten der Skandal-Metaller aus L.A.

Um die ungeteilte Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu bekommen, spielen W.A.S.P. gekonnt die Klaviatur des Skandals. Sie übersetzen Alice Coopers Grand-Guignol-Show in die Achtziger, inszenieren eine trashige Endzeit-Dystopie à la „Mad Max“ mit einer Nackten im Käfig, der Frontman Blackie Lawless jeden Abend die Kehle durchschneidet, einem Totenschädel, aus dem er Kunstblut trinkt, und ein paar Pfund „raw meat“, das er dem Publikum vorwirft. Seine Bühnenbuxe ist mit einem Kreissägeblatt im Schritt geschmückt, und die ziert dann auch das Cover der ersten Single, „Animal (Fuck Like A Beast)“. Diese kalkulierte Geschmacklosigkeit ruft postwendend Tipper Gores Kinderschutzverein PMRC auf den Plan und verhilft der Band zu enormer, kostenloser Publicity. Ihre blutverschmierten, infantil grimassierenden Gesichter kannte man schon, bevor ein Ton von ihnen zu hören war.

Die Musik kam dabei manchmal zu kurz. Zu Unrecht, wie dieses Boxset der „Capitol Years“ zeigt. Auf den ersten drei Alben, *„W.A.S.P.“* (★★★☆☆), *„The Last Command“* (★★★½☆) und *„Inside The Electric Circus“* (★★☆☆☆), spielen Lawless und Co. eingängigen Achtziger-Party-Metal, der nicht zuletzt stimmlich stark an Quiet Riot erinnert, den Sexismus aber mit einer debilen Durchgeknalltheit zelebriert, dass der sich eigentlich selbst entlarvt. Nach dem mauen Konzertmitschnitt *„Live ... In The Raw“* (★★☆☆☆) versucht sich Lawless auf *„The Headless Children“* (★★★½☆) an erwachsenen Themen. Auch kompositorisch will er jetzt mehr. Das *„Quadrophenia“*-Cover „The Real Me“ wirft dann bereits seine Schatten voraus. *„The Crimson Idol“* (★★★½☆) ist eine „Rockoper“ über den Aufstieg und Fall des fiktiven Musikers Jonathan Steel, die mal nicht in Überambitioniertheit ersäuft. Ein zusätzliches Album mit Bonustracks und B-Seiten bildet das Schlussstück dieser Edition, die der Band sicher keine neuen Fankreise erschließt, aber die alten noch einmal amüsiert den Kopf schütteln lässt. *(Madfish/Edel)*

FRANK SCHÄFER

RollingStone GUIDE

Joni Mitchell

Zum 80. Geburtstag der berühmtesten Songschreiberin der Welt: Eine Würdigung von Joni Mitchells großartigem Lebenswerk

Von HANNS PETER BUSHOFF und ARNE WILLANDER

Essenziell

Ladies Of The Canyon
1970

1970, mit ihrem dritten Album, hat sich Joni Mitchell endgültig zu einer der wichtigsten Künstlerinnen ihrer Zeit entwickelt. Die musikalische Bandbreite ist beeindruckend, sehr dezent werden (bei „For Free“ und „Conversation“) jazzige Akzente gesetzt, die auf späteren Alben deutlicher zum Tragen kommen. Außerdem enthält es mit „Woodstock“, „The Circle Game“ und „Big Yellow Taxi“ einige ihrer bekanntesten Songs. Mit den Tantiemen aus Letzterem (mehr als 500 Coverversionen!) könnte man inzwischen ganze Industriezweige sanieren.

Blue
1971

An *„Blue“* führt kein Weg vorbei: Joni Mitchells viertes, ihr wichtigstes Album, das auch heute, 52 Jahre nach Erscheinen, immer noch alterslos und majestätisch wirkt. Als sie die Songs im Winter 1970/71 schrieb, endete gerade ihre Beziehung zu Graham Nash, eine komplizierte Liaison mit James Taylor war im Entstehen. Der Albumtitel steht für ihre Stimmungslage. Es sind Songs der Trauer, der Unsicherheit, der Einsamkeit, der Sehnsucht. Das Cover spiegelt diese Stimmungslage wider. Und dann diese Stimme. Ein veritables Meisterwerk.

Court And Spark
1974

„Court And Spark“, ihr sechstes Album, war 1974 Joni Mitchells kommerzieller Durchbruch, es bleibt bis heute ihr bestverkauftes. Es ist vom Songwriting her ein Folk-Album, aber die Jazz-Einflüsse werden trotzdem immer deutlicher: Der Saxofonist Tom Scott und seine Band L.A. Express begleiten sie. Geschmackssicher werden „Help Me“, „Raised On Robbery“ und „Free Man In Paris“ als Singles ausgekoppelt. Ein reifes und intelligent umgesetztes Album. Am Jahresende 1974 bestimmt es in den USA die Bestenlisten.

The Hissing Of Summer Lawns
1975

Sicherlich eines ihrer schwierigsten, wenngleich besten Alben, bildet *„The Hissing Of Summer Lawns“* wunderbar die Verknüpfung von engagierten Lyrics mit multikulturellen und Jazz-Einflüssen ab. Musiker von L.A. Express und den Crusaders spielen auf dem Album ebenso wie drei ihrer Ex-Lover: Graham Nash, David Crosby und James Taylor. Die Platte zeichnet in Songs wie „The Jungle Line“ oder „The Boho Dance“ einen Weg vor, den Künstler wie Paul Simon oder Peter Gabriel in späteren Jahren gehen würden.

Hejira
1976

Obwohl der Weather-Report-Bassist Jaco Pastorius hier nur bei vier Songs zu hören ist, prägt er mit seinem bundlosen elektrischen Bass doch den Sound des Albums. Es ist ein enorm inspiriertes Werk, das die Kanadierin 1976 über mehrere Monate hinweg mit Pastorius und einigen anderen grandiosen Mitspielern vorwiegend aus dem Jazz-Bereich aufnahm. Mit „Coyote“, „Amelia“, „Refuge Of The Roads“ und dem Titelsong enthält es einige ihrer herausragendsten Songs. Das Cover, fotografiert vom großen Norman Seeff, ist ein Meisterwerk: Es zeigt neben der Künstlerin jene Straße, auf der Joni nach dem Ende einer Liebe in die Wüste fuhr.

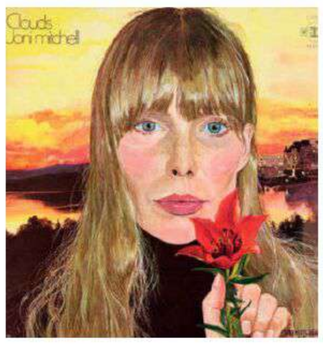
Lohnend

Song To A Seagull
1968

David Crosby, mit dem sie eine kurze Liebesaffäre hatte, produzierte das Debütalbum in Miami. Später beklagte sie sich in Interviews bitterlich über Crosbys flache Aufnahme. Crosby sagte dazu zweierlei: Erstens, sie hat recht. Es ist eine schludrige Aufnahme. Zweitens, man hat

FOTO: GETTY IMAGES

eine Liebesaffäre mit Joni Mitchell, weil sie es will. Sie wollte es dann nicht mehr. Von den offenkundigen Schwächen abgesehen sind diese frühen Songs, die Mitchell seit Jahren im Konzert spielte, atemnehmend: „Marcie“, „I Had A King“, „Michael From Mountains“ – Songs über Freundinnen und ihren Ex-Mann, der ihr Talent unterdrückte.



Clouds
1969

Ein Jahr zuvor hatte Frank Sinatra „Both Sides, Now“ für sein Album *„Cycles“* aufgenommen. Mitchell war also schon eine angesehene Songschreiberin, als sie ihr zweites Album in Hollywood selbst produzierte – nur ein Song wurde von Paul Rothchild eingerichtet. „Both Sides, Now“ wurde inspiriert von Saul Bellows Roman „Henderson The Rain King“, in dem der Protagonist in einem Flugzeug sitzt und auf die Wolken schaut. Stephen Stills kam für ein Stück ins Studio. Die chromatischen Akkorde ihres Gitarrenspiels faszinierten später Miles Davis ebenso wie Prince.

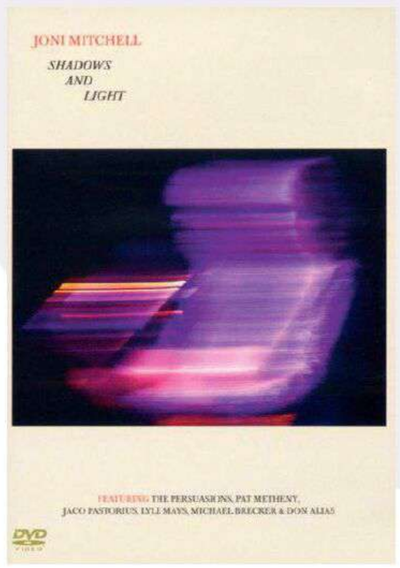
Don Juan’s Reckless Daughter
1977

Um ihren Vertrag mit Asylum zu erfüllen, nahm Mitchell dieses, wie man so sagt, „experimentelle“ Doppelalbum auf. Der ingeniöse Jaco Pastorius, Don Alias, Airto Moreira und der von Mitchell bewunderte Wayne Shorter (bei „Jericho“ und „Paprika Plains“) spielen diese lose strukturierten Jazz-Songs. Kurioserweise sangen Glenn Frey und J. D. Souther auf dem Höhepunkt des Eagles-Ruhms bei einem Song mit. Mitchells Blackface-Alter-Ego auf dem Cover heißt übrigens Art Nouveau.

FILM

„Shadows And Light“

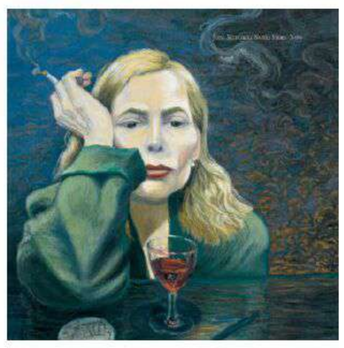
Eine Art Travelogue und Bilanz der 70er-Jahre: Man sieht ein beschwingtes Freiluftkonzert von 1979 mit Band (Jaco Pastorius am Bass) und inszenierte, etwas manierierte Studioaufnahmen und Ballettszenen. Mitchell spielt die Stücke von *„Hejira“* („Amelia“, „Coyote“, „Furry Sings The Blues“), aber auch „The Dry Cleaner From Des Moines“, „Goodbye Pork Pie Hat“, „God Must Be A Boogie Man“ – und den alten Schlager „Why Do Fools Fall In Love“. Neben dem Konzert beim Festival auf der Isle Of Wight 1970 das beste Live-Dokument von Joni Mitchell.



Ergänzend

Mingus
1979

Mitchell bewunderte den legendären Bassisten und besuchte ihn in seiner New Yorker Wohnung. Charles Mingus war schwer krank, er stimmte dieser Zusammenarbeit aber schließlich zu. Im Januar 1979 starb er vor der Veröffentlichung der Platte.



Both Sides Now
2000

Wunderschöne orchestrale Fassungen berühmter Jazz-Balladen wie „Stormy Weather“ und „I Wish I Were In Love Again“. Zwei in dieser Art instrumentierte Mitchell-Songs fügen sich ein: „A Case Of You“ und „Both Sides Now“. Das Komma im Songtitel wurde nun nicht mehr gesetzt.

Schwächer

Dog Eat Dog
1985

Ihr Freund Larry Klein riet Joni Mitchell, einen modernen Produzenten für dieses Album – das zweite bei Geffen – zu verpflichten. Er dachte an den Briten Thomas Dolby, den Schöpfer von „She Blinded Me With Science“, der im selben Jahr *„Steve McQueen“* von Prefab Sprout produzierte. Dolby programmierte lauter Geräusche und Klangeffekte mit seinen Maschinen, was Mitchell zur Weißglut trieb.

Weitere Texte über Joni Mitchell finden Sie auf der Website rollingstone.de

Preziosen

Coverversionen von Mitchell-Songs

Judy Collins: „Both Sides, Now“

Das am häufigsten von anderen Künstlern interpretierte Stück – es gibt mehr als 1600 Versionen des Songs. Zuerst hat Judy Collins den Song 1968 aufgenommen, im selben Jahr Frank Sinatra.

Bob Dylan: „Big Yellow Taxi“

Dylan fand, Joni Mitchell sei eigentlich keine Frau, sondern eher wie ein Mann. Umso schöner konnte er für das Album *„Dylan“* (1973) ihr „Big Yellow Taxi“ aufnehmen, einen ihrer beliebtesten und berühmtesten Songs.

Crosby, Stills, Nash & Young: „Woodstock“

Sie war ja nicht dort, sah aber in einem Hotelzimmer in New York die Fernsehbilder und schrieb dann die Hymne auf das Festival – von Crosby, Stills, Nash & Young gesungen, die anwesend waren.

Linda Ronstadt: „River“

Im Jahr 2000 nahm Linda Ronstadt diese süßliche Version mit Streichern für ihr Album *„A Merry Little Christmas“* auf. „Oh, I wish I had a river I could skate away on …“

Prince: „A Case Of You“

Bei Prince natürlich „A Case Of U“. Seine Version erschien 2002 auf *„One Nite Alone …“*, eine schon 1983 aufgenommene Klavierfassung posthum auf *„Piano And A Microphone“* (2018).

Harry Belafonte: „The Circle Game“

Eine in Belafontes Crooner-Stil zart gesungene Version des Songs mit dezenten Streichern im Hintergrund, erschienen 1971 auf *„The Warm Touch“*.

David Crosby: „Amelia“

Crosby, der Mitchells Genie früh erkannt hatte, sang diesen Song von *„Hejira“* wunderschön zu Klavierbegleitung für sein Album *„Sky Trails“* (2017).

Elvis Costello: „Edith And The Kingpin“

Für *„A Tribute To Joni Mitchell“* (2007) nahm Elvis Costello diese sorgfältig orchestrierte, vielleicht etwas überfrachtete Version des Songs von *„The Hissing Of Summer Lawns“* auf. George Michael interpretierte das Lied 2005 auf der EP „John And Elvis Are Dead“. Einmal klingt das Stück wie ein Song von Costello, einmal wie ein Song von Michael.

Mitchell 1974

FOTO: GETTY IMAGES

Konzerte

Dexys

EINE FRÖHLICHE FAUST

Kevin Rowland macht sich frei von Konventionen – und es alten Dexys-Fans nicht leicht

Von SEBASTIAN ZABEL

Wenn Kevin Rowland lacht, kräuseln sich seine Nasenflügel. Wobei „kräuseln“ eine Verniedlichung dessen ist, was in seinem Gesicht geschieht. Lachfalten ziehen es von der Nasenspitze aufwärts zusammen, zu einer Art fröhlicher Faust.

Er lacht ein paarmal an diesem Abend. Obwohl die Halle in München nicht ganz gefüllt ist, ein Auftritt in Berlin abgesagt werden musste und Rowland mit der kleinsten Dexys-Besetzung aller Zeiten tourt. Denn die Zeiten sind auch für ihn hart. Das Live-Geschäft lahmt, Tourneen werden immer teurer und sind doch die letzte zuverlässige Einnahmequelle für einen der prägenden Künstler seiner Generation.

Die erste Hälfte des Konzerts ist komplett dem aktuellen Dexys-Album *„The Feminine Divine“* gewidmet. Es erzählt in neun Songs von Rowlands spätem Lebensglück als unterwürfiger Diener einer vergötterten Frau. Er tut dies an diesem Abend auch in kleinen, die Songs verbindenden Spielszenen und Dialogen vor allem mit der Geigerin Claudia Chopek und dem Saxofonisten Sean Read. Das hat dann die Anmutung einer mittelbegabten Schüler-AG, was den neuen Songs nicht viel anhaben kann, denen zwar die Grandezza der frühen Jahre abgeht, die aber nicht so weit von den klassischen Dexys der Achtziger entfernt sind, wie es den Anschein hat. Die abgespeckte Bandvariante verzichtet auf Bass und Gitarre, nicht aber auf zwei Bläser, die für Rowlands Celtic Soul essenziell sind. Den Rest erledigen der einen langen bunt gestreiften Kaftan tragende Keyboarder Mike Timothy und Tim Weller am Schlagzeug, der mit Rüschenhemd, Fliege und 70er-Jahre-Brillengestell aussieht wie Roger Moore. Rowland trägt einen roten Samtcord-Anzug, die Beine superweit geschnitten, das Bolerojäckchen kurz und knapp, auf dem Kopf ein Matrosenhütchen.

Diese Vaudeville-Version von Dexys Midnight Runners rutscht mitunter in Schunkelschlager-Untiefen („It’s Alright Kevin“) und wirkt in ihren Barroom-Disco-Momenten („Goddess Rules“) auf alte Dexys-Fans befremdlich. Noch befremdlicher wirken Rowlands Selbstentäußerung als wiedergeborener Feminist und seine Anmerkungen. Wiederholt Lacher im Publikum. Was den Sänger kurz aus der Fassung bringt: „They think it’s a comedy show?!“ Ist es eben nicht. Als Rowland ein paar Worte zum Konzept des Albums verliert, ruft jemand „Sounds boring!“, was ihn sichtlich irritiert: „What did you say?“, worauf die Zwischenruferin ein „I love you!“ hinterherschiebt. Rowlands Gesicht kräuselt sich zu einer zufrieden lächelnden Faust.

Im zweiten Teil des Konzerts spielen Dexys alte Hits, wie auf ihrer Comeback-Tour vor zehn Jahren. Sie spielen „Plan B“ und „Until I Believe In My Soul“, „All In All (This One Last Wild Waltz)“ und „Come On Eileen“, „Geno“ und „Jackie Wilson Said“, alles verlangsamt und tiefergelegt, für die noch immer einzigartige, aber in den Höhen nicht mehr sichere Stimme des heute 70-Jährigen arrangiert. Am Ende steht auch das Publikum im bestuhlten Teil der Muffathalle, bis Rowland den Saal abrupt runterkocht: Die irische Trinkerballade „Carrickfergus“ singt er mit geschlossenen Augen, die Zeilen „I’m sick now and my days are numbered/ Come all you young men and lay me down“ wie ein Aufscheinen einer nahen Zukunft, die dem dünnen Mann am Mikro womöglich einen Moment der Selbstrührung beschert, seinem Publikum zumindest einen bewegenden Moment. Er beendet das Konzert mit „Tell Me When My Light Turns Green“, einem seiner frühesten Songs, der mit der Zeile „Seen quite a bit in my twenty-three years“ beginnt und den Bogen schließt, den er mehr als zwei Stunden zuvor mit dem Lied über eine Schulhofschlägerei um die Gunst eines Mädchens gespannt hatte.

Dann eine letzte Verbeugung des mutig gealterten Rowland vor seinem Publikum und seinem Lebensthema, der Freiheit, die uns die Liebe verheißt.

Dexys

München, Muffathalle

★★★½☆

FOTO: RALF DOMBROWSKI

John Grant

Brighton, Brighton Dome

★★★★½

SELBST IM MIT MUSIKALISCHEN Sensationen vertrauten Brighton spürte man bereits am Nachmittag vor diesem Konzert eine angenehme Aufgeregtheit. Der schicke Plattenladen von John Grants Label Bella Union lud nach Geschäftsschluss zu Freibier, und so fanden sich dort Fans des Sängers aus aller Welt ein. „Ich komme extra aus Portugal!“ „Ich aus Island!“ Im Nu waren die Spieluhren mit dem Song „Marz“ ausverkauft.

Dieser denkwürdige Abend im traditionsreichen Brighton Dome, von dem aus ABBA 1974 in ihre Weltkarriere starteten, stand ausschließlich im Zeichen der 1963 bei einem Flugzeugabsturz verstorbenen Sängerin Patsy Cline – ein Kind von Nashville, das sich mit einem Country-Crossover-Sound in die Geschichtsbücher katapultierte. „In den Achtzigern wurde man mit diesem ganzen elektronischen Zeug zugeballert, mit Cabaret Voltaire, Skinny Puppy, Fad Gadget – da war der Film ‚Sweet Dreams‘ über ihr Leben für mich ein Tor zu einer neuen Welt“, erklärte Grant auf der Bühne. „Crazy Arms“, ein nicht ganz so bekanntes, pianolastiges Werk, zeigte als Eröffnungsstück, dass Grant den eh schon eindringlichen Tracks eine Extraportion Wucht zu verleihen vermochte. Ohnehin war seine Bühnenpräsenz immens – und das lag nicht allein an seiner Größe, seinen weißen Schuhen und seinem Glitzerjackett mit Geschenkpapier-Sternchen.

Begleitet wurde er von einer formidablen fünfköpfigen Band, zu der auch Richard Hawley gehörte, der sich brav sitzend zurückhielt. Schade, ist er doch ein ähnlich großartiger Crooner, und nicht wenige im Publikum hatten erwartet, dass er zwei, drei Songs darbieten würde. Stattdessen stand er sogar etwas im Schatten seines Lap-Steel-Gitarren-Counterparts Shez Sheridan, der für seine Soli jede Menge Beifall einheimste. Hawley versuchte auf halber Strecke mit ein wenig Distortion eine neue Note einzubringen, stellte sich dann aber wieder gehorsam in den Dienst der Sache.

Vielleicht wären als Ausgleich für Grants einnehmendes Wesen auch zwei oder drei Backgroundsängerinnen hilfreich gewesen. Aber das waren nur Wermutströpfchen in einem Konzert voller Ohrwürmer. Zu noch mehr Höhen schwang sich „I Fall To Pieces“ von Hank Cochran auf, dem Grant tatsächlich gesanglich noch etwas hinzuzufügen hatte. „Das hier kennt ihr aber nicht!“, kündigte er schlussendlich das vielleicht erfolgreichste Stück von Patsy an – und feierte danach Willie Nelson, den Komponisten von „Crazy“.

„Blue Moon Of Kentucky“ beendete den Reigen von 19 Songs – und forderte einen trampelnden Saal heraus. Die erste von zwei Zugaben widmete Grant Simon Raymonde, dem Gründer von Bella Union, und einige staunten, wie sehr Patsy Cline doch wie Grant klang. Aber da erkannten die Ersten, dass es sich um „Paint The Moon“ handelte, einen Song seiner alten Band The Czars. Perfekt passend zum Schlussakkord mit „If I Could Only Stay Asleep“ und fallende Blätter imitierenden Pianoparts! „A dream that wouldn’t last …“ Und so ging auch dieser wunderbare Abend zu Ende. **FRANK LÄHNEMANN**

John Grant spielt Songs von Patsy Cline, begleitet von Richard Hawley

ROLLING STONE Night

Hamburg, Reeperbahn Festival

★★★★½

NOCH DÜMPELT EINE DRUM Machine. Laura-Mary Carter, die E-Gitarre umgeschwungen, wippt im Takt. Steven Ansell sitzt hinterm Schlagzeug. Sie warten. Und dann ballern sie los. Die Drum Machine wird niedergeknüppelt, Carter feuert mächtige Powerakkorde in die Menge. Carter und Ansell sind die Blood Red Shoes, und mit ihnen beginnt die ROLLING STONE Night beim Reeperbahn Festival.

Es ist Samstag Abend in Hamburg, das Gruenspan ist völlig ausgelastet. Auf der Großen Freiheit stehen die Leute Schlange, um noch in den Club zu kommen und die beiden Briten zu sehen. Die wiederum haben offenbar nicht damit gerechnet, dass so viele Fans hier sein würden, und spielen eine Art Greatest-Hits-Festivalset. „It’s Getting Boring By The Sea“, dieser Torpedo von einem Song, der mit gnadenloser Energie nach vorn drischt, kommt sehr früh im Set. „Ist jemand hier, der uns damals im alten Molotow gesehen hat?!“, ruft Ansell. Zustimmendes Jubeln aus allen Ecken des Clubs.

Danach ein Tempowechsel. Die BPM-Zahl wird halbiert: Jetzt kommen Arab Strap, die schottischen Slowcore-Veteranen. Noch ein Duo, aber der Kontrast könnte kaum größer sein. Aidan Moffat und Malcolm Middleton betreten die Bühne unauffällig, spielen leise los. Der Text jedoch ist weniger unauffällig: „It was the biggest cock you’ve ever seen“, singt Moffat, „but you’ve no idea where that cock has been.“ Es gibt schlechtere Zeilen, mit denen man ein Konzert eröffnen kann.

Das Finale der ROLLING STONE Night ist eine Premiere: das Aufeinandertreffen zweier musikalischer Welten. Der elektronische Musiker Stimming hat mit den Sänger:innen des NDR Vokalensembles unter der Leitung von Chefdirigent Klaas Stok klassische Werke der Chormusik neu einstudiert. Er ergänzt die Gesänge um Bässe, Beats, Synths und Field Recordings, die er auf seinem Ableton-Push-3-Controller vor sich hat. Die sakralen Gesänge schweben im Raum, die Beats laufen dagegen. Musik für Mönche, die in der Dunkelheit raven. Ein Abend, der mit Blood Red Shoes begonnen hat und mit Arab Strap weiterging, kann ja eigentlich nur mit Johann Sebastian Bach enden. **JAN JEKAL**

Codeine + Wa22ermann

Berlin, Pop-Kultur-Festival

★★★★½

VON EINEM ZUM ANDEREN Ende des Universums der Popmusik gelangt man an diesem Abend in einer halben Minute. Horden von Menschen drängen sich auf dem Gelände der Berliner Kulturbrauerei am letzten Tag des Pop-Kultur-Festivals, ein Dutzend Locations wird bespielt. In der Alten Kantine kann man die 24-jährige Berliner Rapperin Wa22ermann sehen, eine der meistgefeierten Debütantinnen der Saison. Sie singt und rappt mit oft heruntergepitchter Stimme von den Freuden und Risiken rauschhafter Nächte. „Schädel brummt/ Bass ballert, Kopf platzt, gehe dumm/ Boden klebt so wie Wachs um mich rum“, heißt es etwa in dem Lied „Bienennest“. Die kleine Venue ist prall gefüllt mit Menschen um die zwanzig, vor allem junge Frauen hüpfen zur Musik auf und ab.

Im benachbarten, größeren Kesselhaus hingegen besteht das Publikum aus Männern zwischen 45 und 65, hier spielt die Band Codeine, deren epochale Alben *„Frigid Stars LP“* und *„The White Birch“* 1990 und 1994 erschienen, also zu Beginn des Jahrzehnts, an dessen Ende Wa22ermann geboren wurde und Codeine sich bis auf Weiteres auflösten. 2012 kamen sie wieder zusammen, und seither spielen sie unbeirrt die alten, langsamen Lieder vom Hass auf sich selbst und auf andere Menschen, wozu ihre an diesem Abend sichtlich ergriffenen Verehrer langsam die Oberköper vor und zurück schwanken lassen und traurig aneinander vorbei oder auf den Boden blicken. „I’ll throw sand in your eye/ You need a reason to cry/ I’ll throw sand in your eye/ I need a reason to smile“, heißt es in dem Stück „Tom“, und so weit die Musik von Codeine von der Gegenwart von Wa22ermann und ihren Verehrerinnen entfernt zu sein scheint, denkt man doch: Würden sie solche Zeilen mit heruntergepitchten Stimmen zu verhallten Trap-Beats vortragen, die Zustimmung der zwanzigjährigen Druffis im Nachbarsaal wäre ihnen zweifellos sicher. **JENS BALZER**

FOTOS: LIDIJA DELOVSKA, ROLAND OWSNITZKI

Sleaford Mods
Das Duo aus Nottingham überzeugt seit Jahren im Spannungsfeld von Electro-Punk und HipHop.
www.fkpscorpio.com

28.10. **München**, Tonhalle

Black Country, New Road
Nach dem Ausstieg von Sänger Isaac Wood steht nun neue Musik, jenseits der ersten zwei Alben, im Fokus.
www.powerline-agency.com

29.10. **Köln**, Kantine

Noel Gallagher's High Flying Birds
Den Höhenflug seiner Post-Oasis-Formation setzt Noel Gallagher im November mit einem Konzert fort.
www.schoneberg.de

06.11. **Düsseldorf**, Mitsubishi Electric Halle

Devendra Banhart
Jenseits seiner musikalischen Aktivitäten als Psychedelic-Folk-Singer-Songwriter sind die Zeichnungen des amerikanisch-venezolanischen Künstlers in den Galerien der Welt zu sehen.
www.bta.com

25.11. **Berlin**, Passionskirche
26.11. **Hamburg**, Kampnagel

Erdmöbel
Zur klassischen Rock-Besetzung kamen im Laufe der Zeit Bläser und elektronisches Instrumentarium hinzu. Ihre speziellen Weihnachtskonzerte gelten außerdem als legendär.
www.msk-live.de

02.12. **Mannheim**, Theaterhaus G7
07.12. **Münster**, Friedenskapelle am Friedenspark
08.12. **Unna**, Lindenbrauerei
09.12. **Freiburg**, Jazzhaus
15.12. **Zwickau**, Alter Gasometer
16.12. **Berlin**, Lido
17.12. **Frankfurt**, Brotfabrik
21.12. **Köln**, Gloria
22.12. **Hamburg**, Knust

RS PRÄSENTIERT

Fehlfarben

ROLLING STONE Beach

Mit Dinosaur Jr., The Notwist, Lee Fields, Bob Mould, Andy Frasco & The U.N., The Lathums, Fehlfarben, Charlotte Brandi, Been Stellar, Coach Party, Die Nerven, Eagle And The Men, Ewan Mainwood, Girl And Girl, Girl Scout, Goose, Ida Mae, Medium Build, Pillow Queens, Thee Sacred Souls, Jerry Leger, Tristan Brusch, Will Butler + Sister Squares u. a.

www.rollingstone-beach.de

10./11.11. **Ostsee**, Ferienpark Weissenhäuser Strand

Arab Strap
Seit der Wiedervereinigung 2016 erlebt das visionäre schottische Slowcore-Duo seinen zweiten Frühling.
www.powerline-agency.com

05.11. **Stuttgart**, Im Wizemann Studio
06.11. **Köln**, Luxor
07.11. **München**, Rote Sonne
08.11. **Berlin**, Lido
09.11. **Leipzig**, Heilandkirche
10.11. **Hannover**, Café Glocksee

Jerry Leger
Nicht nur Ron Sexsmith ist (zu Recht) Fan dieses an Gene Clark, The Band aber auch an Roy Orbison geschulten, begnadeten kanadischen Singer-Songwriters.
www.jerryleger.com

27.10. **Rinkerode,** Alte Dorfschänke
07.11. **Berlin**, Loophole

Calexico
Amerikanischer und mexikanischer Folk und Wüstenrock in Lauergeschwindigkeit lässt sich wieder live erleben.
www.schoneberg.de

27.10. **München**, Isarphilharmonie
28.10. **Berlin**, Theater des Westens
29.10. **Hamburg**, Laeiszhalle
30.10. **Köln**, Philharmonie

Wednesday
Die Band aus Asheville/North Carolina frönt dem Alternative Rock und Shoegaze-Sounds – allerdings mit Lap-Steel und von der Americana der Drive-By Truckers inspiriert.
www.puschen.net

28.10. **Hamburg**, Molotow
30.10. **Berlin**, Frannz Club
01.11. **Köln**, Bumann & Sohn

FOTO: NEAL MCQUEEN

Ida Mae

Das in Nashville lebende britische Duo verbindet Folk, Americana und Rock. Auf Tour werden die jungen Eltern derzeit noch von ihrem Baby, Cassie Jean, begleitet.
www.fkpareaone.de

07.11. **München**, Strom
09.11. **Berlin**, Badehaus
13.11. **Köln**, Luxor

Coach Party

Die Indie-Punk-Band um Sängerin und Bassistin Jess Eastwood und Gitarristin Steph Norris stammt von der Isle of Wight.
www.fkpscorpio.com

06.11. **Wiesbaden**, Schlachthof
07.11. **Köln**, MTC
09.11. **Berlin**, Privatclub

Weyes Blood

Die als Natalie Laura Mering geborene Künstlerin versteht sich auf somnambule Balladen und Kammerpop.
www.puschen.net

06.11. **Berlin**, Astra Kulturhaus

Teenage Fanclub

Kurt Cobain und Liam Gallagher kürten sie zur besten respektive zweitbesten Band der Welt.
www.target-concerts.de

27.10. **Köln**, Kulturkirche

Jochen Distelmeyer

In exklusivem Rahmen präsentiert der Blumfeld-Sänger auf seiner Solo-Akustik-Tour Songs aus allen Phasen seines weitreichenden und außergewöhnlichen Schaffens.
www.buback.de

09.11. **München**, Amerikahaus
10.11. **A-Ambach**, Vereinshaus
11.11. **A-Ebensee**, Kino
12.11. **A-Graz**, Orpheum
14.11. **A-Wien**, Rote Bar Volkstheater Wien
15.11. **A-Baden**, Cinema Paradiso
16.11. **A-St. Pölten**, Cinema Paradiso
18.11. **Magdeburg**, Moritzhof
20.11. **Münster**, LWL Museum
21.11. **Bielefeld**, Heimat + Hafen
22.11. **Oberhausen**, Ebertbad
23.11. **Köln**, Kulturkirche
25.11. **Schorndorf**, Manufaktur
27.11. **Darmstadt**, Centralstation
28.11. **Trier**, Tufa

Nick Waterhouse

Nach einem intimen Berliner Club-Gig im Mai läutet der Kalifornier seine R&B-Renaissance hier nun im großen Stil ein.
www.wizpro.com

06.11. **Berlin**, Huxleys

Lloyd Cole

Bei diesem exklusiven Konzert stellt Cole sicher auch Material von seinem neuen Album, *„On Pain“*, vor.
www.contrapromotion.com

02.11. **Köln**, Theater am Tanzbrunnen

Lee Fields

Seinen Spitznamen „Little JB“ bekam der 73-jährige Soul-Sänger aufgrund stimmlicher Ähnlichkeiten mit dem großen James Brown.
www.fkpscorpio.com

06.11. **Leverkusen**, Jazztage
08.11. **Aschaffenburg**, Colos-Saal
09.11. **Worpswede**, Music Hall
12.11. **Karlsruhe**, Tollhaus

Fehlfarben

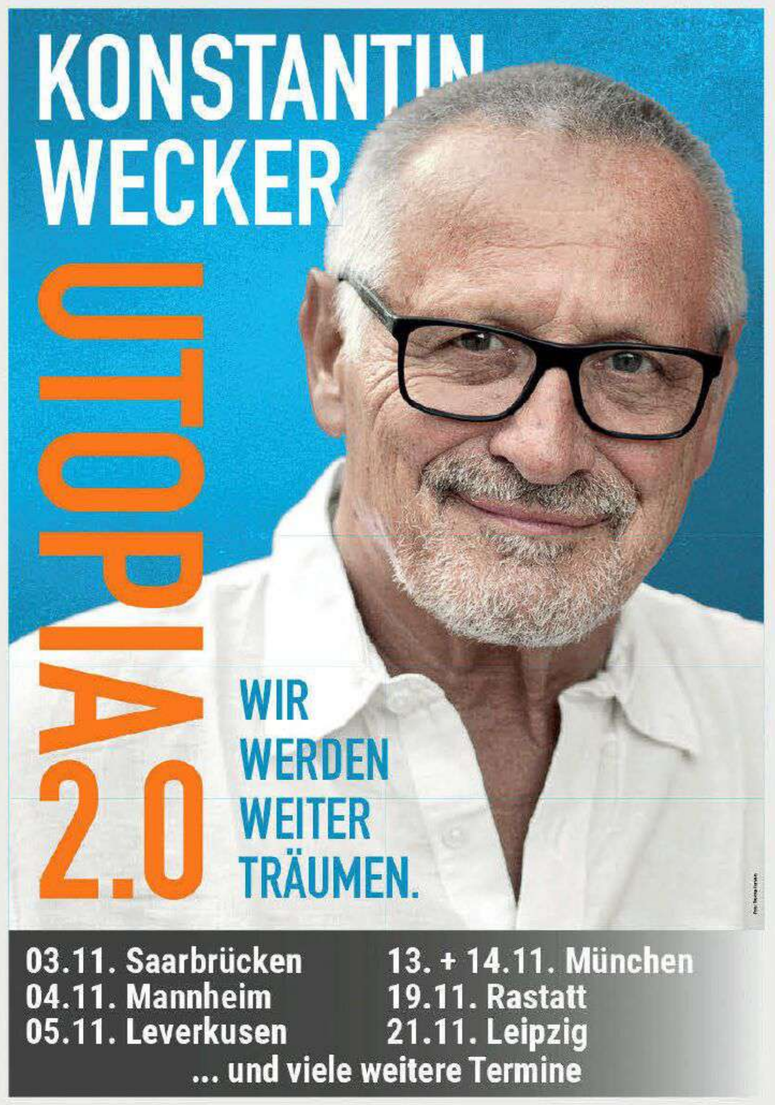
Die deutschen Post-Punk-Legenden melden sich auf der Bühne zurück. Zudem wird ihr gefeiertes Album *„Handbuch für die Welt“* erstmals auf Vinyl erscheinen.
www.atatak.com

08.11. **Wuppertal**, Die Börse
09.11. **Rüsselsheim**, Das Rind
22.11. **Hamburg**, Fabrik
24.11. **Hameln**, Sumpfblume
25.11. **Lugau**, Landei
27.11. **Halle (Saale)**, Steintor Varieté
28.11. **Erfurt**, Kalif Storch
30.11. **Rostock**, MAU Club
01.12. **Dresden**, Reithalle Straße E

AKTUELLE TERMINE GIBT ES AUF
www.rollingstone.de

FOTOS: SVEN SINDT, LEE FIELDS, DEAN CHALKLEY

ADticket



ADticket.de

WAHRHEIT UND FIKTION

Sandra Hüller spielt groß auf als Schriftstellerin und Mutter unter Verdacht

Von THOMAS HUMMITZSCH

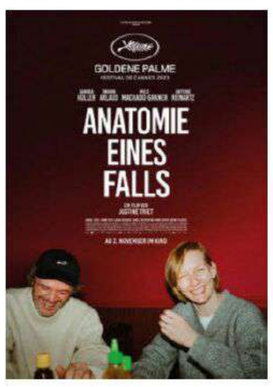
Kluge Inszenierung: Mord oder Unfall?

Können Sie nur über Dinge schreiben, die Sie selbst erlebt haben?“, fragt eine junge Studentin die Schriftstellerin Sandra Voyter, die mit ihrem Mann, Samuel, und dem gemeinsamen Sohn, Daniel, in einem Chalet in den französischen Alpen lebt. Natürlich müsse man, um zu schreiben, etwas erleben, antwortet die Autorin, Fiktionen hätten ihre Wurzeln schließlich in der Wirklichkeit. Dann bricht die Gegenwart lärmend in dieses Gespräch, laute Musik schallt in Dauerschleife durch das Haus. Das sei ihr Mann, seufzt die Schriftstellerin verlegen, er arbeite. Je länger die Musik läuft, desto mehr schlägt die gelassene Atmosphäre in Beklemmung um, sodass die Frauen beschließen, ihr Gespräch zu vertagen.

Mit diesen Sequenzen beginnt Justine Triets „Anatomie eines Falls“; sie werden später von Bedeutung sein. Kurz nach dem Gespräch dreht der elfjährige Daniel mit dem Hund eine Runde. Als er zurückkommt, findet er seinen Vater blutüberströmt vor der Berghütte, jede Hilfe kommt zu spät.

Wurde Samuel ermordet? Hat er sich aus Verzweiflung in die Tiefe gestürzt? Oder ist sein Tod vielleicht Resultat eines tragischen Unfalls? Letzteres glaubt Sandra, die jedoch bald selbst in den Fokus der Ermittlungen gerät. Obwohl man ihr nichts nachweisen kann, wird Anklage gegen sie erhoben.

Ausgerechnet ihr sehbehinderter Sohn (beeindruckend gespielt von Milo Machado Graner) wird zum Hauptzeugen in einem nervenaufreibenden Indizienprozess, der die Angeklagte in vielfacher Weise herausfordert. Denn vor Gericht wird nicht nur ihre komplexe Ehe unter die Lupe genommen, sondern auch das Verhältnis zu ihrem Sohn auf eine Bewährungsprobe gestellt. Aus dem Sturz eines Körpers wird der freie Fall einer Frau, der zweieinhalb Stunden akribisch untersucht wird.



Anatomie eines Falls

Sandra Hüller

Regie: Justine Triet

KINOSTART: 2.11.

★★★★½

Justine Triets vierter Langfilm ist ein packendes Justiz- und Beziehungsdrama. „Anatomie eines Falls“ wirft die Zuschauer mitten hinein in das undurchsichtige Chaos der Ereignisse und ihrer Vorgeschichte und verweigert dabei augenöffnende Rückblenden. Die Kamera bleibt während der Verhandlungen – mit einer klug gesetzten Ausnahme – im Gerichtssaal, wo Widersprüche, Halbwahrheiten und steile Hypothesen von einem überambitionierten Staatsanwalt (Antoine Reinartz) und einem sensiblen Verteidiger (Swann Arlaud) verhandelt werden.

In dem Ringen um die Frage, was an diesem Tag wirklich geschah, zerschellt das Bedürfnis nach juristischer Klarheit immer wieder an der Durchlässigkeit des Lebens. Genau das scheint die emanzipierte Autorin verdächtig zu machen, und Justine Triet versteht es, diese Voreingenommenheit zu bebildern. Als die Angeklagte mit der Audioaufnahme eines Streits belastet werden soll, springt der Film für einen Moment in die Konfliktsituation. Als aber auf der Tonspur der Disput eskaliert, ist die Kamera wieder im Gerichtssaal. Niemand sieht etwas, aber alle machen sich ein Bild.

„Anatomie eines Falls“ wurde im Mai beim Filmfestival in Cannes als bester Film ausgezeichnet. Das lag nicht nur am genialen Drehbuch und der klugen vielsprachigen Inszenierung, sondern auch am furchtlosen Spiel von Sandra Hüller („Sisi & Ich“, „Ich bin dein Mensch“, „Toni Erdmann“), die ihre gleichermaßen spröde wie verletzliche Figur in aller Ambivalenz verkörpert. In jeder Geste und jedem Blick liegt die ganze Welt der Emotionen, aber auch eine größtmögliche Selbstkontrolle, die nur schwach die seelischen Abgründe verdeckt. Sandra Hüller macht dieses psychologische Porträt einer Frau mit Geheimnissen, die um ihr Recht auf ein freies Leben kämpft, zu einem cineastischen Großereignis.

FOTO: LESFILMSPELLEAS/LESFILMSDEPIERRE

Killers Of The Flower Moon
Leonardo DiCaprio, Robert De Niro
Regie: Martin Scorsese
★★★★½

Da die durchschnittliche Spielfilmlänge von einst anderthalb auf zweieinhalb Stunden angewachsen ist, kann sich ein Kino-Epiker wie Martin Scorsese natürlich nicht lumpen lassen und kommt mit seinem neusten Werk sogar auf dreieinhalb – während derer fast durchgängig Leonardo DiCaprio zu sehen und zu hören ist. Eine Orgie schauspielerischer Unsubtilität erwartete der Autor dieser Rezension. Doch zu Unrecht: DiCaprio spielt Ernest Burkhart, einen dummdreisten, rückgratlosen Mann, der nach dem Frontdienst im Ersten Weltkrieg bei seinem Onkel William Hale (Robert De Niro) in Oklahoma aufschlägt und sich in dessen Plan einbinden lässt, den durch Ölfunde auf dem Reservat immens reich gewordenen Native-Americans-Stamm der Osage um die Bohrlizenzen zu bringen – auf serienmörderische Art.

Basierend auf der wahren Tragödie der Osage Murders, die der „New Yorker"-Autor David Grann recherchierte, verfolgt Scorsese in seiner typischen Mischung aus Weitblick und Atemlosigkeit, wie Burkhart von seinem monströsen Onkel in eine Ehe mit der osagestämmigen Mollie (Lily Gladstone) manipuliert und in die sukzessive Eliminierung ihrer Familie hineingezogen wird, um Ölmillionen zu erben, begünstigt durch ein vom Kongress eingeführtes, korruptionsanfälliges Vormundsystem, das die Osage in der Kontrolle ihres Vermögens beschneidet.

Zu Musik des kürzlich verstorbenen Robbie Robertson arbeitet Scorsese diese Makabritäten aus, mit ebenso viel Gespür für die graduelle Öffnung von Abgründen wie für die Aufklärungsarbeit des noch jungen FBI, zu dessen ersten großen Fällen die Osage Murders zählen. Toll hier Jesse Plemons, der gerade eben genug von der Creepiness seiner Rolle des Todd in „Breaking Bad" durchlässt, um als Agent Tom White zu überzeugen. Und: DiCaprio (übrigens Co-Produzent des Films) reibt sich als Burkhart anrührend auf im Dilemma aus Gier, Verstrickung und echter Zuneigung zu Mollie. Manchmal kann er eben doch spielen. *(Kinostart: 19.10.)* **JOHANNES VON WEIZSÄCKER**

Die Theorie von Allem
Jan Bülow, Olivia Ross
Regie: Timm Kröger
★★★★½

42. So lautet die Antwort auf die endgültige Frage nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest – zumindest wenn man Douglas Adams Glauben schenkt. Der deutsche Regisseur Timm Kröger hingegen schickt sich nun an, „Die Theorie von Allem" zu offenbaren.

1962 reist Johannes mit seinem Doktorvater in die Schweizer Alpen, um dort an einem physikalischen Kongress teilzunehmen. Als Höhepunkt gilt der Vortrag eines iranischen Wissenschaftlers zur Quantenmechanik, doch während die illustre Gesellschaft auf seine Ankunft wartet, gerät alles aus den Fugen: Die geheimnisvolle Hotelpianistin verschwindet, ein bedeutender Physiker wird ermordet, und Johannes ist bald einem Geheimnis auf der Spur, das ihn in die Untiefen der Berge führt.

„Die Theorie von Allem" ist eine cineastische Séance, Timm Kröger weckt die Geister der Filmgeschichte und füllt sie mit neuem Leben. Der in Schwarz-Weiß gedrehte Film wandelt auf den Spuren des Noir, lässt Hitchcock durch den Zauberberg schreiten, um dann einen mysteriösen Schatten auf die idyllische Bergwelt zu werfen. Was wie ein klassischer Krimi beginnt, bekommt schnell einen metaphysischen Twist, und auch wenn die Erzählhaltung eher verkopft ist, verweigert sie einem nie den Zugang. Denn Kröger setzt vor allem auf die Sinnlichkeit des Kinos: Die großartige Kamera von Roland Stuprich erschafft auf den ersten Blick vertraute Bilder, die sich dann jedoch als subtil entrückt entpuppen, und die Musik von Diego Ramos Rodríguez wiegt einen permanent in falscher Sicherheit.

„Die Theorie von Allem" ist ein Vexierspiel mit der Realität, die immer weiter aufbricht und ein Paralleluniversum freigibt, ohne dabei in fantastische Gefilde abzudriften. Und auch wenn sich die Spur des Verständnisses manchmal im Tiefschnee verliert und nicht alle aufgeworfenen Fragen geklärt werden, ist der Film aufgrund seiner überbordenden Erzähllust absolut sehenswert. Und die fehlende Antwort liegt ja eh parat: 42. *(Kinostart: 26.10.)* **CORNELIS HÄHNEL**

Vermeer – Reise ins Licht
Gregor Weber, Pieter Roelofs
Regie: Suzanne Raes
★★★★☆

In Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" erleidet der Schriftsteller Bergotte, nachdem er das Bild „Ansicht von Delft" von Vermeer betrachtet hat, einen Schwächeanfall. Nicht immer sind die Reaktionen so heftig, aber bis heute hat Vermeers Kunst nichts von ihrer Faszination verloren. Suzanne Raes begleitet in ihrem Dokumentarfilm die Vorbereitungen der bislang größten Ausstellung des Altmeisters im Amsterdamer Rijksmuseum. Dabei öffnet sich der Blick nicht nur für die präzisen Kompositionen der Gemälde, sondern es wird auch mit modernster Technik hinter die Farbe geblickt. Raes nimmt sich viel Zeit, mitunter sind die Analysen spannend verdichtet wie ein Krimi. Ein Glücksfall für alle, die nicht zur Ausstellung fahren konnten. *(Kinostart: 9.11.)* **CH**

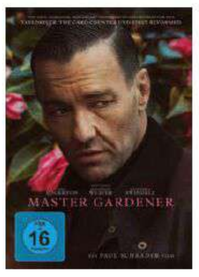
Mein Sohn, der Soldat
Omar Sy, Alassane Diong
Regie: Mathieu Vadepied
★★★☆☆

Senegal 1917. Als der 17-jährige Thierno von der Kolonialmacht Frankreich zwangsrekrutiert wird, meldet sich sein Vater, Bakary, freiwillig zum Kriegsdienst, um ihn zu beschützen. In Europa lässt er nichts unversucht, um mit ihm zu überleben. Regisseur Mathieu Vadepied widmet sich einem wenig aufgearbeiteten Thema der französischen Geschichte, den „Tirailleurs sénégalais", wie die Soldaten aus dem Senegal bezeichnet wurden. Das Antikriegsdrama erzählt dabei weniger von den Gräueltaten im Schützengraben als vom angstvollen Warten zwischen den Schlachten. Omar Sy („Lupin") überzeugt hier zwar als Bakary, doch der Film bleibt eher eindimensional, vor allem weil er zu sehr am altbekannten Vater-Sohn-Konflikt klebt. *(Kinostart: 2.11.)* **CH**

Ingeborg Bachmann
Vicky Krieps, Ronald Zehrfeld
Regie: Margarethe von Trotta
★★☆☆☆

Nach dem Kummer komme die Freude, zitiert die junge Schriftstellerin Ingeborg Bachmann den französischen Dichter Apollinaire, als sie Max Frisch das erste Mal begegnet. Liebeskummer treibt Bachmann Mitte der 60er-Jahre dann in die Wüste, wo die völlig erschöpfte Dichterin nach der Trennung von Frisch in der Gesellschaft ihres Landsmanns Adolf Opel Freude wiederfinden will. Die komplizierte Künstlerbeziehung und ihre psychische Verarbeitung in Marokkos Wüste bilden die zwei Pole, zwischen denen Margarethe von Trottas neuer Film beständig wechselt. Dabei folgt die im Rückblick erzählte Geschichte dieser Beziehung aus der Perspektive der österreichischen Lyrikerin, der keineswegs entgangen ist, dass die anfängliche Leidenschaft zwischen ihr und Frisch schnell in Missverständnisse und Eitelkeiten gekippt ist. In Zürich litt Bachmann unter Frischs Verschlossenheit und dem Geklapper seiner Schreibmaschine, der Schweizer Biedermann wiederum wurde krank vor Eifersucht, wenn der ebenso schönen wie klugen Dichterin Bewunderung von Seiten des männlich dominierten Literaturbetriebs entgegengebracht wurde.

Die feministische Filmemacherin von Trotta, die sich bereits mit den menschlichen Seiten von Ikonen wie Rosa Luxemburg und Hannah Arendt beschäftigt hat, beschreibt das Miteinander von Bachmann und Frisch als toxischen Irrtum zweier grundverschiedener Menschen. Außen vor lässt sie das literarische Schaffen und die gegenseitige künstlerische Inspiration – ihr Film konzentriert sich ganz auf das Gefühlige. Dabei hatte zumindest Bachmann stets darauf geachtet, dass das Private privat blieb und sie als öffentliche Person nur durch die Sprache glänzte. Für diesen Glanz findet der Film aber ebenso wenig Bilder, wie Vicky Krieps und Ronald Zehrfeld ein produktives Verhältnis zu ihren Figuren gewinnen. Alles in dieser Wüste bleibt trocken. Das wird weder den Werken noch dem komplizierten Verhältnis von Bachmann und Frisch gerecht. *(Kinostart: 19.10.)* **THOMAS HUMMITZSCH**



Master Gardener
Joel Edgerton, Sigourney Weaver
Regie: Paul Schrader
★★★★☆

„Master Gardener“ ist der letzte Teil von Paul Schraders Filmtrilogie über einsame Männer, die von ihrer extremen Vergangenheit eingeholt werden. In „First Reformed“ (2017) ging es um religiösen Fanatismus, in „The Card Counter“ (2021) um Kriegstraumata. Das neue Werk dreht sich um die Überwindung einer Existenz als gewalttätiger weißer Suprematist.

Nachdem er ein Zeugenschutzprogramm durchlaufen hat, pflegt Narvel Roth (Joel Edgerton) das Anwesen der reichen Witwe Norma Haverhill (Sigourney Weaver) und hält in seinem Tagebuch philosophische Erkenntnisse fest, etwa dass das Gärtnern dem „Glauben an die Zukunft“ gleichkomme. Seine Neonazi-Vergangenheit indes trägt er in Form entsprechender Tattoos auf dem gesamten Oberkörper mit sich herum. Dass seine Mitarbeiter im Garten je Einblick unter Roths stets akkurat zugeknöpftes Exterieur erhalten haben, scheint unwahrscheinlich. Haverhill hingegen kennt seine Vergangenheit – Roth leistet ihr nicht nur im Garten Dienste, sondern gelegentlich auch im Bett.

Als Haverhill ihre verwaiste afroamerikanische Großnichte Maya (Quintessa Swindell) bei Roth in die Lehre schickt, geraten die Dinge in Bewegung. Roths und Mayas Vergangenheiten reichen plötzlich auf existenzielle Weise in die Gegenwart hinein und drohen den Glauben an die Zukunft empfindlich zu stören.

Menschliche Haut als Tableau für Geschichte und Identität ist eine zwingende Metapher. Dennoch wirkt hier einiges etwas naiv und klischeehaft, was durch die an sich hübsche Analogsynthesizer-Musik von Devonté Hynes (sonst auch als R’n’B-Pop-Produzent Blood Orange bekannt) noch verstärkt wird: Oh, eine traurige Szene, also gleich einen traurigen Vintage-Akkord drunterlegen! Andererseits gelingt es Schrader und seinem Ensemble immer wieder, emotionale Abgründe durch Zurückhaltung und Vermeidung von Overacting spürbar zu machen. Durch die Lücken in Gesprächen und Gesten dringt die Wahrheit hervor. *(DVD, Bluray/Leonine)* **JOHANNES VON WEIZSÄCKER**

Hank Williams

TV

VOM LEBEN BEGLAUBIGT

Das monumentale Mount Rushmore der Hillbilly- und Bluegrass-Musik: Ken Burns’ Dokumentarserie „Country Music“ bei Arte

ARNE WILLANDER
SCHAUT FERN

Die erstaunlichsten und traurigsten Geschichten in dieser 16-stündigen Dokumentarfilmserie handeln von Jimmie Rodgers, dem singenden Zugbremser, und von Hank Williams, dem Hillbilly-Shakespeare. Der eine hatte Tuberkulose und kaufte immerzu neue Autos, wenn er Geld bekam, und der andere hatte ein Rückenleiden und betrank sich besinnungslos, bis er während einer Reise zu einem Konzert auf der Rückbank starb.

Ken Burns hat Dokumentarfilme über den Sezessionskrieg, den Zweiten Weltkrieg und den Vietnamkrieg gemacht und einen großen Dokumentarfilm über Muhammad Ali. Mit dem Autor Dayton Duncan hat er die neun Episoden von „Country Music“ genauso eingerichtet: Er erzählt chronologisch und anhand von Biografien. Wir sehen ärmliche Hütten in den Appalachen und in

„George Jones SINGT nicht Country Music – er IST Country Music“

Virginia, ausgemergelte Farmer und depravierte Fabrikarbeiter. Wir sehen die Carter Family. Wir hören Fiddle, Banjo und Mandoline. Und wir hören die Stimme von Peter Coyote aus dem Off, der uns vom harten Leben in der Großen Depression erzählt, von Versicherungsfirmen, die sich Radiosendungen mit Live-Gesang kaufen, und der Entwicklung der Ton- und Aufnahmetechnik. Sodann der Aufstieg des Western-Swing-Impresarios Bob Wills in den 30er-Jahren und die Tanzbodenbälle, bei denen er die Musiker „mit loderndem Blick“ anspornte, Hank Williams, die Grand Ole Opry, die Bluegrass-Meister Bill Monroe und Earl Scruggs, Patsy Cline, Dolly Parton, Loretta Lynn, Kris Kristofferson, Emmylou Harris und Gram Parsons, Johnny Cash, Willie Nelson, Waylon Jennings, Outlaw Country und Countrypolitan in den 70er-Jahren, der Produzent Billy Sherrill, der Gitarrist Marty Stuart, der Songwriter Rodney Crowell, Rosanne Cash, George Jones, Tammy Wynette und die Nitty Gritty Dirt Band. Schließlich die „Hat Acts“ Garth Brooks und Vince Gill.

Mit autoritativer Stimme verkündet Peter Coyote die Pointe, nachdem er von der Aussichtslosigkeit von Willie Nelsons kargem *„Red Headed Stranger“* 1975 berichtet hat: „It sold two million copies.“ Und auch Marty Stuart spricht vor der Kamera geübt hemingwayesk: „Ohne Jimmie Rodgers hätte es nichts von all dem gegeben.“ Mein Lieblingssatz lautet: „George Jones SINGT nicht Country Music – er IST Country Music.“

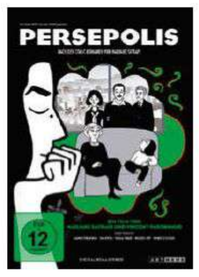
Hier ist alles vom Leben beglaubigt.

FOTO: GETTY IMAGES ILLUSTRATION: STUDIO PONG

SERIEN

VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT

Hofmann in „Alles Licht …“



Persepolis

Regie: Marjane Satrapi, Vincent Paronnaud

★★★★½

Am 16. September 2022 starb die kurdischstämmige Iranerin Jina Mahsa Amini, nachdem sie Tage zuvor von iranischen Sittenwächtern verhaftet worden war, weil sie ihr Kopftuch nicht korrekt getragen haben soll. Ihr Tod löste eine bis heute andauernde Protestwelle aus. Der Zwang, den Hidschab zu tragen, gilt im Iran seit der Islamischen Revolution 1979. Wie sehr dieser Umsturz damals die Gesellschaft verändert hat, zeigt der Animationsfilm „Persepolis“ von Marjane Satrapi aus dem Jahr 2007, der jetzt digital remastered erscheint - eine Adaption ihres gleichnamigen Comics von 2000/04.

Satrapi, 1969 in Rascht geboren, erzählt darin von ihrer Kindheit im Iran, von ihren Eltern, dem Erwachsenwerden. Trotzdem ist „Persepolis“ keine klassische Coming-of-Age-Geschichte, denn all das findet mitten im gesellschaftlichen Wandel statt, in einer Zeit, die geprägt ist von Angst, Gewalt und Unterdrückung. Wie das Buch ist auch der Film in Schwarz-Weiß-Zeichnungen gehalten, die jedoch stets von schillernder Poesie durchzogen sind. Satrapi entpuppt sich als Meisterin der Zwischentöne, mit kleinen Situationen gibt sie einen Einblick in das Überleben in einem rigiden Regime.

Kleine Anekdoten führen in die Abgründe der Gesellschaft und offenbaren das destruktive Ausmaß von Kontrolle und Zwang. Zum Beispiel wenn Marjane in Jeans und mit Michael-Jackson-Button an der Jacke auf den Schwarzmarkt stapft, um sich Iron-Maiden-Kassetten zu kaufen - und in die Arme der Sittenwächterinnen läuft. In solchen Szenen bricht die durchaus humorvolle und selbstironische Erzählhaltung an der Härte der sozialen Realität und es ergibt sich ein differenziertes Bild der Gleichzeitigkeit einer Liebe zur Heimat und der Verzweiflung über die politische Herrschaft. Auch fünfzehn Jahre später hat „Persepolis“ nichts von seiner subversiven Wucht eingebüßt. Im Gegenteil, es ist erschreckend zu sehen, dass im Iran noch immer die gleichen Kämpfe gekämpft werden müssen. *(DVD, Blu-ray, 4K/Leonine)* **CORNELIS HÄHNEL**

FOTO: NETFLIX

Alles Licht, das wir nicht sehen ★★★★☆

Aria Mia Loberti, Hugh Laurie, Lars Eidinger

Anthony Doerrs Roman hat den Pulitzerpreis gewonnen, etwas plakativ ist der Plot allerdings schon: Ein blindes Mädchen sendet mitten im Zweiten Weltkrieg aus einer französischen Kleinstadt Radiobotschaften in die Welt hinaus – in dem Glauben, dass die Menschheit mit Mitgefühl und Wissen noch zu retten ist. Sie führt die Tradition eines Professors fort, dem auch der junge Werner Pfennig immer zugehört hat. Die Nazis haben den hochbegabten Techniker vereinnahmt, doch als er Marie-Laure LeBlanc aufspürt, hat er innerlich längst die Seiten gewechselt. Louis Hofmann und Aria Mia Loberti ziehen einen mit ihrer wunderbaren Unschuld trotz der Zeiten in die hin und wieder etwas krude Geschichte hinein (es geht neben Widerstand und der Kraft des gesprochenen Wortes auch noch um einen geheimnisvollen Diamanten). Am Ende stiehlt mal wieder Hugh Laurie als traumatisierter Onkel Etienne allen die Show, ohne dass er viel Pathos braucht. Ist es legitim, eine Serie anders zu beschließen als die Buchvorlage? Hier lässt einen das offene Ende auf jeden Fall mit der Zuversicht zurück, dass es auch im dunkelsten Moment die Hoffnung auf Licht gibt. *(Netflix)* **BF**

Die Therapie ★★★½☆

Stephan Kampwirth, Emma Bading, Helena Zengel

Nach der Netflix-Miniserie „Liebes Kind“ legt Amazon Prime mit einer Serienfassung von Sebastian Fitzeks Debütroman, „Die Therapie“, nach und beweist: Deutschland kann auch Psychothriller. Wie das Buch erweist sich die Serie als verstörendes Verwirrspiel nach Scandi-noir-Vorbild, bei dem alles nicht so ist, wie es zunächst scheint. Zwei Jahre nachdem seine Tochter Josy (Helene Zengel aus „Systemsprenger“) verschwunden ist, versucht der Psychiater Viktor Larenz (Stephan Kampwirth) in der Einsamkeit einer Nordseeinsel zur Ruhe zu kommen – wird aber von einer mysteriösen Frau (Emma Bading) heimgesucht, die offenbar etwas über Josy weiß. *(Amazon Prime Video)* **GR**

The Lovers ★★☆☆☆

Johnny Flynn, Roisin Gallagher, Alice Eve

Als Seamus (Johnny Flynn), der britische Moderator einer Polit-Talkshow, in Belfast vor einem wütenden Mob flieht, landet er im Hinterhof von Janet, einer nordirischen Supermarktmitarbeiterin, die sich gerade erschießen will. Nachdem sich die beiden so gegenseitig das Leben gerettet haben, verlieben sie sich ineinander, dann kommt es wegen Janets Vergangenheit zur Trennung und dann – Überraschung! – zur Versöhnung. David Irelands Versuch, die etwas aus der Mode gekommene romantische Komödie in der Tradition der Sozialdramen von Ken Loach politisch aufzuladen und nebenbei mal eben die Geschichte des Nordirlandkonflikts aufzuarbeiten, scheitert kolossal. *(Sky)* **GR**

Twin Peaks – Der Film

Kyle MacLachlan, Ray Wise

Regie: David Lynch

★★★★½

„Hate to say I told you so“-Argumentationen sind uncool, aber die Freude darüber, dass Quentin Tarantino bei seiner Einschätzung des „Twin Peaks“-Films 1992 falsch lag, ist groß: „Lynch ist so sehr in seinem eigenen Arsch verschwunden, dass ich keine Lust habe, einen weiteren Lynch-Film zu sehen, bis ich von etwas anderem als dem hier höre“, sagte der damalige Newcomer-Regisseur Tarantino in Cannes. Bis dahin glaubten alle, dass Lynchs Debüt, „Eraserhead“ von 1977, am schwierigsten zu interpretieren sei. Mit dieser Vorgeschichte zur „Twin Peaks“-Serie aber, die Lynch 1990 auf dem Höhepunkt seines Ruhms zeigte, wurde sein Schaffen weit rätselhafter, obwohl er auf etablierten Figuren - Leland Palmer, Laura Palmer, Dale Cooper - aufbaute. Der Film floppte, Lynch bangte um seine Karriere.

Heute sind Prequels in Kino und TV Standardware. Nichts scheint erfolgversprechender und einfacher zu sein, als gerade das Wie-es-wurde-was-es-ist auszubreiten. Man kann sämtliche Figuren, also auch solche, die gestorben sind, zurückholen. Aber Lynch war mit dieser Arbeit der Erste, der seine Story in die Vergangenheit ausdehnte. Und er wagte noch etwas: ein Prequel, das mehr Fragen aufwarf, als es beantwortete. Er stieß mit neuen, nicht in der Serie vorkommenden Elementen und Figuren - den Backwoods Men, Garmonbozia, interdimensionalen Reisen, einem gruseligen von David Bowie gespielten Geheimagenten - eine neue Tür auf. Er drehte nicht nur eine Vor-, sondern auch eine Nachgeschichte der Serie. All diese Inhalte sollten essenziell sein für sein späteres, unwahrscheinliches Meisterwerk. „Twin Peaks: The Return“, die Miniserie von 2017, kann nur mit Wissen aus dem geschassten Film von 1992 verstanden werden.

Leland Palmer tötet seine Tochter Laura. Will man das - jetzt in 4K - so drastisch sehen? Ja. Weil man danach sieht, wie Laura zu Angelo Badalamentis Engelsklängen von „The Voice Of Love“ in den Himmel entschweben darf, endlich erlöst. *(4K Ultra HD, Blu-ray/Arthaus)* **SASSAN NIASSERI**

Bücher

GEGEN DIE SKLAVEN-MORAL

Cynthia Fleurys Theorie des Ressentiments ist intellektuell frei und inspirierend

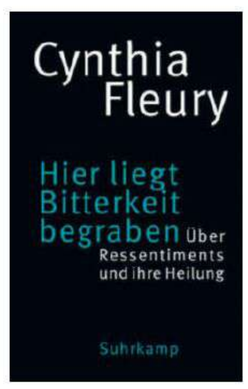
Von JENS BALZER

Die Bitterkeit, die die französische Psychoanalytikerin und Philosophin Cynthia Fleury mit dem Titel ihres neuen Buches „Hier liegt Bitterkeit begraben“ meint, ist das Gefühl, das heute viele Menschen zu beherrschen scheint. Sie fühlen sich zu wenig geschätzt und als Opfer, sie sind gekränkt davon, dass sie nicht die Rolle in der Gesellschaft und in der Welt einnehmen, von der sie glauben, dass sie ihnen zusteht. Darum wählen sie zum Beispiel rechtspopulistische Parteien, die mit der Wiederbelebung des Patriotismus und eines völkischen Gesellschaftsverständnisses den Menschen neue Stärke zu schenken versprechen. Dass dies in einer global vernetzten Welt nicht funktionieren kann, ist offensichtlich. Aber das Gefühl, das damit angesprochen wird, ist stärker als alle Vernunft. Was sich daraus ergibt, bezeichnet Cynthia Fleury mit dem Begriff „Ressentiment“. Im Untertitel des Buchs verspricht sie Heilung davon. Dieses Versprechen vermag sie, so viel kann man sagen, nicht einzulösen.

Aber darum geht es auch nicht, und dennoch oder gerade deswegen lohnt die Lektüre. Cynthia Fleury betrachtet das Ressentiment aus den verschiedensten Perspektiven. Als Psychoanalytikerin sucht sie nach seinen Wurzeln in der frühkindlichen Abnabelung von der Mutter, in der elementaren Verlusterfahrung, die jedes menschliche Dasein prägt. Mit dieser kann man umgehen, indem man sich auf die Welt hin öffnet oder indem man die Erfahrung des Mangels, der Schwäche in sich hineinfrisst, indem man diese Erfahrung so lange „wiederkäut“, so formuliert es Fleury, bis sie wie jede zu lange gekaute Nahrung eben „bitter“ wird. Wie diese Bitterkeit zum gesellschaftlichen Phänomen wird, das beschreibt sie mit den Begriffen der Philosophie Friedrich Nietzsches und seines Schülers Gilles Deleuze. Für Nietzsche ist es ein Kennzeichen der „Sklavenmoral“, dass die Menschen sich nicht aus ihrer eigenen Schwäche befreien können, sondern ein Ressentiment gegen jeden zu hegen beginnen, den sie für stärker halten als sich selbst. Das führt Fleury drittens zur „Massenpsychologie des Faschismus“, wie sie 1933 von Wilhelm Reich formuliert wurde, und den daran anschließenden „Studien zum autoritären Charakter“ von Theodor W. Adorno.

So umkreist sie das Phänomen des Ressentiments aus psychoanalytischer, philosophischer und soziologischer Perspektive – und bleibt aber nicht dabei stehen, das Ressentiment bloß auf Seiten der, wie Adorno gesagt hätte, verblendeten Massen zu verorten, die sich von starken Führern vereinnahmen lassen. Im interessantesten Kapitel des Buchs widmet sie sich dem großen Theoretiker der Dekolonisierung Frantz Fanon und beschreibt seine Anstrengungen, das Trauma der Sklaverei zu überwinden. Dies kann nur gelingen – darin geht sie mit ihm d’accord –, wenn die ehemals kolonisierten Subjekte sich nicht in ihrer Opferrolle einrichten, sondern wenn sie sich stattdessen als Menschen begreifen, die mehr sind als das, was ihnen von einer rassistischen Gesellschaft zugewiesen wird. Hier ist Cynthia Fleury eine entschiedene Verfechterin des Universalismus, und entschieden kritisiert sie darum auch den Hang der aktuellen Identitätspolitik, die Härte von Diskriminierungserfahrungen mit der Verhärtung von Identitäten zu beantworten: sein Selbstverständnis ganz daraus zu beziehen, dass man eine „schwarze Frau“, ein „Muslim“ oder was auch immer ist. Nicht woher er kommt, macht einen Menschen aus, sondern wohin er gehen will, woraufhin er sich öffnet. Man muss die Erfahrung des Opferseins überwinden – sonst verfällt man eben wieder nur dem Ressentiment.

„Hier liegt Bitterkeit begraben“ ist kein einfaches Buch, es verlangt Konzentration, und es fordert dazu auf, all die zitierten Schriften noch einmal im Original zu lesen (etwa das wunderbare Nietzsche-Buch von Deleuze). Aber wenn man sich darauf einlässt und nicht erwartet, am Ende einfache Antworten zur Heilung der Ressentiments und zur Überwindung der aus ihnen resultierenden gesellschaftlichen Krisen zu finden, wird man reich belohnt: Man erhält einen neuen Blick auf Zusammenhänge, die einem vorher verschlossen waren, auch weil sie nicht in die herrschenden politischen Weltbilder passen, und man erhält einen neuen Blick auf die Welt.



Cynthia Fleury

Hier liegt Bitterkeit begraben

SUHRKAMP

★★★★½

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

Dipo Faloyin
Afrika ist kein Land
★★★★☆
Brillantes Plädoyer für ein differenziertes Afrika-Bild

Als der Fernsehkoch Jamie Oliver vor zehn Jahren sein Rezept für „original afrikanischen" Jollof-Reis veröffentlichte, war die Aufregung groß, denn seine Zutatenliste war ein wildes Sammelsurium, weit entfernt vom Original. Heute wäre er dafür höchstwahrscheinlich gecancelt worden, oder zumindest wäre die Debatte mit Buzzwörtern wie „kulturelle Aneignung" gespickt. Dipo Faloyin erzählt #jollofgate anders. Ihm geht es um die vielfältige Geschichte, die mit diesem Reisgericht verbunden ist, und um seine Bedeutung für jede einzelne Familie in Westafrika.

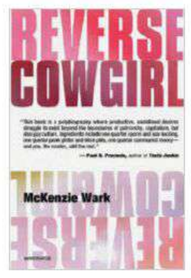
In ihrem berühmten TED-Talk „The Danger Of A Single Story" hat die nigerianische Autorin Chimamanda Ngozi Adichie vor den Missverständnissen gewarnt, denen wir aufsitzen, wenn wir über „den" afrikanischen Kontinent sprechen. Dipo Faloyin bezieht sich nicht nur auf Adichie – auch dem früh verstorbenen Binyavanga Wainaina und dessen Satire „How To Write About Africa" setzt er ein kleines Denkmal, wenn er sich über die vielen unsäglichen Klischees in Filmen über Afrika lustig macht. Die erbittert geführte Diskussion um den richtigen „afrikanischen Akzent" für den Marvel-Blockbuster „Black Panther" ist eines der besten Kapitel in „Afrika ist kein Land", das nebenbei bemerkt so unfassbar gut geschrieben ist, dass sich allein deshalb die Lektüre lohnt.

Die eigentliche Wucht kommt aber woandersher. Manchmal genügt es, das Offensichtliche zusammenzufassen, damit klar wird, welche Ungeheuerlichkeit darin steckt, mit der der Westen sich sein Bild von Afrika zimmert. So schlagen die verheerenden Auswirkungen des Kolonialismus bis heute durch. Die Folgen falsch verstandener westlicher Entwicklungshilfe und die zögerliche Rückgabe gestohlener Kunstschätze fußen immer noch auf der arroganten Haltung „Die brauchen halt Hilfe". Das Problem liegt nicht nur in den falschen Bildern. Sie verstellen uns immer wieder den Blick. Und da ist eine Menge, was wir nicht sehen. *(Suhrkamp)* **BIRGIT SCHMITZ**

Julie Burchill
Willkommen bei den Woke-Tribunalen
★★★☆☆
Keine Gefangenen beim Kampf gegen Bettnässer

Die stolzen Kerle ihrer Kindheit, die „munteren Cockneys und stoischen Nordländer" der britischen Arbeiterklasse, lagen Julie Burchill schon immer am Herzen. Das zeigt auch ihr jüngstes Buch, in dem die Autorin meinungsstark auf die „Generation Bettnässer" losgeht: „Wokeness ist das Gebrüll der privilegierten Mittelmäßigen, die verzweifelt versuchen, im Mittelpunkt zu stehen, und sich vor jeder Herausforderung ihres fadenscheinigen Selbstverständnisses fürchten: ein Wutanfall mit sozial engagiertem Alibi." Burchills böser Boomer-Humor kann sehr amüsant sein, und Begriffe wie „menstruierende Menschen" tippt man selbst auch nicht gern ins Notebook. Doch die hundertprozentig britische Autorin sieht keine intellektuellen Gegner mehr, sondern sie hat Feinde, die wie Kaninchen erlegt werden müssen. Während Susan Neiman sich in ihrem jüngsten Buch, „Links ist nicht woke", dem Thema Identitätspolitik philosophisch nähert und einen neuen linken Universalismus fordert, lädt die ehemalige Revolverheldin des „NME" in jedem Kapitel erneut die Bazooka durch. Meinetwegen, solange es der Unterhaltung dient, aber Burchills Kritik an „Tugendpächtern" und „Schneeflocken" ist oft derart zugespitzt und schwarzweiß gemalt, dass Beifall von der Rechten nicht ausbleibt. Neben einer grundsätzlichen Abneigung gegen Muslime macht Burchill auch kein Hehl aus ihren Sympathien für Thatcher und den Brexit.

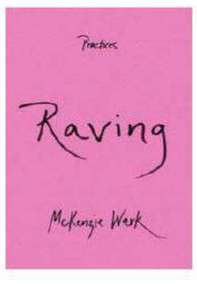
Trotzdem ist es richtig, dass sie hypermoralische Standgerichte wie das auf Twitter gegen die als „TERF" (trans-exclusionary radical feminist) geschmähte Autorin J. K. Rowling ins Visier nimmt. Der Klassismus der Woke Bros und die Empörung über „kulturelle Aneignung" haben ebenfalls einen Konter verdient. Leider werden auch viele wichtige Punkte arg polemisch ausgehauen; Quellen bleiben oft im Dunkeln. Aber wo Burchill draufsteht, ist eben Burchill drin. Dafür hat sie immerhin Humor, der ihren Gegnern abgeht. *(Edition Tiamat)* **JÜRGEN ZIEMER**



McKenzie Wark
Reverse Cowgirl
★★★★½
Autobiografie in sexueller und popkultureller Hinsicht

Schlampe, Schlange, Schlick, Schluck, Schlonz: das sind einige von den Wörtern, mit denen McKenzie Wark sich selbst bezeichnet, eine „schwelgerische Frau", die 1961 in Australien in einem männlichen Körper geboren wurde und in den Achtzigern in den USA zu einem prominenten Medientheoretiker aufstieg. Wie sie wurde, was sie heute ist, erzählt sie in diesem autobiografischen Buch. Seit ihrer Jugend erprobt sie sexuelle Rollenmodelle, inspiriert von den Moden der Popkultur, von Glam, Disco und Punk bis in die Gegenwart. So wird in analytisch äußerst interessanter Weise Pop-Geschichte als Spiegel sich wandelnder sexueller Selbstverständnisse sichtbar. Und eine Menge gevögelt wird dabei natürlich auch. *(August)*

JENS BALZER



McKenzie Wark
Raving
★★★★☆
Essay über das Raven als Praxis und Utopie

Mit Ende fünfzig durchläuft McKenzie Wark schließlich die Transition zur Frau und erlebt einen weiteren Frühling des Sex – wie auch des Ravens. Sie lässt sich in New York durch die illegalen Klubs (ja, die gibt es dort wirklich noch) treiben und genießt ihren Status als „Rave Mom" unter meist viel jüngeren Menschen. In diesem noch nicht auf Deutsch erschienenen Essay beschreibt Wark die kollektive Ekstase, die Aufhebung der Zeit, die Befreiung der Körper, alles, was zu einem guten Rave beiträgt – aber auch alles, was dabei stört, etwa diese Cis-Männer, die sie „Punisher" nennt, die sich breitbeinig vor dem DJ-Pult aufbauen, um auf ihr Smartphone zu schauen oder den Cis-Frauen um sie herum ins Ohr zu brüllen. *(Duke University Press)* **JB**

M. Göres/M. Summen (Hg.)
Was erscheint, ist gut, was gut ist, erscheint
★★★★☆
Storys vom Staatsakt-Label

Für Nina Walser fing „ein neues Leben an", als sie Tocotronic im Radio hörte. Christiane Rösinger wollte seit ihrem vierten Lebensjahr Sängerin werden und sang auf dem Acker „mit der Karotte in der Hand". Jens Friebe sah mit seinen Eltern (!) ein John-Lennon-Musical und beschloss, dass er „Rockstar werden möchte von Beruf". Reverend Dabeler spielte außer Klavier auch „die Gitarre von Onkel Dieter", der alle Elvis-Platten hatte. Wenn einem die Oral-History-Sammlung der Künstler:innen des Staatsakt-Labels etwas sagt, dann, dass alle Wege zur Musik führen.

Mit „Was erscheint, ist gut, was gut ist, erscheint" hat das Label sich zum 20-Jährigen eine verbale Diashow geschenkt, einen subjektiven, ehrlichen Stream of Consciousness, den rund 40 Musiker:innen fließen lassen. Der gemeinsame Nenner „Musikliebe" ist dabei so riesig wie spezifisch. Mal ähneln sich die Initiationsgeschichten und man liest nur aus Gutmütigkeit weiter, mal rühren die Erfahrungen, die von deutschen (und österreichischen) Orten in Ost und West, von den Siebzigern, Achtzigern und Neunzigern erzählen, zu Tränen. Sie zeugen von der luziden Selbstbetrachtung und der Vielfalt der Beteiligten, die erkennen: „Ganz klar: Ich schreibe keine Hits" (Barbara Morgenstern), oder: „Das ist es, was man als Songwriter erst mal lernen muss. Dass es nicht darum geht, Gefühle auszudrücken, sondern die Leute nicht zu verlieren" (Frank Spilker).

Eine Aufbruchsstimmung wie in Jürgen Teipels 2001 ähnlich konzipiertem Generationenporträt „Verschwende Deine Jugend" ist in den „Staatsakt Stories" nicht eindeutig auszumachen, aber auch unnötig: Es gibt hunderttausend Gründe, Musik zu lieben, zu machen und zu leben. Dass das Indie-Label seinen Künstler:innen dabei selbstlos die Bühne überlässt (nur in einem Kapitel wird das Thema Label behandelt), macht das Buch über den Geburtstag hinaus zu einem schönen und wichtigen Dokument: Hört gut zu, Kinder, Oma und Opa erzählen vom Klang! *(Verbrecher)* **JENNI ZYLKA**

The Look

EINE FOTOKOLUMNE VON THOMAS KRETSCHMANN

You. You were a friend/ You were a friend of mine, I let you spend the night/
You see, it was my fault/ Of course it was mine

I'm too hard at work/ Have you ever heard of anything so absurd/ Ever in your life?/ I'm sorry for wasting your time

Who am I to say this situation isn't great?/ Well, it's my job to make the most of it/
How could we ever know that this would happen to me?/ Not that easy

Hey, what's that you say?/ You're not blaming me for anything/ Well, that's great, but I don't break that easy/ Does it fade away?

So that's why I'm apologizing now/ For telling you I thought that we could make it/
I just don't get enough to believe that/ We've both changed

Who am I to say this situation isn't great?/ It is my time to make the most of it/ Of course I didn't know that it would happen to me/
Not that easy, no/ No, no, no/ When all along the fault's been up for grabs/ Why can't you have it?/
Well, if it's for sale, what is your offer?/ I will sell it for no less than what I bought it for/ Pay no more than absolutely zero

„Absolutely Zero", Jason Mraz, *„Waiting For My Rocket To Come",* 2002

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das zweiundsechzigste.

WIR SIND NICHT AUS SCHOTTLAND UND WIR SPIELEN AUCH NICHT GOLF

KYRÖ MALT RYE WHISKY

▼

30ml KYRÖ MALT IN EIN GLAS MIT EIS GEBEN UND MIT SCHWEPPES WHITE PEACH AUFFÜLLEN

KYRÖ ▼ BRUTALLY FINNISH

KYRODISTILLERY.COM

DENON®

Wir alle nehmen Klang anders wahr. Warum also hören wir alle gleich? Die Denon PerL Pro sind die einzigen Premium-True Wireless-Kopfhörer, die sich perfekt an Dein Gehör anpassen. Erlebe perfekt auf Dich abgestimmten Klang mit verlustfreien und räumlichen Audiotechnologien.

Denon PerL Pro

Die Evolution des personalisierten Sounds.

www.denon.com